65

66 76

-1-

Französische

Mord-

und

Unglücksgeschichten,

wie sich solche

seit den Unruhen in Frankreich

wirklich zugetragen haben.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Aus dem Französischen übersetzt,

und zum Druck befördert

von

einer Gesellschaft Bürger

der kaiserl. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien.

Wien und Prag,
1793.

BIBLIOTECA CENTRAL

Vorbericht.

Frankreich, das Land der Empfindsamkeit, der Siz gefallender Sitten, und, seit Ludwigs des XVI. Zeiten, der Wallfahrtsort aller europäischen Nazionen, denen es um Höflichkeit, Anstand, Artigkeit, und Verfeinerung des gesellschaftlichen Charakters zu thun war, ist in einem Zeitraume von vier Jahren so sehr in Wildheit und Zügellosigkeit versunken, ist so sehr ausgeartet, daß es nicht mehr zu kennen ist. — Frankreich, welches bis diese Stunde uns Deutsche Barbaren aus Norden nennet, beweiset izt eine Barbarei, mit welcher

selbst die Geschichte der unaufgeklärtesten Zeiten, der Zeitpunkt der ewigen Befehdungen unsere Nazion nicht brandmarket. — Frankreich, das mächtige Frankreich, welches selbst in alle europäische Kabinetter den größten Einfluß hatte, in alle Staatshändel sich mischte, bei allen Streitigkeiten sich zum Mittler aufwarf, und so oft seine Vermittelung an der Spitze furchtbarer Kriegsheere respektabel machte, dieses Frankreich hat sein politisches Uibergewicht durch die gräulichste Raserei verloren, und wird nun von der ganzen gut gesinnten Welt verspottet, verachtet, höchstens bemitleidet. Das von der Natur so außerordentlich begünstigte Frankreich, das Land des Uiberflusses, und des Wohlstandes leidet Hunger, und fühlet alle möglichen Bedrängnisse, ist dermassen in Schulden verfallen, daß es sich nicht zu helfen weis. — Frankreich, dessen Könige sonst die unumschränktesten Monarchen waren, vor deren Blicken sonst

Millionen Menschen zitterten, deren Winke so gerne und so willig befolgt wurden, wie die strengsten, die wichtigsten Befehle; kurz, dessen Könige halb vergöttert wurden, eben dieses Frankreich begegnet nun seinem guten Könige auf die allerschimpflichste Weise. — Frankreich, das sonst tändelte, sang, tanzte, spielte, und sich auf alle Arten belustigte, raset, wüthet, raubet, plündert, senget, brennet und mordet von den Pyrenäen bis Straßburg, von Marseille bis Calais.

So schildert man itzt dieses unglückliche Königreich, und leider! ist diese Schilderung nur zu wahr. — Gegenwärtige Geschichten beweisen es. Sie sind Erzählungen eines Augenzeugen. — Ein deutscher Mann, der sein Vaterland liebt, und sich glücklich preist, unter einem monarchischen Scepter zu leben, gab ihnen deutschen Geist, deutsches Gewand, in der zuversichtlichen

Hoffnung, daß sie Schrecken, Entsetzen, Abscheu gegen Unordnung, und Zügellosigkeit bei seinen Landesleuten bewirken, und bei selbigen die Uiberzeugung von der großen Wahrheit erneuern werden, daß nur da Völkerglück wohnen könne, wo Gottesliebe, Religionsachtung und Regentensicherheit herrschen.

Nro I.

Erste Geschichte.

Weiber der niedrigsten Gattung mißhandeln Ludwig den XVI., und seine königliche Gemahlinn.

Im September des Jahres 1789 verbreitete sich in der Hauptstadt Frankreichs das Gerücht, der König würde sich mit seiner Familie heimlich von **Versailles** nach **Metz** begeben. **Ludwigs** Feinde brachten diese Sage in's Volk, um nur noch mehr den Groll im Herzen des Unterthans gegen seinen Monarchen anzufachen, und — es glückte auch den Verräthern. — Den 5ten October desselben Jahres bewaffneten sich die Fischerweiber, — Schwerter, Dolche, Sensen, Feuerhaaken, Beile, und Gabeln waren ihre Waffen, — gesellten sich noch Hunderte des elendesten Trosses zu, drangen in die Wohnung des Gouverneurs von **Paris** de la Fayette, zwangen diesen an ihre Spitze gen **Versailes** zu ziehen, und dort, — ewige Schande unserm Jahrhunderte! — dort behandelte diese Rotte eine der

ersten Königsfamilien, wie man kaum in Otaheite den geringsten Menschen behandelt: Dort schlichen in Weibskleidern verkappte Meuchelmörder zur Stunde der Mitternacht in das Zimmer der Königinn, fielen wüthend über das Lager einer Kaiserstochter her, schrien Mord — und wollten ihn üben. Doch die Vorsicht wachte über **Oestreichs Antonie**; nur wenige Augenblicke vorher war diese erhabene Fürstinn zu ihrem Gemahle geflohen — mit blossen Füssen, aller Kleidung beraubt, floh sie, und suchte ihres Lebens Rettung in den Armen des königlichen Gatten. Schreckliches Schicksal! — Am folgenden Tage zwang dieser Auswurf der Menschen den König und seine Familie, mit ihm nach **Paris** zu ziehen. **Ludwig** that es. Verschiedene seiner Getreuen hatte man indessen gemordet, und die Köpfe derselben auf Picken gesteckt, die man dem Könige vortrug. Die Fischweiber giengen voran. Ganz Paris klatsche diesen Elenden Beyfall zu. — Vom Brandwein berauscht, drang diese Hefe des Volks in die Nationalversammlung, und erhielt, — zum Lohne ihrer Grosthat, — Sitz und Stimme unter den Gesetzgebern Frankreichs. — Wer nur im geringsten einige Anhänglichkeit an den König, die königliche Familie, oder an die vorige rechtmäßige monarchische Regierungsform blicken ließ, der wur-

de

de ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet. Das Leben eines Menschen war um eine Stecknadel feil. — Tausende von Franzosen flohen; kein Fremder blieb unter den Empörern. — Die Königinn war durch alle diese Vorfälle noch nicht gekränkt genug, man trieb die Frechheit noch weiter. — Ludwig und Antonie bekamen eine Wohnung, wo sie kaum die Nothwendigkeiten des Lebens hatten. Die Königinn hieß im Volke nicht mehr Majestät, man nannte sie Madame. Man verkaufte öffentlich einen Kupferstich mit der Unterschrift: **Die Leiden Ludwigs des XVI.** Auf dem Bilde hieng der König am Kreuze, und neben ihm, zu beiden Seiten, ein Geistlicher und ein Edelmann am Galgen.

Welche Nazion hat jemals mit ihrem Monarchen solchen Spott getrieben.

Zweite Geschichte.

Flucht des Königs. — Behandlung desselben bei der Wiederkehr.

Lange schon bemüheten sich die Freunde des Königs denselben zu bereden, aus seinen Landen zu entfliehen. Doch Ludwig gab auch den dringendsten Vorstellungen nicht nach, Er wollte keineswegs ein Volk verlassen, das er ohngeachtet aller Ausschweifungen noch immer als Vater liebte. Da sich aber die Greueln mit jedem Tage mehrten, ja mit jedem Tage die Gefahr selbst für das königliche Haus wuchs; so glückte es endlich dem Marquis von Bouille seinen Monarchen zur Flucht zu bewegen. Der König sollte sich nach Montmedy, einem Schloße an den niederländischen Gränzen begeben, da von Bouille's Truppen bewacht, und zum Wohl des Reichs eine neue Versammlung von Deputirten zusammen berufen werden. So war der Plan. — Diesem Plane gemäß verließ der König, und die ganze königliche Familie die Thuillerien und Paris in der Nacht vom 20ten bis zum 21ten Junius 1791.

Nach

Nach dem gewöhnlichen Abendessen befahl der König, man solle ihn erst um 8 Uhr des Morgens wecken. — Nachdem die aufwartenden Personen entfernet waren, wurde erst denjenigen, die zur unmittelbaren Bedienung des Königs gehörten, das Vorhaben eröffnet. **Ludwig der XVI.** verkleidete sich in einen Kammerdiener. — Um 1 Uhr nach Mitternacht giengen die königlichen Personen nach und nach, in verschiedenen Zeiträumen, jede einzeln für sich, hinweg, und kamen nach und nach ohne Hinderniß zum Schloße heraus. Auch die Königinn war verkleidet. Auf dem bestimmten Platze standen schon die Kutschen. Man nahm den Weg nach **Champagne.**

Erst gegen 9 Uhr des Morgens, am 21ten Junius, wurde man die Entweichung **Ludwigs** gewahr. Schnell flog die Nachricht durch ganz **Paris.** Der Generalmarsch wurde in allen Strassen geschlagen. Jung und Alt waffnete sich. Die Kanonen donnerten unaufhörlich. Die Sturmglocken läuteten. Alles Volk lief zusammen. Wo das Wort **königlich** stand, strich man es aus. Wo **Ludwigs** Bildniß hieng, riß man es mit Schimpf hernieder. Kouriere und Adjutanten setzten dem Könige nach. Aber schon am 22ten Junius Abends kam die Bothschaft nach Paris, daß der König zu **Varennes** in Champagne

pagne arretirt sey. Pethion, Barnave, Mauburg, wurden auf der Stelle abgeschickt, den König in Verhaft zu nehmen, und nach Paris zurückzuführen.

Ludwig war auf seiner Reise von Paris in dem Wagen, worinn er mit der Königinn, dem Dauphin, seiner Tochter und Schwester, und der Gouvernant saß, und einem 2ten Wagen, der ihm mit der Dienerschaft nachfolgte, die Nacht durch, und den ganzen Tag glücklich fortgekommen. Die Königinn reiste unter dem Namen Baronesse von Korff, deren Kammerdiener der König machte. — Am gedachten 21ten Junius, Abends um 8 Uhr, kam die königliche Familie zu St. Menehout in Champagne an. Der Postmeister des Orts, Drouet, glaubte, als die zween Wagen mit eilf Pferden am Posthause stille hielten, um die Pferde zu wechseln, eine Art von Schüchternheit an den Reisenden zu bemerken. Er beobachtete sie genauer, und — erkennet den König. — Die Wagen fahren ab, nehmen aber auf Drouet's, dem Postillion heimlich ertheilten Befehl einen Umweg, indeß Drouet den geraden wählte, und also eher als der König zu Varennes eintreffen mußte. Der Kommandant wurde sogleich von der Ankunft Ludwigs benachrichtiget. Soldaten und Bürger versammel-

sammelten sich. — Der König kömmt. Man fällt den Wagen an, tödtet einige von der Geleitschaft, und bemächtiget sich des Monarchen. — Die ganze Gegend war bis in die weitesten Bezirke durch Sturmgeläute in Lärm gebracht worden, und Tausende liefen zusammen. — Man eilte mit der königlichen Familie fort, ohne ihr Schlaf zu gönnen. Je näher man aber nach Paris kam, desto langsamer fuhr man; ja, man hatte auch sogar die Grausamkeit, den Wagen von Zeit zu Zeit halten zu lassen, damit das Volk seinen gefangenen König bequemer sehen könnte. — Ohnweit Epernai kamen die oben erwähnten drei Deputirten der Nazionalversammlung zum Könige, und begleiteten ihn nach Paris, wo der ganze Zug am 25ten Junius Abends um halb acht Uhr eintraf. Neben der Königin, zu beyden Seiten, saßen Barnave und Mauburg, neben dem Könige Pethion. Im selbigen Wagen befanden sich noch der Dauphin, die Tochter und Schwester des Königs, und die Dame Tourzel. Vorne auf dem Kutscherstize sassen gefesselt die drei Gardes du Corps, die dem Könige als Kouriere gedienet hatten. Dieser Kutsche folgte ein mit Lorbeern gezierter Triumphwagen, worinn diejenigen sassen, die den König gefangen nahmen. Die Nazionalgarden giengen mit umgekehrten Gewehre, wie bei einem Leichenzuge

neben

neben dem Wagen des Königs. Die Nazionalversammlung hatte öffentlich anschlagen lassen, daß man dem Könige keine Ehrenbezeugung erweise, ja sogar den Hut nicht abnehme. Die Thuillerien, der Wohnort, oder vielmehr das Gefängniß des Königs, wurden geschlossen, und alle Anstalten gemacht, wie sie sonst bei Staatsverbrechen üblich sind. Der König, die Königinn, der Dauphin, jedes erhielt besondere Zimmer, und eigene Wachen. — Als die Königinn in ihr Zimmer trat, fiel sie ohnmächtig nieder, und als sie sich wider gesammelt hatte, — man reichte ihr keine Arznei, — riß man ihr, um die Beleidigung aufs höchste zu treiben, den Dauphin von der Seite. „Bösewichte, mein Kind wollt ihr mir nehmen!„ schrie sie, und fiel wieder in den Stuhl zurück. — Man bewachte die königlichen Personen mit Schwertern und Bajonetten. Selbst wenn sie schliefen, umgaben Soldaten das Gemach, Officiere saßen an ihren Betten. Einer von diesen gieng so weit, daß er des Nachts den Bettvorhang der Königinn aufzog, und nachsah, ob sie noch da sey, o wie sehr mußte dieses die wachende Königinn kränken! — Alle Zugänge, alle Thüren des Schlosses, bis auf eine wurden zugemauert, alle Löcher zugestopft, sogar die Kanäle, die den Unrath abführen.

Und von nun an riß die Nazionalversammlung alle Zweige der öffentlichen Macht, und die ganze Reichsregierung an sich. Sie dekretirte ohne Sankzion des Königs, und räumte den Ministern die exekutive Macht ein. Frankreich hatte keinen König mehr.

O schöne Früchte der Freyheit!!

Dritte Geschichte.

Der 10te August 1792; oder: Der Tag der Greueln und der Verwüstung.

Kalter Schauer durchfährt alle meine Glieder, da ich die Feder ergreif, um die Züge der Schandscenen dieses gräslichen Tages meinen Lesern vor Augen zu stellen. Dieser Tag schien in der That für Paris der letzte Tag der Welt zu seyn. Der Engel des Todes breitete seine Fittige über diese unglückliche Stadt aus, und wirkte Verwüstung. Die Sturmglocke tönnte fürchterlich die ganze Nacht hindurch. Die Hunde bellten und heulten mit grausamen Wiederhall. Männer und Weiber liefen gewaffnet umher mit tausenderlei Mordgewehren. Mädchen und Jünglinge stiegen auf Leichen herum, die im geronnenen Blute lagen. Ueber 60,000 Pickenträger, angeführt von Marseille, zogen des Morgens gegen die Tuillerien an. Mehr denn 1500 Schweizer hatten das Schloß besetzt. Die Pickenträger näherten sich dem Schloße, und wurden von den Schweizern mit einer allgemeinen Ladung von 15 Kanonen empfangen.

Hier

Hier fielen auf einmal an die 200 Marseiller und Pariser, und mehr als die 300 wurden verwundet. Auch das Musquetenfeuer der Schweizer war fürchterlich. Die Wuth des Volkes stieg zu einem so schrecklichen Grade, daß schon nach 10 Minuten eine Baterie von zwölf Kanonen im Schlosse gegen die Schweizer aufgepflanzt stand, und ein höllisches Feuer gab. Die Schweizer standen wie Felsen, und stritten gegen die erstaunliche Menge mit Löwenmuthe. Nicht ein Mann war, der diese wackern Helvetier unterstützt hätte. Die Unglücklichen blieben sich selbst überlassen, und so begann endlich, als schon ihre Kräfte erschöpft waren, ein Gemetzel, das unter Menschen nie noch vorfiel. Gegen 1000 Schweizer wurden ein Opfer der Rache. Man entkleidete ihre Leichname, zerstückte die Körper, und schmückte mit den Stücken Picken und Bajonetten. Den Offizieren riß man das Herz und die Eingeweide zum Leibe heraus, und speiste die Hunde damit. Das königliche Schloß erschütterten über 200 Kanonenschüsse. Das Volk bemeisterte sich desselben. Alles, was königliche Livreen trug, alle Pagen, Hofbediente, Ludwigsritter und Hofleute wurden ermordet. Man ließ sie langsam sterben, und labte sich an dem Gewimmer der Verzweifelnden. Vom Schloße bis zu den elisäischen

Feldern lagen Sterbende und Leichen. — Die Raserei des Volks gieng so weit, daß es, um einige Unglückliche Schweizer, die sich in die Häuser um das Schloß herum gerettet hatten, zu morden, diese Häuser in Brand steckte. Viele derselben zog man nackt aus, stach sie mit Bajonetten, und warf sie in die auflodernden Flammen. Das Blut floß in Strömen, und man sah nichts als Köpfe, Arme, Beine und Herzen umher liegen, und auf Picken im Triumphe einher tragen. Auf dem Boulewards spielten selbst die Kinder mit den Köpfen der Geschlachteten. Das prächtige Schloß der Tuillerien ward geplündert. Die nackten Leichname warf man über die Fenster hinab. Geld und Kostbarkeiten der königl. Familie nahm man mit Gewalt hinweg. Endlich stand das Schloß an vier Seiten in Brand. Millionen Werth giengen zu Grunde. — Die Zahl der an diesem schröcklichen Tage gebliebenen beläuft sich über 6000 Personen. — Der König, und seine Angehörigen hatten sich geflüchtet. Seine ehemalige Leibwache wurde bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ludwig und Antonie behielten weder so viel, sich umkleiden zu können. Beide Majestäten brachte man nach dem sogenannten Tempel. Jedes Mittel wurde angewandt, um diesem Gebäude, das nun dem

Könige zum Gefängnisse diente, alle Gemeinschaft abzuschneiden. Man brach alle daran stossenden Häuser ab, zog einen Graben um dasselbe, der 15 Schuhe tief, und 16 breit war. Zahlreiche Wachen bewachten den König. Der Dauphin, die Königinn, alle wurden von einander abgesondert.

Achzig Schweizerofiziere, die unbewaffnet waren, und auf den Knien um ihr Leben bathen, hieb man vor den Augen der Königinn in Stücke.

So weit ist es mit Frankreich gekommen! man liest und liest wider, und glaubt einen Roman zu lesen. Man hört, und glaubt, es sey ein Traum, und schaudert zurück bey dem Gedanken, — es ist Wirklichkeit.

Vierte Geschichte.

Ermordung der Freunde, und Vertrauten des königl. Hauses.

Auf Befehl der Nationalversammlung wurde in den letzten Tagen des Augusts 1792 die Stadt Paris gesperrt. Man spähete zur Nachtszeit alle Winkel der einzelnen Häuser aus, erbrach mit Gewalt, — denn man führte Schmiede und Schlosser mit sich, selbst die Kästen und Schränke der Familien, und nahm alles, was einem Gewehre ähnlich sah, hinweg. Bald hierauf erschien die Verordnung, daß jederman, der für die Freyheit nicht fechten wollte, sein Gewehr, und überhaupt jede Waffe ausliefern sollte. Hiedurch wurde ganz Paris wehrlos, und die Jakobiner erhielten eine große Anzahl Waffen, um ihre Miethlinge damit auszurüsten. Man vernahm um diese Zeit die Belagerung von Verdun. Der Gemeinderath von Paris benützte die Nachricht; schlug der Nazionalversammlung eine Proklamation an das

Volk vor, und ließ solche in den heftigsten Ausdrücken, unter dem Schall der Sturmglocken, und von dem Donner der Lärmkanonen begleittet, bekannt machen. Alles sollte sich rüsten, um gegen die Feinde zu ziehen. Mit dieser Aufforderung hatte man zugleich die Besorgniß unter dem wüthenden Pöbel verbreitet, daß es gefährlich wäre, so viele Gefangene in den Staatsgefängnissen zurück zu lassen, — die größte Zahl dieser Gefangenen bestand aus guten, ihrem Könige treuen Bürgern, — indem solche leicht für Ludwig etwas unternehmen könnten. Man rieth daher, daß es vorsichtiger sey, wenn das Volk, in dessen Händen ohnehin die Majestät wäre, selbst über die Gefangenen Gericht halte. — Bey einem Volke, das im Plündern und Morden sein Tagwerk fand, brauchte es nichts weiter. Die Kanibalenhorden erbrachen die Gefängnisse, und da man ihnen nirgend Widerstand that, so hielten sie selbst Gericht; das ist: sie mordeten alles, was nicht ausgemachter Böswicht war. Diese allein wurden frei gegeben, ja die verworfensten aus ihnen sogar unter Lobgesang nach ihren Wohnungen geführt. Drei volle Tage floß Menschenblut, und färbte die Cloaken der Königsstadt. Alle Erschlagenen wurden geplündert, und Hunden gleich in die Seine geworfen.

Es war ein gräslicher Anblick, Hunderte von Unschuldigen in ihrem Blute schwimmen zu sehen. Paris glich einer Metzge, wo Menschenfleisch feilgeboten ward. Das gleich Bächen dahin strömende Blut rauchte gen Himmel, und verfinsterte die Aussicht vor uns hin. Das Weheklagen der Unglücklichen, das Jammern und Heulen der Sterbenden, die Verzweiflung der mit Schmerz und Todesangst Kämpfenden würde sicher dem rohesten Wilden das Mordmesser aus der Hand haben fallen machen; — nur der Franzose blieb ungerührt, und metzelte und würgte mit lachender Mine. Montmorin, Staatsminister und Anhänger des Königs, erblaßte zuerst unter den Händen der Mörder. Abbe Lenfant, ein unbeeideter Priester folgte ihm. Die Dame Tourzel, Hofmeisterinn der königlichen Prinzen, der Erzbischof von Arles, die Bischöffe von Xauintes, von Beauvais, St. Papoul, und verschiedene andere vornehme Geistliche, nebst mehr als 400 andern Priestern, selbst die Prinzeßinn Lambale, die einzige noch übrige Freundinn der Königinn, wurde ein Opfer der Volkswuth. Dieser Letztern schlug man den Kopf ab, zerriß ihren Leib in Stücken, und trug solche zur Schau umher: ja man überbrachte sogar diese traurige Uiberbleibsel der Königinn, und zwang

sie,

sie, ihr Auge darauf zu richten. Ludwig der XVI. betrachtete diese Glieder der erhabenen Märtyrinn mit einer Art vom hohen Gefühle für die verklärte, welche nun ausgelitten hatte; allein Theresens Tochter preßte dieser Anblick ein lautes Schluchzen aus, und blutige Thränen flossen dem Andenken ihrer trauten Freundinn, deren Einziges und ganzes Verbrechen war, Gott und ihrer Königinn treu geblieben zu seyn.

Fünfte Geschichte.

Grausamer Mord in dem Hause eines Bürgers.

Mehrere Jahre lebte der wackere Foucher glücklich im Schooße seiner Familie. Jeder, der ihn kannte, fand in ihm den Biedermann. Selbst seine Feinde mußten ihm das Zeugniß eines rechtschaffenen Wandels geben Sein Leben war belehrendes Beyspiel für den Nachbar. Die Gattin liebte in ihm den zärtlichsten Gemahl, und vier wohlerzogene Kinder verkündeten laut, welch einen Vater sie hatten. Ein treuer Verehrer seines Gottes, und eifriger Verfolger des göttlichen Gesetzes, war er auch nicht weniger treu seinem Könige. — Die verabscheuungswürdigste Behandlung Ludwigs, das unglückliche Loos derjenigen, die, vom Fürstenblute entsprossen, von der Vorsicht selbst auf die höchste Stuffe menschlicher Höhe gesetzt wurden, das traurige Schicksal eines ganzen Reichs, das mit jeden Tage näher seinem völligen Verderben rückte, alles dieses wirkte auf den Edlen

len mächtig stark, goß Mißmuth in seine selbst frohe Seele, tumpfen Trübsinn ins empfindliche Herz, und Galle in den Becher seiner häuslichen Freuden. — An dem Orte, wo Foucher lebte, kantonirte ein nicht unbeträchtlicher Haufe französischer Nazionalmiliz, die Offiziere, die sich äußerst angelegen seyn ließen, jeden auszuspähen, der Freund Ludwigs und Anhänger monarchischer Regierung war, wurden bald von den Grundsätzen Fouchers unterrichtet, und beschloßen einmüthig, den Mann entweder umzustimmen, oder ihn den vielen Unglücklichen zuzugesellen, die man bereits als blutige Opfer der Freyheitswuth gebracht hatte. Foucher erhielt eine Kokarde. — Thränen drängten sich in seine Augen, als er dieses Zeichen der Zerrüttung bürgerlicher Ordnung, diese Urkunde satanischer Greuel und Verwüstung erblickte. —

„Unglückliches Vaterland!“ rief er nach einer tiefen schmerzvollen Pause. „Bedauerungswürdiges Frankreich! daß es dahin mit dir kommen mußte! Galliens Söhne selbst rasen gegen dich, Vatererde! verwüsten, veröden deine schönen Gefilde, und Brüder zwingen Brüder in dem Eingeweide ihrer Mutter zu wühlen. O! daß der Herrscher dort oben seinen Donner so lange zurück

halte, und die frevle Hand nicht vom Rumpfe schmettere, die es wagt, sich an seinem Gesalbten zu vergreifen! — Gattinn meines Herzens, Geliebte meiner Seele, den Tag soll dein Auge nicht erblicken, der mich zum Verräther meines königlichen Herrn machte. — Gott ist es, der Könige ordnet; und dreifacher Fluch dem Elenden, der sich gegen die Anordnungen göttlicher Weisheit stämmet. — Dreißig Jahre, Gefährtinn meines Lebens, wandeln wir den Pfad der stillen Eintracht, der Ruhe, des Friedens, den Pfad des Erdeglücks, und wer gewährte uns diese Seligkeit? Religion, strenge, heilige Beobachtung ihrer sanften Lehren ist die Quelle derselben; o! laß' sie uns nicht am Abende unserer Tage entheiligen diese Tochter des Himmels, nicht entheiligen mit einer Handlung, die, schrecklicher Name — Königsverrath hieße. Nein, Mutter! Die Kinder, die ich erzeugt habe, die du unter deinem Herzen trugst, mit deinen Brüsten nährtest, sollen nicht einst ihrem Vater fluchen. — Kommt, meine Lieben! beuget eure Knie, und flehet, vereint mit mir um Stärke zum Throne des Herrn der Heerschaaren, auf das wir aufhalten den Kampf, den des Ewigen unergründlicher Rathschluß uns zugedacht hat."

Die Familie betete mit Innbrunst. Ein feindseliger, übelgesinnter Nachbar, ein Teufel in Menschengestalt, hatte Souchers mit löblichem Eifer gesprochene Worte zu den Seinen an der Thüre des Wohnzimmers gehört. Die Hölle stärkte des Horchers Gedächtniß, und keines der Worte fiel auf die Erde. Dem Kommandanten des Ortes überbrachte der Bube genau, was er gehört hatte. — Die Raserei gleicht oft einer versteckten Gluth, die nur des geringsten Lüftchens bedarf, um in volle Flammen aufzulodern. — Noch beteten Vater, Mutter und Kinder auf den Knien vor dem Bilde des Gekreuzigten, als ein Trupp wüthender Soldaten, begleitet von einer Menge Pöbels mit Spitzen und Dolchen, in die Wohnung des Friedens drang, und den ehrwürdigen Alten bei den Worten: Gott, schütze deinen Gesalbten! mit 20. Säbelhieben zur Erde streckte. Ohnmächtig stürzte die Gattin auf den Erschlagenen hin, und der Wüthenden einer bohrte sie mit einer Picke an den blutigen Leichnam des Gemahls. Der älteste Knabe riß einem der Soldaten das Schwert aus der Faust, klammerte sich an den Mörder der Mutter, und wollte ihren Tod rächen. Doch der Jüngling sank dahin unter tödtenden Streichen. Ein Mädchen, das erst vier Monde zählte, ward mit Vorsatz zu Tode, und zween Knaben

ben wurden von einem Weibe, — schaudervoll und abscheulich! — erwürget.

Die Unglücklichen athmeten nicht mehr. Eine fürchterliche Stille herrschte einen Augenblick im bluttriefenden Gemache; Der Engel des Todes durchflog es mit erstarrendem Geflatter, und Satanas krächzte Beifall der Greuelthat zu. — Doch mit einemmale erschall ein Gelächter unter den Mordhunden. „Es lebe die Nazion! Es herrsche die Freiheit,“ sangen oder brüllten sie vielmehr, und zogen blutig von dannen.

Sechs-

Sechste Geschichte.

Unmenschliche Behandlung eines Schweizermädchens und ihrer Eltern.

Umsonst bemüheten sich Frankreichs Emissäre in den übrigen Gefilden der gesegneten Schweiz die Fackel das Aufruhrs anzuzünden. Vergebens stießen sie dort in die Posaunen der Volksverführung. Der Helvezier blieb bieder wie vor, und lachte des Glückes, dessen sich der Neufranke rühmte. Diese Denkungsart der braven Schweizer mußten freilich ihre sich in Frankreich aufhaltenden Brüder entgelten. — Die gegenwärtige hottentotische Staatsumwälzung Galliens liefert uns, leider! sehr traurige Beyspiele hierüber. Wir wollen eins der neuesten aus der Menge herausheben.

Duval, Bürger in Paris, und königlich gesinnt, hatte seit 25 Jahren ein schweizerisches Mädchen bei sich im Hause.

Die

Die treuen und vielfältigen Dienste, die ihm diese Person bisher erwiesen hatte, machten, daß Duval der Herr, nun wirklicher Freund und Wohlthäter derselben wurde. Des Mädchens Vater, ein Greis von 72 Jahren, die Mutter eine Matrone, die 64 zählte, noch eine Tochter von 22, und ein Kind von 4 Jahren, waren so unglücklich gerade in einem Zeitpunkt nach Paris zu kommen, wo Menschlichkeit aus dieser Stadt gewichen war. Die Liebe zu ihrem so lange nicht gesehenen Kinde zog die Familie dahin. Mit offenen Armen nahm der Menschenfreund Duval die braven Schweizer auf, bewirthete sie nach Kräften, und verbarg sorgfältig die Angst, die er der Fremden wegen empfand, um ihnen nur nicht die Freude zu vergällen, die sie aus dem Umgange mit ihrer Tochter so reichlich schöpften.

Duvals Gattin, Eltern und Geschwister des Mädchens saßen eines Tages freundschaftlich beisammen, und frühstückten, als plötzlich ein Haufe Marseiller in die Stube stürzte, und das Mädchen zur Leiche machten, blos darum, weil man wußte, daß sie eine Schweizerinn war. Die Familie versank bei diesem Anblick in namenloses Schrecken, und dumpfen Schmerz, der sich bald durch lautes Wehklagen Luft machte. An

diesem

diesem Klaggeschrei erkannte die mörderische Rotte, daß es Verwandte der Getödteten waren, und ihre Wuth stieg bis zum größten Grade. Der Greis ward auf die unmenschlichste Art gemißhandelt. Kein Glied seines Körpers blieb in seiner Fuge. Man riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe, und erwürgte ihn mit denselben gleichwie mit einem Stricke. Die Mutter bekam einen Dolchstich in die Brust. Man ließ den Dolch in der Wunde, und langsam schmachtete die Unglückliche dahin, während daß noch ihr Auge die Nothzüchtigung ihrer zwoten Tochter mit ansah. Endlich erdrosselte man auch diese, warf das 4jährige Kind in die Seine, und spißte Duvals Gemahlinn. — Nachmittags erst kam Herr Duval nach Hause. Verzweiflung bemeisterte sich seiner. Er lief nach dem Fluße, und ersäufte sich.

Siebente Geschichte.

Des Bürgers Laporte trauriges Ende.

Es ist niederdrückend zu sehen, wenn das Laster über die Tugend triumphirt, der Schandbube dem rechtschaffenen Manne Hohn ins Gesicht geifert, und auf den Ruinen der Tugend die Missethat sicher einherwandelt.

Laporte, der Namen des Mannes kann nicht anders, als jedem Freunde des Guten theuer seyn, Laporte mußte dieses derbe Schicksal erfahren. Unter den Tausenden, die ihre Pflichten gegen Ludwig ablegten, und sich Hochverrath zum Verdienste anrechneten, war er aus den Wenigen einer, die noch an Tugend hiengen, und einen rechtmäßigen König ehrten. Gewohnt in allen seinen Handlungen, Grundsätze der Ordnung und Sittlichkeit zu verrathen, gewohnt, die Wege der Religion zu gehen,

vermoch-

vermochte keine Drohung ihn dahin zu bringen, seinen guten König zu verläugnen. Keine Lockung war so stark, ihn auf die Seite der revoltirenden Schaar zu ziehen. Dieser Edelmuth, diese erhabene Salbung der Seele war jedoch des Rechtschaffenen Grab. Lottergesinde bemächtigte sich der Tugend, und das Laster führte sie zum Richtplatze, blos darum, weil sie Tugend war. Der edle Bürger weinte im Stillen über das Loos seines leidenden Bruders, indeß die Bösen frohlockten mit bachantischem Getöse. Eine Frau begegnete dem Zuge, erblickte den Gefesselten an der Seite eines dem Könige meineidigen Priesters sitzenden Laporte, that einen lauten durchdringenden Schrei, und stürzte kraftlos zur Erde. Dieser Auftritt machte das Volk aufmerksam. Man frägt nach der Ursache, und erfährt: sie sey Mutter mehrerer Kinder, unvermögend ihnen Nahrung zu geben, und Laporte habe die Stelle eines Vaters an ihnen vertreten, sie, die Mutter von der Verzweiflung gerettet. Barbaren! — rief sie zu den Begleitern ihres Wohlthäters, — Barbarn! nicht Menschen seyd ihr! Badet euch in dem Blute der Unschuld, aber fürchtet, es wird weh über euch schreien!" Man schlug ihr den Kopf ab. Eine andere Weibsperson drängte sich hinzu, hob das blutige

Haupt von der Erde, lief zu dem Wagen Laports, und fragte ihn mit einer mehr als teuflischen Miene, ob er diesen Kopf wohl kenne, und setzte bitter hinzu: so solle es allen seinen Freunden ergehen. Laporte schauderte zurück, bei diesem Anblick. — Der Wagen fuhr auf die Richtstätte, und bald — hatte der Edle ausgelitten.

Ach=

Achte Geschichte.

Mütter lehren ihre Kinder morden.

Fluch den Eltern, die mit Sittenlosigkeit ihren Kindern vorleuchten; aber dreimal doppelter Fluch denselben, wenn sie gar Mordlust in die zarten Seelen pflanzen! Gute Menschen, vernehmet mit Zittern eine Geschichte, die ein deutlicher Beweis ist, wie tief das Ebenbild Gottes, der Mensch, fallen kann, wenn er vom Wege des Lichts abgleitet, und Sklave der Leidenschaft wird.

Collins, ein Engelländer, der sich wichtiger Handlungsgeschäfte wegen in Paris aufhalten mußte, gieng um die Mittagsstunde über einen der öffentlichen Plätze dieser blutdürstigen Stadt. Fünf bis sechs Weiber begegneten ihm.

„Willst dir ein Mittagsbrod verdienen, Fremdling? redete ihn eine der Weiber an, und trat ihm in den Weg. Collins, der

so eine Anrede nicht erwartet hatte, wich einige Schritte zurück. — „Nicht von der Stelle Memme!“ rief eine andere. Du bist ein Mann, gehe hin, und ermorde den Könnig!“

„Den König! den König!“ schrien alle, gaben einander die Hände, umschloßen den Britten und tanzten singend und mit Ausgelassenheit um ihn herum. Ein Nazionalgardist kam endlich dazu, und brüllte mit.

Collins lächelte.

Dieß unwillkührliche Lächeln bemerkte eine aus den Weibern; riß in selbigen Augenblicke dem Nazionalgardisten den Säbel von der Seite; fiel wie eine Furie über den Engeländer her! „du sollst nicht mehr lachen, verdammter Aristokrat!“ sagte sie, und stieß ihn nieder.

„Du bist eine Heldinn deines Geschlechtes!“ rief der Nazionalgardist. „Eine wahre Französinn!“ setzten die übrigen Weiber hinzu.

„Schwestern kommt, laßt uns unsere Kinder rufen, damit sie sehen, welch' einer That ihre Mütter fähig sind!“

Es dauerte nicht lange, so war der Leichnam von einem Haufen Knaben und Mädchen umgeben. Auf Befehl ihrer Mütter mußten diese den Getödteten mit Füssen treten. Endlich schnitt die Mörderinn den Kopf von dem Rumpfe, steckte ihn auf eine Picke, und gab solche dem ältesten anwesenden Mädchen, dem die übrigen Kinder in Prozession nachfolgten. Sie selbst führte den Trupp mit dem noch vom Blute der Unschuld rauchenden Säbel in der Hand an. Weiber zu Hunderten beschloßen den Zug, der nach dem Greveplatz gieng.

Neunte Geschichte.

Greuelthaten der Franzosen zu Valcourt.

Auch der Feind verdient Achtung, wenn er innerhalb derjenigen Gränzen bleibt, die ihm die Gesetze des Krieges bei gesitteten Völkern, und die noch heiligere Gesetze der Menschlichkeit vorschreiben. — Aber er sinkt in den Augen des Rechtschaffenen bis zur Verabscheuung herab, wenn er die ihm zukommenden Rechte mißbraucht, und sich Handlungen erlaubt, die man weder bei den gereizten Wilden entschuldigen könnte.

Valkourt, eine niederländische Stadt in der Provinz Namur, ward erst kürzlich zum Schauplatze der schrecklichsten Grausamkeiten und Ausschweifungen des französischen Militärs. Fünf und zwanzig tausend Neufranken überfielen diese unglückliche Stadt. Ihre erste Heldenthat war Plünderung, oder vielmehr, nach der Art, wie sie geschah, Mord und Rauberei. Nicht zufrieden damit, die armen Einwohner, nicht einen ausgenommen,

auch

auch des geringsten Lebensbedürfnisses beraubt, und ihnen nichts, als das blosse Gefühl ihres unaussprechlichen Elendes gelassen zu haben, vergriffen sich die Unmenschen sogar an Schwangern und Hilflosen Greisen. Die Frucht unter dem Mutterherzen mußte geopfert werden. Nicht wie Soldaten, wohl aber wie Henker rannten sie mit Messern umher, und schlizten Weiber auf, die, mit der Bürde der Menschheit beladen, nicht Kräfte genug hatten, den Mordhunden aus dem Gesichte zu kommen. — Viele gaben ihren Geist unter der Gewalt der Nothzucht auf. — Viele wurden erdrosselt in der Stunde des Gebährens. Der matte Greis fiel unter ihren Hieben, und war ja noch Leben in ihm, so war auch der Franzose Mensch genug, solches mit einem Fußtritte auf ewig zu vernichten. — Christusbilder und heilige Gefäße wurden dieser Horde zum Gespötte. Die Priester der Abtei Gardinet mußten das ihnen geraubte Vieh vor sich her treiben, und empfanden zum Lohne den schmählichsten Tod. Man schlug jeden insbesondere mit einem spizig zulaufenden schweren Hammer auf den Wirbel, so, daß aus der Oeffnung des Schedels das Hirn quoll.

Zehnte Geschichte.

Schauerliche Geschichte eines Neufranken.

Es war eben nach einem hartnäckigen Gefechte, als die Oesterreicher, welche das Feld behaupteten, die todten Feinde begraben wollten. Mitten unter dieser traurigen Beschäftigung wurden die tapfern Krieger abermals angegriffen. Doch der Muth der Franzosen war Kinderzorn für diese Löwen. Der Franzmann mußte fliehen, indeß ihn Oesterreichs Helden in weite Ferne verfolgten. — Den folgenden Tag nach diesem ehrenvollen Kampfe führten ländische Geschäfte einen alten Bauer über das Todtenfeld. — In einer Grube regte sich etwas, und gab einen klagenden Ton von sich. Der Bauer gieng darauf los, und — welch' ein Entsetzen! — er sah einen feindlichen Soldaten mitten unter einem Haufen getödteter Brüder

der liegen. Er sammelte die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Kräfte, und zog den Klagenden aus der Grube, dem ein Fuß bis an das Knie abgeschossen, und beide Hände abgehauen waren. — Der Alte fuhr zurück bey diesem Anblick.

„Fürchte nichts, — redete ihn der Soldat mit schwacher Stimme an, fürchte nichts! mein Tagewerk ist vollendet, — ich habe meinen Lohn. Doch, wenn du je Mitleid mit Unglücklichen gehabt hast, so versage es auch mir nicht. — Sieh', hier liegen der Säbel mehrere umher, nimm einen, und tödte mich. — Du scheinst gerührt, alter Mann; o! ich verdiene diese Theilnehmung nicht, — ich bin ein verworfenes Geschöpf. — Vor der Revoluzion meines beklagenswerthen Vaterlandes war ich zu beneiden. Ich ehrte Gott, und war meinem Könige treu. Die Verblendung anderer wirkte auch auf mich. Ich verließ Gott und meinen König, und zog mit teuflischen Rotten im Lande herum. Mein Vater, dessen einziger Sohn ich war, eilte mir nach, und traf mich, stürzte zu meinen Füssen nieder und beschwor mich zurückzukehren in die väterlichen Gauen, beschwor mich die Pflichten des Unterthans nicht zu entweihen, mit Bubenstück und Missethat. Er nannte Ludwig und Antonie. O hätte er diese Na-

men nie genannt! Aber er thats mit heiliger Empfindung, und — mein Schwert durchbohrte seine Brust. Meine Kameraden gaben mir sein Blut zu trinken, und nannten mich Patriot, und von dieser Stunde an, mordete ich, wo ich konnte. Meine Mutter hatte sich geflüchtet. Mich frei dünkend, erlaubte ich mir alles, worüber die Menschlichkeit erzittert. Ich schändete meine Schwester, und erwürgte sie. Ich drang in Kirchen, und tödtete den Priester am Altare. Ich rieß den Säugling von der Mutterbrust, und zerfleischte ihn vor ihren Augen. Ich wünschte an das Lager der Königinn zu kommen, um ihr das Herz aus dem Leibe zu schleudern. — Endlich ward ich Soldat. — Dieß ist das erste Gefechte, dem ich beiwohnte, und sieh', Alter — wie schrecklich sich der Himmel an mir rächet. O — könnte ich ersterben! — Mann, bei deiner Seligkeit — gieb mir den Tod!"

Der Greis erwiederte: „Ich kann, ich darf nicht Menschenblut vergiessen. Gott handle mit euch nach seinem heiligen Willen. Doch meinen Nachbar will ich holen. Er ist nicht weit. Will ihn bitten, daß er mir helfe, euch fortzutragen. Ich bringe euch nach meiner Wohnung, und pflege euer, so lang Gott euch erhält. — Er verband, so gut er konnte, die

Wunden des Franzosen, sprach kein Wort mehr, und verließ ihn. Nach einer Weile kam er wieder. Sein Nachbar und dessen zween Söhne folgten ihm mit einer Trage. Ein altes Mütterchen, das eine Französinn war, und über die Gränze sich geflüchtet hatte, hinkte mit Labung dem menschenfreundlichen Zuge nach. — Man legte den Soldaten auf die Trage. Er blickte auf, sah das Weib, und that einen Schrei voll Schrecks und Entsetzens. Die Matrone sank kraftlos über ihn. Die Bauern standen wie betäubt da.

„Es ist mein Sohn!" schrie die Alte, und heulte. „Ja Mutter, antwortete dieser, fluchet dem Mörder eures Gatten, verfluchet den Vatermörder. — Gott! — ich sterbe! — vor deinem Gerichte sey mir gnädig.

Sey ihm gnädig, Herr! und jedem Verführten! sagte die Mutter mit zerrissenem Herzen; warf sich über den Leichnam hin, blickte einigemale ge'n Himmel empor, und — verschied. Die Bauern begruben beide in ein Grab.

Eilfte Geschichte.

Schrecklicher Mordbrand zu Legue in der Gegend von Nims.

Am 6ten April 1792, als die große Mordbrennerrotte das flache Land bei Nims so gräslich verheerte, ereignete es sich, daß 22 dieser Unmenschen um die Mitternachtsstunde, da alles im sanftesten Schlaf gehüllt war, unter andern auch plötzlich das Schloß des Herrn von Moly, Legue genannt, überfielen, 11 andere umliegende Orte zugleich in Brand steckten und binnen 2 Stunden eine Anzahl von 34 Menschen, worunter sich auch 13 Kinder befanden, aufs grausamste ums Leben brachten.

Die Anführer dieser Bösewichter drangen in das ans Schloß stossende Gartenhaus, erbrachen die nächst gelegene Thüre, fanden zwar nicht, womit sie ihre Raubgier befriedigen, aber dennoch etwas, woran sie ihre Wuth

verüben

verüben konnten. Eine arme Frau lag krank allda, derer Gemahl, ehemals Fabrikant, als der wohlthätigste Menschenfreund der ganzen Gegend bekannt und geschätzt, aus Furcht, das Opfer dieser blutigen Wüttriche zu werden, den räuberischen Händen dieser Unsinnigen zu entgehen, aus Hoffnung durch den traurigen Anblick seiner kranken Frau wenigstens geschont zu werden, sich flüchtete und einen sichern Aufenthalt suchte. Aber auch diese erregte kein Mitleiden bei den Räubern, mit mörderischen Blicken starrten sie die arme Kranke an, rissen sie mit Gewalt von ihrem Lager, fragten sie nach ihrem Namen und Geburt, und sagten ihr alsdann: Sie wissen wohl, daß ihr Mann ein Schurke wäre. Sie fiel, so schwach sie auch war, auf ihre Knie, bat um Gotteswillen um Schonung, schützte Ihre und Ihres Mannes, Unschuld vor, allein alles war vergebens, nichts vermöge sie zu retten, antworteten ihr die Grausamen, zeigten ihr die Liste deren, an welchen sie sich zu rächen hätten, zum Beweis, daß auch sie darinn begriffen wäre. — Noch lag sie auf ihren Knien, rang ihre Hände, flehte verzweiflungsvoll um Erbarmen, als auf ein gegebenes Signal die ganze Räuberrotte hereindrang, die arme Kranke übern Haufen warf, alles, was sie nur von Werth und Kostbarkeit fand, entweder vernichtete

oder

oder mit sich fortschleppte, und zuletzt alles in Brand steckte. Itzt verliesen diese Unmenschen ihre Wohnung und verheerten das Schloß. — Zuerst fanden sie den Thorwächter, den sie bey Verlust seines Lebens nöthigten, ihnen alle Orte zu entdecken, wo nur das geringste vom Werthe vorhanden wäre. Sie kamen ins Porzellainkabinet, zertrümmerten in wenig Minuten alles, was vieler Menschenhände fleißige Arbeit in langer Zeit hervorbrachte. Darauf raubten sie die Hauskapelle aus, was Gold und Silber war, luden sie auf ihre Wagen, und zerstörten diese heilige Stätte auf das schändlichste. — Alsdann zerrissen und zerstachen sie in dem großen Bildersaal mit ihren Lanzen und Picken alle, auch die vornehmste Malereyen, zertrümmerten sogar eine große Hausuhr, die als Meisterstück der Kunst von vielen Fremden als Seltenheit häufig bewundert wurde. Trugen alle Orangenbäume aus dem Gartenhause zum Feuer, zündeten sogar die mit reichen Früchten gefüllte Scheune von 3 Ecken an, und so gaben sie auf die unsinnigste Art den alles verzehrenden Flammen preiß, was sie nicht mit sich fortführen konnten. Nun wurde des Tischlerswohnung angesteckt, dessen Weib und Kinder, die den Flammen durch Flucht zu entgehen vergebens sich bemühe-

müheten, nicht nur aufgehalten, sondern von einigen dieser Wütteriche ins Zimmer zurückgestossen, andere zündeten durch das Fenster das Zimmer an, und so weideten sich alle an den schrecklichen Flammen, die des belebten so wenig als des leblosen schonten, mit Vergnügen. Noch war das Maaß ihrer Grausamkeit und Mordthaten nicht gefüllt, sie beobachteten den noch unverletzten Heuboden, eilends wurden einige dahin geschickt, ihn anzuzünden, und in kurzer Zeit war auch der eingeäschert. Zuletzt alsdann stiegen sie ins 2te Stockwerk hinauf, fanden des Hausverwalters Kinder allda, mit derer Blut sie ihre Hände zu beflecken nichteinmal werth hielten, warfen dieselben also übers Fenster hinab, wovon eines an einem steinernen Wasserhälter seinen Kopf zerschmetterte, die andern aber wunderbar unbeschädigt blieben, und glücklich am Leben erhalten wurden. Mit dieser Greuelthat endigte sich allhier das Elend der Leidenden, und so zogen die verwüstenden Barbaren mit reichlicher Beute beladen unter Jubel davon. Bis itzt lag noch die arme kranke Frau, die wir um die Erzählung nicht zu unterbrechen, so grausam mißhandelt verließen, ohnmächtig, hilflos in ihrem Zimmer, Niemand eilte ihr zu Hilfe, alles verbarg sich vielmehr, um diesen Ungeheuern nicht in die Hände zu

fallen.

fallen. Itzt, da der Räuberschaar das Schloß verlassen hatte, kam sowohl ihre treue Magd, die sich indessen in einer Gartenwand verborgen gehalten, ganz schüchtern hervor, um die Merkmale räuberischer Grausamkeit anzusehen, und den traurigen Zustand ihrer Gebieterinn zu erfahren. So eilte auch ein alter Diener seiner so gewaltsam gemißhandelten Frau zur Hilfe, und diese beiden halfen das traurige Schicksal ihrer Frau geduldig ertragen. Im Kurzen lief alles herbey, um die schrecklichen Verwüstungen zu beweinen, und dennoch zu retten, was die Flammen noch nicht ganz verzehrt hatten, fanden alsdann 34 Ermordete —! welch ein Greuel. —

Da der Herr vom Hause bekanntermassen sich in eine der Reichsstädte geflüchtet, mithin als Flüchtling betrachtet wird, so ist die arme unglückliche Gattinn deshalb immer noch von ihren Feinden beunruhiget. Vermuthlich wird nur der Tod allein das Ende ihres erschrecklichen Leidens seyn! —

Nro II.

Zwölfte Geschichte.

Folgen der zügellosen Preßfreyheit in Paris.

Man lärmt und schreiet über die Beschränkungen der Preßfreyheit. Man glaubt, daß die Regierung, wer weis welches Unrecht, ausübe, wenn sie dem Raisonier- und Ausschweifungsgeist gewisser Menschenklassen Gränzen anweiset, die er nicht überschreiten darf. Wenn man jungen Poltergeistern, oder alten Abendtheuern sagt, daß durch eine gränzenlose Preßfreiheit die Ausschweifung befördert, Schwärmerei und Stützigkeit verbreitet, das Wohl des Staats untergraben, und oft die Ruhe der Privatmenschen auf immer gestöhrt werde, so halten sie dies für gemeine Ausflüchte, und Vorurtheile. Allein es ist schon so oft gezeigt worden, daß es wahr, und aus der Natur der Sache hergeholte Gründe sind, die

Geschichte unserer Zeiten hat uns schon so oft merkwürdige Beispiele, und Beweise davon geliefert, daß wir billig nicht mehr derlei Behauptungen beipflichten sollten.

Bekanntlich machte die französische Konstitution vom Jahr 1791 die unumschränkte Preßfreiheit zu einem ihrer vorzüglichsten Artikel. Man sah auch seit der Existenz derselben die Früchte davon, indem ein Bürger gegen den Andern vor den Augen der ganzen Welt mit allen erdenklichen Lästerungen zu Felde zog, die Regierung des Vaterlands sowohl als fremder Provinzen auf die unverschämteste Art tadelte, und Aufruhr, Mord und Verwüstung predigte.

Wenn es auf Neuheit ankömmt, sagte man sonst, so übertrift Niemand den Franzosen. Er weis die gemeinsten, täglich vor Augen liegenden Gegenstände in eine Form zu bringen, die auffallend ist, und die Neugierde auf eine besondere Art reitzt. Ich muß dies auch im Punkte der Preßfreiheit zugeben. Folgende Geschichte zeigt es, und beweist zugleich, wie böse Menschen handeln, wenn sie sich selbst überlassen sind.

Gertrude war die Tochter eines ziemlich bemittelten Handwerkers in Paris. Sie erhielt

hielt eine Erziehung, die gut war, und da ihre Aeltern sie als das einzige Kind hatten, so verwandten sie ihre ganze Sorgfalt darauf, daß sie immer von den Ausschweifungen entfernt blieb, die die Pest der Tugend dieser berühmten Stadt sind. Gertrude erreichte ihr gehöriges Alter, und es fand sich ein Mann, der gut war, und der sie zu seiner Frau verlangte.

Es kostete dem Liebhaber manche strenge Prüfung, ehe er von den Eltern sowohl als von der Tochter würdig befunden wurde, Gertrudens Bräutigam zu seyn. Aber er liebte sie, hatte ein gutes Herz, war ein Feind aller Ausschweifungen, und ein Freund der stillen Familienruhe, und dies machte, daß ihm Eltern und Tochter immer günstiger wurden, und er sich endlich in der lange gewünschten Lage sah, mit seiner Gertrude nächstens vermählt zu werden. Es war eben gegen das Ende des 1791 Jahrs.

Ein unergründlicher Strom von Allmanachen und Kalendern ist gegen das Ende eines Jahrs zu Paris immer eine gewöhnliche Erscheinung. So gieng es auch zum Ende des 1791ten Jahrs. Ein frecher Witzling unternahm es, einen Allmanach drucken zu lassen, worinn er alle schlechte Mädchen der Stadt Paris namentlich nannte, und ihre Woh-

nungen sowohl, als die übrigen Kennzeichen so deutlich angab, daß jeder mit Fingern auf sie zeigen konnte. Der leichtsinnige Pariser nahm diese Erscheinung mit Lächeln auf; denn das Lesen dieser Schrift machte ihm ein Paar gewünschte Augenblicke, und man weis von jeher, daß der Pariser auf alles dafür vergißt.

Unter der Reihe öffentlicher Dirnen stand auch Gertrude so deutlich bezeichnet, daß Niemand sie verkennen konnte. Sie wußte nichts davon, und würde auch vielleicht nichts davon erfahren haben — denn ein Allmanach ist zu Paris binnen 48 Stunden vergessen — wenn nicht folgender Zufall ihr diese Schrift in die Hände gebracht hätte.

Ihr Liebhaber gieng am 27ten Dezember 1791 von Ungefehr über die Gasse. Er hörte da von einem Bücherausrufer den Allmanach feilbieten, und kaufte ihn, ohne noch etwas von dem Inhalte zu wissen. Da er seinen Geschäften nachgieng, so blieb das Buch in seiner Tasche, und bekümmerte sich nicht weiter darum, bis er in einem gewissen Hause mit einem Freunde sprach, und ihm den Allmanach zeigte. Dieser blätterte darinn, und stieß auf Gertrudens Namen. Lesen sie doch einmal, sprach er, was da steht. Es ist unbegreiflich. „Gertrudens Liebhaber las den

Namen

Namen seiner Geliebten, und sank ohnmächtig in die Arme seines Freundes. Nur mit aller Mühe konnte ihn dieser wieder zu sich selbst bringen.“ Gott, rief er bey seinem Erwachen, auch sie verführt, auch sie der Ausschweifung Preis gegeben? Nein, das hätte ich nie gedacht; aber es ist einmal öffentlich bekannt, und ich mag nicht mit der Schande gebrandmarkt seyn, eine öffentliche Buhldirne zur Frau zu haben. Ich will sie nicht mehr sehen die Unwürdige, die Treulose.“

Mit Gewalt riß sich der in Verwirrung und Unruhe gebrachte Liebhaber aus den Armen seines Freundes, und eilte nach Hause. Es war gegen Abend. Er schrieb folgenden Brief an seine vorige Geliebte, schloß den Allmanach bei, und überschickte Beides durch einen Boten.

„Untreue! lies dieses Buch, und erkenne daraus, daß du mich betrügen wolltest. Es wird dir zeigen, daß du Trotz deiner verstellten Unschuld und geheuchelten Tugend unter jene Klasse weiblicher Geschöpfe gehörest, die ich von jeher für die verächtlichsten dieses Geschlechts gehalten habe. Lies dieses Buch, und wandle deine Lasterstrasse

fort. Ich habe dich daraus kennen gelernet, und verabscheue dich.“

Das Glück wollte ihr noch einige vergnügte Augenblicke schenken; denn der Bothe brachte den Brief erst am andern Morgen. Sie war allein auf ihrem Zimmer, als sie ihn erhielt, kannte gleich die Aufschrift, küßte sie, und erbrach den Brief. Himmel, welch Entsetzen! Kaum konnte sie das Schreiben ganz lesen, und sie sank halb todt zur Erde nieder.

Nur nach und nach erholte sie sich ohne Beystand wider, weinte, jammerte, nahm mit Verzweiflung das geschickte Buch in die Hand, las, und fand ihren Namen, eine wohlgetroffene Personalbeschreibung und die Anzeige ihrer Wohnung in dem Allmanach mitten unter den Namen berüchtigter Buhlschwestern. Wie ein Blitzstral fuhren ihr die Worte dieser öffentlichen Beschämung durch die Seele. Sie verlohr beinahe ihr Bewußtseyn. Unter diesem verzweiflungsvollen Taumel wankte sie zu einem Gläserschrank, nahm eine mit Scheidewasser gefüllte Flasche, und trank sie zur Hälfte aus. Itzt stürzte sie auf ihr Bett hin; die Schärfe des Getränks ergriff sie, und

sie

sie starb in den heftigsten und schmerzlichsten Konvulsionen am 28sten Dezember 1791.

Ihre Eltern fanden sie, da sie den letzten Athem aushauchte. Gott! welch ein Anblik! Die Tochter lag entseelt da, und es war unmöglich, sie zu retten. Es entstand Lärm; die Nachbarn liefen herbei, und da zeigte sich die Ursache ihres Todes. So wurde die unschuldige durch die Schlangenzunge eines verläumderischen Witzlings getödtet! Alle Menschen, die Gertruden kannten, betheuerten noch itzt vor den Augen der ganzen Welt, daß sie gewiß eine von denjenigen war, die die Ausschweifungen der Pariser Jugend nicht kennen, und man bewies dieses auch öffentlich in einem Tageblatte, welches zu jener Zeit in Paris geschrieben werden durfte, und für eines der besten und gründlichsten galt.

Allein das unschuldige Opfer war einmal gefallen, die Ruhe einer stillen und glücklichen Familie auf immer zerstöhrt. Vergebens verschwendete man die vernünftigsten Vorstellungen an den trostlosen Eltern. Sie sahen ihre geliebteste Tochter, die einzige Freude ihres Lebens, erst als eine öffentliche Dirne vor den Augen der Welt durchgezogen, und durch diese Verläumdung getödtet. Ger-

trudens Mutter weinte ohne Aufhören, und ihr Vater schlich wie ein Schatten herum. Erstere verzehrte der Schmerz bald. Sie starb am 26. Jäner 1792.

Wenn die zügellose Preßfreiheit weiter kein Unheil gestiftet hätte, wäre dieses einzige unglückliche Opfer derselben nicht schon hinreichend, den Wunsch in jedem empfindsamen Herzen rege zu nachen, daß die Gesetzgeber der Staaten der Ausschweifung und Bosheit in diesem Falle Schranken setzen möchten? Und es fielen noch mehrere Opfer als dieses. Die französische Revoluzion ist voll von Schreckensscenen, die ihren Grund blos in der unumschränkten Preßfreiheit haben. Wir werden mehrere Szenen dieser Art liefern.

Dreizehnte Geschichte
eines Kaufmanns, Namens Lami.

Schon währte das berüchtigte Blutbad unter der Anführungs Jourdans, um den Tod Ecujers zu rächen, einige Stunden zu Avignon, als der Kaufmann Lami traurig über die Zerrüttung seines Vaterlandes, und die Thorheit seiner Mitbürger in dem Kreise seiner Familie saß, um sich mit fröhlichen Gesprächen über den zunehmenden Fleiß seiner noch unmündigen Kinder die trüben Gedanken wegen der Abnahme seines Handels durch die Freiheit zu verscheuchen. Sein ältester Sohn, ein Knabe von 12 Jahren, zeigte die besten Anlagen einst geschickt die Stelle seines ämsigen und rechtschaffenen Vaters ersetzen zu können, er liebte seinen Vater, (denn seine Mutter starb ihm schon in seinen frühesten Jahren) auf das zärtlichste, und es bangte ihm gleich über die Zukunft

seines Lebens, da er ungewiß war, ob er in dem Gewühl der Freiheit von je seinen Unterhalt werde erwerben können; ja er fürchtete, daß vielleicht gar er und sein Vater einst ein Raub der Grausamkeit der freiheitsliebenden werden könnte, und fürwahr seine Ahndung täuschte ihn nicht, wie es der Erfolg der Geschichte lehren wird. Sein jüngerer Sohn war ganz das Beispiel seines Bruders, nur noch glücklicher als jener, da er noch nicht Einsicht und einleuchtenden Verstand genug besaß, um das Unglück einzusehen, was sein Vaterland mit den heftigsten Stürmen zu bedrohen schien; dennoch that es ihm wehe, wenn er seinen Vater und ältern Bruder mit niedergesenkten Blicken und düsterer Stirne sitzen sah, so zwar, daß er seinen jüngern Geschwistern, deren noch zwei waren, bei ihren unschuldigen Spielen nicht Gesellschaft leisten wollte.

Dieß alles machte die so hoch gepriesene Freiheit, so störte sie das Glück dieser Familie, und war auch bald der Untergang derselben; denn, als sie nämlich eben so beisammen saßen, polterte es an der Thüre ihres kleinen Hauses, alle erschracken: — der Vater, weil er wußte, daß er oft nur allzudeutlich zu erkennen gegeben habe, wie erwünscht ihm der Tod Ecujers gewesen sey,

und

und er daher alles von Jourdans Rache zu besorgen hätte; die Kinder: weil sie ein so ungestümmes Poltern nicht gewohnt waren. Kaum hatte nun der Vater mit Zittern die Thüre geöffnet, als eine Menge wüthenden Pöbels mit Picken, Stangen und Schwerdtern hereindrang, den Vater umgab, ergriff, und mit Gewalt fortschleppte. Sein Sohn folgte ihm wie rasend auf die Gasse, den Schauplatz des Greuels und der Grausamkeit Jourdans, denn hier schwamm einer im Blute — hier ragte ein Kopf auf der Picke empor — hier flehten Gattinnen um das Leben ihrer Männer — hier Kinder um das Leben ihrer Eltern — mit kurzem, überall sah man Szenen, die das Gefühl eines jeden Menschen empören. Dorthin nun folgte **Pierre** (so hieß der Sohn) seinem Vater, er flehte und bath, schrie und weinte, wandte alles an, um die Barbaren zu bewegen, daß sie diesem das Leben erhalten möchten, ja er wollte seines opfern, um dieses zu erlangen; allein alles half nichts, durch sein Flehen und Winseln brachte er die Unmenschen dahin, daß sie ihn und seinen Vater des schmählichsten Todes sterben ließen. Mit dem nicht zufrieden kehrten sie in das Haus zurück, tödteten die übrigen Kinder, und machten sich das durch lange Jahre mühesam erworbene

Gut

Gut Lamis, um einst seine Kinder davon zu unterstützen, zur Beute.

Ein solches Ende nahm diese Familie, die ohne der Freiheit eine der glücklichsten gewesen wäre.

Vier-

Vierzehnte Geschichte.

Bestrafte Mordbrennerei bei der Einäscherung des Schlosses Sabatier.

Kaum ertönnte das Mordgeschrei einer Horde anrückender Strassenräuber in der Nähe des Schlosses Sabatier, als schon alle Bewohner desselben ängstlich davon eilten, und nur ihr Leben zu retten Gott innigst baten; aber vergebens war ihre Flucht, sie entgiengen den grausamen Händen dieser Mörder nicht, die ihnen alsogleich nachjagten, und alle Flüchtlinge nach den schimpflichsten an denselben verübten Mißhandlungen aufs unmenschlichste niedermetzelten; — kein Bitten, kein Flehen, selbst die menschenerschütternde Verzweiflung vermochte nicht, das über schuldlose Geschäpfe gezückte Henkersschwerdt zurückzuhalten, alles; was diesen Unmenschen aufstieß, mußte unterliegen. Triumphirend

über

über den vollbrachten Menschenmord, zogen sie nun in das Schloß, dessen Thore ihnen offen standen, plünderten es aus, legten Feuer an, und glaubten sich auf ihrem Rückzuge nun auch an dem Brande weiden zu können, — eben rafften sie ihre Beute zusammen, beluden ihre Karren damit, bereiteten sich zum Abmarsch, als — ich schaudere, Entsetzen ergreift meine Seele, wenn ich mir das Elend denke, das schon zu dampfen und prasseln anfangende Schloß eben da einstürzte, wo der größte Haufe beisammen gewesen, die meisten unter seinem Schutte begrub, den übrigen davon eilen wollenden beinahe allen Ausweg verrammelte. Fürchterlicher Anblick, das schaudervolle Geheul und Gewimmer der Verunglückten anzuhören, die Verzweifelnden von den wüthenden Flammen eingeschlossen, Rettung suchend herumirren zu sehen. Zween aber entflohen dennoch durch den linken Thurm, den das Feuer noch nicht ergriffen hatte, erhielten zwar ihr Leben, mögen sich aber wohl eingeprägt haben, daß Unsinn oft durch einen unvorhergesehenen Zufall aufs härteste bestraft wird.

Fünf=

Fünfzehente Geschichte.

Plünderung der Getraidmagazine zu Montihery.

Am 8ten Februar verflossenen Jahrs traten die vom Empörungsgeist entflammten Franken erst die wahre Bahn der Verheerung an, machten in der Gegend von Montiheri, Dünkirchen, und überall, wohin sie alsdann vordrangen, die schrecklichsten Verwüstungen. Auszeichnend grausam betrugen sie sich bei dem Sturme und der Plünderung der Getraidmagazine zu Montihery. Da wars, wo sie sich mit Lebensmitteln hinlänglich versehen konnten, um einige Zeit, ohne darben zu müssen, ihre verwüstenden Streifereien fortsetzen, und alles gewaltsam bezwingen zu können, was sich ihnen nicht gleich freiwillig unterwarf. Es war kurz

nach

nach Anbruch des Tages, als sie in Montihery eintrafen, mit dem entsetzlichsten Geschrei alle noch Schlafenden weckten, die schon Wachenden aber in die äußersten Schrecken versetzten. Es dauerte wohl keine halbe Stunde, als sie überall eindrangen, sogleich die Magazine ergriffen, so viel als sie fortzuschleppen im Stande waren, herausnahmen, das Uibriggebliebene aber sammt dem Gebäude in Brand steckten. So hatte auch der dasige Magazinsverwalter ein hartes Schicksal. Aber ein Mann, der in allen Fällen den Rebellen zugethan war, ihren Freiheitssinn billigte, endlich selbst zum Verräther an seinem Vaterlande wurde, verdiente es mit Recht, denn nicht genug, daß er jederzeit ihre Parthei hielt, gab er ihnen sogar Anschläge, wie sie mit leichter Mühe das Kornmagazin leeren konnten, um alsdann die Beute mit den Räubern zu theilen. Er war so niederträchtig, sogar selbst Hand anzulegen und da beizustehen, wo es vielmehr seine Pflicht zu retten gewesen wäre, in der Hoffnung, einen Theil von dem Raube zu erhalten, aber wie betrog er sich nicht. — Zuletzt, als die Räuber schon genug Beute zu haben glaubten, entgieng auch er ihren Klauen nicht, anstatt ihn zu belohnen, überfielen sie seine Wohnung, steckten sie in Brand und thaten ihm den schimpflichsten

lichsten Tod an, sie spießten ihn unter den lauten Geschrei: So lohnt man Landesverrätherei, in die Höhe. Nach mehr dergleichen Thaten zogen sie wieder weiter. Wie weit setzet sich oft die Menschheit herab!

Sechszehente Geschichte.

Der durch Fanatismus des Arzt Touvets vernachlässigte Kranke.

Die ansehnlichsten Zeitungen erzählen im Monate März 1792 eine fanatische Handlung, welche sich zu Fortluis mit dem franken Grodsmahne ereignete. Grodsmahne war derjenige, der bey der Gelegenheit der Wahl eines Mair's (Bürgermeisters) einem seine Stimme gab, der dem Arzte des Hospitals zu Fortluis wegen einer uns unbekannten Ursache nicht anständig war. Touwet (so hieß der Arzt) kochte heimlich die schrecklichste Rache, nur wußte er nicht, woran er sie ausüben sollte. Grodsmahnen eines bösen Lebenswandels zu beschuldigen, fand er nicht für gut, weil Grodsmahne nicht nur mit seinen Mitbürgern, sondern

auch

auch zu Hause in der friedlichen Eintracht lebte, in seinen Geschäften übrigens sehr thätig war, sich folglich so viel erwarb, als er zur Bestreitung seines Hauswesens brauchte, und sein Glück nicht störte, ja vielmehr zunahm, selbst seine Gemahlinn beförderte durch die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder das eheliche Glück. Plötzlich warf eine feindselige Krankheit den armen Vater aufs Lager, und entzog ihn allen sich darbietenden Freuden. Aus Mangel an Verpflegung ließ er sich in das Hospital zu Fortluis tragen, um da bessere Wartung zu geniessen. Touwet, der die Aufsicht über die darinn befindliche Kranken hatte, besah eben diese, — als er den Grodsmahne wahrnahm. So wie sich ein Tyger, wenn man ihm ein unschuldiges Lamm zum Fraß vorwirft, erfreuet, eben so freute sich Touwet, als er sich rächen zu können, vermögend fühlte. In dem ersten Augenblicke war er unschlüssig, ob er ihn kuriren, oder gar vergeben sollte. Ihm zu vergeben, wagte er doch nicht, weil er fürchtete, sein Anschlag könnte entdeckt werden, und weil er es so einleiten konnte, daß seine wahre Gesinnung verborgen bliebe. Er stellete sich also als erblicke er erst itzt den Kranken, fuhr mit einem wirklich scheinenden Entsetzen zusammen, und als ihn der Krankenwärter ersuchte,

weiter hinzutreten, so sträubte er sich, und ließ wie von Ohngefähr die Worte entfahren: „Ich bitte ihn nöthige er mich nicht zu diesem Kranken zu gehen.“ „Ich versichere Sie mein Herr, er hat keine allzugefährliche Krankheit“ erwiederte der Krankenwärter. „Man muß es ihm verzeihen“ sagte der Arzt“ da diese Krankheit gar nicht sichtbar ist; denn er ist mehr als verdammt, und alle meine Mühe wäre vergebens, der Höllenschlund wartet so schon seiner, und es wäre unnütz, ihn länger zögern zu lassen. „Gott!“ schrie die Frau des Kranken, die eben am Bette stand, und sank ohnmächtig zur Erde, — auch das rührte den Arzt nicht, sie erwachte bald aus ihrer Ohnmacht, lief auf den Arzt zu, bat ihn dringend sich ihrer zu erbarmen, den Vater 8 unmündiger Kinder am Leben zu erhalten, stellte ihm vor, in was für eine traurige Lage er sie versetzen möchte, bat ihn doch zu erwägen; daß ihr Gemahl ein Mann sey, der alle auch die geringsten Laster verabscheue, sich durch seinen guten Lebenswandel die Liebe seiner Mitbürger erworben habe, ferners sich überzeugt zu halten, ihr Mann unterstände sich gar nicht, nur auf den geringsten Gedanken zu kommen, etwas wider den Staat noch sonst eine andere Person zu unternehmen, ja er trachtete sich vielmehr je-

dermann gefällig zu erweisen, und habe schon oft seine Geschicklichkeit in Herstellung der Kranken angerühmt, und sich darüber erfreuet, als er hörte, daß er in dieses Hospital gebracht werden sollte. Doch, das, was auch den gefühllosesten Menschen bewegt hätte, rührte den Rache kochenden Touvet nicht. Die Frau merkte dieß aus seinem Minenspiel, und drückte ihm einen Laubthaler (bei itziger Zeit das beste Remedium für Undienstfertige) in die Hand.

Doch auch dieß vermochte nur, ihn dahin zu bringen, bis an das Bett des Kranken zu gehen, und ihm zwar nicht allzusanft die Puls zu greifen: Bevor aber dieß geschehen war, sprach er anstatt dem Kranken Trost zuzusprechen, mit rauher Stimme und wilder Stirne: „Ihr seyd Lumpenpack, ihr und eure Frau, ihr habt dazugeholfen einen Bürgermeister zu wählen, der euers Gelichters ist, ihr werdet sammt eurer Frau verdammt seyn, weil ihr den Glauben der Patrioten verlassen, und die Religion der ehrlichen Leute aufgegeben habt.„ Hiedurch legte er seine wahre Gesinnung an Tag, und bewies, welch ein verdorbenes Herz er besäße. Nachdem er denselben indessen allerlei Grobheiten gesagt hatte, entfernte sich die Frau, kam aber noch, ehe der Arzt weg-

gieng, mit ihren Kindern in dem Krankenzimmer an, alle umgaben weinend den Arzt, fielen zuletzt vor ihm auf die Knie, schmeichelten dadurch der Grausamkeit ihres Tyrannen, machten ihn aber nur stolzer und unerbittlicher. Auf allen Seiten war Heulen und Wehklagen zu hören, hier rang eines der Kinder die Hände, hier lag ein anders im stummen Schmerz versunken, hier starrte eines mit Erstaunen die blassen Wangen des gekränkten Vaters an, hier flehte wider eines den Arzt um Erfüllung der Bitte seiner Mutter, und da streichelte das kleinste, das die Mutter noch auf den Armen trug, die Backen des Barbaren, um ihn noch keiner andern Bitte fähig dadurch zu bewegen. Doch auch diese letzte Hoffnung der Mutter, des Arzt Touvets erbittertes Gemüth durch den Anblick ihrer Kinder umzustimmen, mißlang. Er gieng unbewegt mit stolzer Verachtung und Kaltblütigkeit davon. Bisher hielt sich Grodsmahne ruhig, itzt konnte sich sein fühlendes und von Zorn aufwallendes Herz nicht mehr in Schranken halten, er brach in die größten Vorwürfe gegen den Arzt aus, schalt ihn seinen und seiner Kinder Mörder, sagte, seine unmündigen Kinder sollten nach seinem Tode von ihm Brod fodern, und wenn er es ihnen verweigerte, von Gott

Rache über diesen Bösewicht erflehen. Er gerieth endlich sogar in eine Art von Raserei, und war zuletzt durch die Ermattung seiner Glieder in einen sanften Schlummer gewiegt. Seine Frau war um so mehr bestürzt, als sie seine Augen sich schließen sah, weil sie vermuthete, das schreckliche Loos des Todes habe ihn getroffen, und sie zur Wittwe mit 8 Kindern gemacht. Indessen erwachte er bald wider, sprach von niemanden als vom Arzte, fluchte seiner Unmenschlichkeit, schäumte vor Wuth, seine Augen schienen ihre vom Schöpfer angewiesene Orte verlassen zu wollen; plötzlich aber änderte er seine Mine, wenn er auf seine Gattinn kam, ergoß sich in die zärtlichsten Ausdrücke, lobte ihre Sorgfalt für ihn, und ihre Art seine Kinder zu behandeln, bedauerte nur, daß er ihr so wenig Freude bei seinem Leben verschaft hätte, und sie in einem so traurigen Zustande verlassen müsse, was seine Kinder betrift, wisse er, daß sie unter ihrer Aufsicht gut versorgt wären. So verworren sprach er einige Stunden fort als ihm die Augen brachen, und er erstarrte. Seine Frau, die sich schon vorher von seiner abermaligen Raserei nichts Gutes versprach, fand ihre Hoffnung gegründet; der sie so sehr niederdrückende Schmerz aber ließ ihren Thränen nicht freien Lauf. Der Va-

ter ist ja todt, schrien alle Kinder, und itzt begann erst das Leiden der ganzen Familie. Nun wurde die ganze Stube mit Klagen und Weinen angefüllet, Mutter und Kinder waren gleich in tiefe Traurigkeit versunken, bis sich alle von dem Orte wegbegaben, und sich der Nahrung ihres Schmerzens entzogen. — Diese unglückliche Geschichte blieb nicht lange unbekannt, und bald wurde Touwet als Mörder angeklagt, und vor Gericht gefodert um sich zu vertheidigen, und die gerechte Strafe seiner unerhörten Grausamkeit zu erwarten.

Siebenzehnte Geschichte.

Schädlichkeit der vielköpfigen Regierung in Paris.

Am 12ten März 1792 ergriff man den bekannten Herrn Delessart, welcher sonst als der eifrigste Patriot bekannt war, ehe man ihm mit Gewalt zum Minister machte — legte ihm Fesseln an, und warf ihn in den elendsten Kerker, der nur zu finden war. — Eine Klage ohne alle Unterschrift, welche tausend Dinge von Verrätherey erzählte, — ein elendes Stück Papier, welches an der Thüre des Versammlungssaals gefunden wurde, war die Ursache — der redende Beweis der ganzen Sache — Boshafte Häscher waren es, welche mit Ungestümm auf seine Stube kamen, und ihn um 1 Uhr Mittags vom Tische von seiner Familie wegrissen. — Die Frau des Herrn Delessart erschrack gleich so, daß sie zu Boden fiel, seine einzige Tochter sprang an seine

Seite und dachte, ihr Beistand würde helfen, die Bösewichter zu vertreiben — allein ein Stoß der mindesten dieser Teufeln machte, daß sie bald vom Fenster herabgestürzt wurde; ein Zweyter ergriff sie, und warf sie ins Nebenkabinet, ohne zu fragen, und sperrte zu. Die Hausleute liefen herbey, labten die zu Boden gestreckte Frau, und stellten sich auch mit zur Gegenwehr. Die rasenden Räuber griffen nach den auf dem Tische gelegenen Tafelmesser, und so entstund ein blutiges Handgemenge unter beiden Theilen. Indeß kleidete sich Delessart an, und kam bey seiner zwoten Stubenthüre, welche über den Gang führte, ins Tafelzimmer zurück, und fand zween seiner Bedienten, wie auch einige seiner Mägde am ganzen Körper zerfleischt zu Boden liegen, er staunte über die gräuliche Szene, die ihn so rührte, daß es ihn zu Boden warf, auch da schonten die Unmenschen seiner nicht; sie rissen ihn fort, der Wagen wartete seiner, zween der Unmenschen setzten sich an seine Seite, und so führten sie ihn nach Orleans. Auf seiner Stube fand man einen Zettel an seine Frau und Tochter voll der schönsten Trostgründe, daß er, da er so unschuldig sey, gewiß bald wieder nach Hause kommen müsse. — Sie sollen alsobald die nebenliegenden zween Schreiben, nämlich an das Pariser Direktorium,

rium, und an die Präsitenden der Nationalversammlung sogleich übergeben lassen.

Ihr wörtlicher Innhalt war dieser:

An das Direktorium des Departements von Paris.

Paris vom 11ten März.
Um 2 Uhr Morgens.

In dem Augenblicke, als ich vernahm, meine Herren, daß man ein Anklagdekret gegen mich erlassen habe, glaubte ich mich in Sicherheit setzen zu müssen vor den gewaltsamen und gesetzlosen Zudringlichkeiten, die eine verkehrte Menge an mir begehen könnte; da ich aber weis, daß das Direktorium versammelt ist, und sich mit dem, was mich betrifft, beschäftiget, so eile ich zu melden, daß ich bereit bin, mich dem Gesetze zu unterwerfen, und daß es dennoch zu dessen Vollstreckung die nöthigen Befehle geben könne. Ich werde nach Orleans dieselbe Gesinnung bringen, die

mich

mich in meinen öffentlichen Stellen geleitet hat; durch sie bin ich stets meinen Pflichten getreu gewesen, und durch sie hoffe ich auch wird meine Unschuld triumphiren.

An die Präsidenten der Nazionalversammlung.

Herr Präsident! in dem Augenblicke, da ich nach Orleans abgehe, ist mir erlaubt, mich zu beklagen, daß die Nationalversammlung, ohne mich gehört, ohne einige Erläuterung von meiner Seite erhalten zu haben, gegen mich das fürchterlichste Dekret ausgesprochen hat, und daß immittelst es ihr so leicht war, sich von meiner Unschuld zu überzeugen, sie mich lieber als des Verbrechens der Verrätherei schuldig vor Frankreich und dem ganzen Europa darstellen wollen. Durch mein Gewissen gestärkt, fürchte ich das Urtheil nicht, dem ich mich unterwerfe. Ich werde beweisen, daß mein Verhalten Respektirung der Gesetze, Ergebenheit gegen die Constitution, heisse Liebe fürs gemeine Beste athmet; ich werde die

Lüge

Lüge und Verläumdung beschämen; ich werde aber immer als öffentlicher Beamter, und als Bürger bedauern, daß die Nationalversammlung mich nicht in den Stand gesetzt, von ihr selbst die Gerechtigkeit zu erhalten, die ich von dem Gerichte erwarte, an welches sie mich schickt.

Achtzehnte Geschichte.

Geschichte des Professors Delatres.

Kein geringes Beyspiel, wie weit Verblendung und Fanatismus bey einem Volke gehe, ist die Geschichte des Professors Delatres. Er ein Mann von nicht geringen Einsichten wußte wohl, wie ungerecht der König gleich einem Verbrecher in der Gefangenschaft seines Volkes schmachte, als dieser nun, wie jeder andre Edelgesinnte seine Befreiung wünschte, und dieser Wunsch wurde sein Verbrechen. Er schrieb seinem Sohne, der sich als Emigrant in fremden Staaten befand, mit wahrem Menschengefühle die mißliche Lage des unglücklichen Königs; dem Sohne wurde (auf was für eine Art ist uns bekannt) der Brief entwendet, und kam in die mit so vielem unschuldigen Blute befleckten Hände des Herrn Bazyre. Jedermann wird leicht vermuthen können, was dieser Mann für einen schädlichen Gebrauch desselben gemacht haben würde. Delatre wur-

de

de vor die Nazionalversammlung gefodert, um sich als Landesverräther, wie ihn Bazyre nannte, zu verantworten. Wie sehr mußte dieß den ehrwürdigen Mann niederbeugen, da er seine Ehre gekränkt, sein mit Ruhm und Ehre grau gewordenes Haupt geschändet, sich und seine Nachkommen beschimpfet, dem Spotte des muthwilligen Pöbels preis gegeben, und einer schrecklichen Gefangenschaft entgegen gehen sah. Schrecklich mußte dies für den alten Mann seyn, schrecklicher noch für den Sohn, der seinem Vater mit ganzer Ergebenheit anhieng, ihn gleich einem Gott verehrte, ihm alles, wäre es auch zu seinem Nachtheile gewesen, gethan hätte, und dieser nun bekam die Nachricht, seinen Vater verwahre ein Gefängniß. Wie der Blitz einen Menschen trifft, so traf diese Nachricht den Sohn, er sah alles, war überall unruhig, denn der Gedanke seinen Vater retten zu müssen, verfolgte ihn aller Orten. Der Gedanke reifte zur Ausführung, stärker schlug sein kindliches Herz, als er die hoch emporragenden Spitzen der Thürme Paris erblickte, stärker empörte sich seine Einbildungskraft, als er sich seinen Vater im Gefängniß dachte, und wüthender als eine Löwinn, der man ihre Jungen raubt, trat er vor die Nationalversammlung mit dem festen Vorsatze nicht eher abzulassen, als bis man seinen Vater in Frei-

heit

heit gesetzt haben wird. Mit allen möglichen Gründen zeigte er, wie schändlich es sey, Briefe eines Vaters an seinen Sohn zu entwenden, er wand alle mögliche Beredsamkeit an, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, und sie seinem Verlangen geneigt zu machen: nichts destoweniger blieb alles unverändert, was den jungen Menschen nicht wenig aufbrausend machte, er raste, tobte, flehte, schimpfte über Ungerechtigkeit, bestand auf seinen Beweisen, kurz, er schien vor innerer Bewegung aller Sinne beraubt; gerecht war sein Rasen, gerecht seine Beweise, und dennoch wollte ihm die Versammlung, seiner überdrüßig, ein gleiches Schicksal mit seinem Vater widerfahren lassen, als Neuchateau auftrat, und mit dem bittersten Eifer den Zorn kindlicher Ehrfurcht nach Richterart mit den zierlichsten aber leeren Worten entschuldigte, ohne dennoch für des Vaters Unschuld zu sprechen, weil er nicht etwa suchte, des Sohnes Schmerz zu vermindern, sondern, weil er wußte, daß dem Sohne damals Gefangenschaft willkommner als Freiheit gewesen wäre. Er erreichte seinen Zweck, der Sohn wurde entlassen, und Delatre gefangen gehalten.

So

So weit brachten es Menschen, so weit geht Thorheit, so weit drang Aufklärung, sie hat ihn erreicht den Gipfel der Vollkommenheit, und zugleich den Menschen in einen unabsehbaren Abgrund hinabgeschleudert. Hütet euch besten Brüder, damit euer Fuß nicht auch abgleitet, und ihr, die ihr den Gipfel zu erreichen glaubt, im Schlunde einer falschen Aufklärung euer Grab findet.

Neunzehnte Geschichte.

Begebenheiten des Monats Junius 1792. — Nachholungen. — Zustand des Königs im Tempelthurm.

Jämmerliches Gewühl und schreckliche Unordnung haben in Paris ihre fürchterlichen Wohnungen aufgeschlagen. Bald tönet die Sturmglocke und verkündet Aufruhr. Bald ziehen Schaaren des Volks mit Waffen einher. Bald tragen Bürger blutende Köpfe berühmter Personen in Luteciens Gäßen zur Schau. — Der Menschenfreund weinet im Stillen über das Schicksal Frankreichs, und wehklaget, daß Menschen mit dem Blute der Brüder ihre Hände beflecken können. — Sind dieß die Folgen der Aufklärung? Kann so ein Volk handeln, das vor wenigen Jahren noch ein Vorbild verfeinerter Sitten war? — — O! wie sehr müssen alle andern Völker der Erde die gräuliche Verwirrungen Ga-

liens

liens verfluchen! — Niedergestürzt ist der Thron, auf den der Herr seinen Gesalbten setzte. — Im Staube liegen Nächstenliebe und Gerechtigkeit, und zerschmettert ist die Waage des billigen Richters. — Wittwen weinen auf den Gräbern ihrer Versorger, und Kinder sehen mit starrem Blicke ihre Väter morden, und Haushaltungen, die Jahre lang blühten, gehen in wenigen Stunden zu Grunde. Ach! wie viele tausend Thränen vermischen sich mit den Strömen von Blut, wenn dort der dankbare Sohn seinen väterlichen Wohlthäter unter den noch röchelnden Leichnahmen entdecket, da die zärtliche Mutter die geliebte Tochter würgen, hier die Schwester den Bruder unter Schwerdstreichen den schuldlosen Geist aushauchen sieht. — Wahrlich, mich schauert, wenn ich diese Zerrüttung denke: doch find ich wieder Erquickung darinn, wenn ich bey dem Anblicke so vielen Elends, so vieler herzdurchschneidender Auftritte mir wieder jene Länder vorstelle, wo noch, Dank sey dem Himmel dafür! stiller Wandel, Ruhe und Eintracht zwischen Obrigkeit und Unterthan herrschen. Frankreichs Beispiel muß die Bewohner dieser friedlichen Staaten überzeugen, daß die Regelmässigkeit der Pflichten, welche die Obrigkeit an ihre Bürger, und diese an

jene gleichsam anschließen, wirklich die Grundlage der bürgerlichen Glückseligkeit sey. Jeder denkende Unterthan muß daraus nothwendig die großen Lehren ziehen, daß jeder Einzelne zum Besten des Ganzen mitarbeiten müsse, und daß Gesetze über die Menschen wachen müssen, wenn ihre Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarten soll. Gewiß nie wäre Gallien so tief gefallen, nie eine seiner ersten Städte zur Mördergrube geworden, wenn der Franzose nicht Religion hintangesetzt, und dem Luxus nicht Thor und Angel geöffnet hätte! Wo einmal, — der Witzler lache wie er wolle bey dieser Außerung, — wo einmal die Religion als ein entbehrliches Ding, als ein Märchen für den einfältigen Pöbel angesehen wird, da muß auch die Moralität gewiß sich verlieren, und wo diese fehlt, wie können da Ordnung und weiser Lebensgenuß möglich seyn! und der Luxus? O ja! eine wahre Wohlthat nennen ihn viele, weil er zu mannichfaltigem Verdienste verhilft; aber man bedenke doch, ob nicht der Nachtheil weit größer ist? ist nicht der Luxus die Grundursache des Verfalls so vieler Haushaltungen? ist er nicht eine der ergiebigsten Quellen des physischen und moralischen Uebels unter den Menschen? — — Doch, ich kehre wieder nach Paris zurück.

Jene

Jene verruchte Grube der Königsmörder, der Jakobinerklub, hat nun endlich seine höllischen Absichten öffentlich und unverstellt zu erkennen gegeben, und im Angesichte Gottes und des Vaterlands geschworen, — doch nein, Gott wandte sein Angesicht von diesem schrecklichen Schwur hinweg, — sie mögen hinverlegt werden, wo sie wollen, das ist, in welches Königreich oder Staat, sie mögen im Frieden oder in Feindschaft mit ihrem Lande leben, daß sie alle Kräfte aufbieten, alle Ränke und Kunstgriffe des Meuchelmords und der Vergiftung in's Werk stellen wollen, um, — entsetzlich und abscheulich! — Könige zu Leichen zu machen.

Ludwig der **XVI.** sollte das erste königliche Opfer werden. Man gieng planmäßig bei diesem blutigen Entwurfe zu Werke. Ein Schwarm von 15000 und mehr Menschen, von allen Gattungen, Kinder, Weiber, Sackträger, Bürger und Soldaten, mit allen Arten von Waffen versehen, mit Picken, Aexten, Flinten, Degen, Sicheln, Messern und allerlei Mordinstrumenten erschienen am 20ten Junius vor der Nationalversammlung, schrieen das Vaterland sey in Gefahr, der König wolle das Dekret zu einem

Lager von 20000 Mann bei Paris, und zur Landesverweisung der unkonstitutionsmäßigen Priestern nicht sanktioniren, Blut müsse also fliessen, und der Freiheitsbaum grünen. Die Nazionalversammlung schwieg, und der tolle Schwarm zog gegen das Schloß des Königs, angeführt von einem — Bierbrauer, der sich Santerre nannte, und zum Generalkommendanten der Horde aufwarf.

Ohne Hinderniß drang diese Räuberrotte in die königliche Wohnung. Keine der Wachen setzte sich den Kanibalen entgegen. Die Zahl derselben wuchs zusehends. Mehr denn 6000 rasten in den Gemächern des besten Fürsten. Vor das Kabinet Ludwigs pflanzte man eine Kanone. Man hob Thüren aus ihren Angeln, und sprengte Schlösser nach Räuberart. Man drang in die Zimmer der Freunde des Königs, und mordete nach Herzensluft. Niemand widerstand. Das Wohnzimmer Ludwigs wurde mit stürmender Hand geöffnet. Der König näherte sich der Thüre, und Stücke derselben flogen ihm vor die Füsse. Man fiel ihn an. Einer der Räuber richtete sein Bajonet gegen den König; allein die Vorsehung nahm die leidende Majestät in ihren Schutz; ein Kanonier, Joly, bemächtigte

tigte sich des Mörders, warf ihn zu Boden und wich von seinem Fürsten nicht. In demselbigen Augenblicke griff ein anderer Böswicht mit einer Picke den König an; doch abermals erhielt Gottes Allgewalt den Regenten; Canolle, ein Grenadier, wandte durch seine Entschlossenheit glücklich den tödtenden Stoß ab. Der König gewann so viel Zeit, sich auf das Fußgestell vor einem Fenster zu stellen. „Sir! fürchten sie sich nicht!“ redete ihn ein Offizier an. „Ein rechtschaffener „Mann, der seine Pflichten erfüllt, kennt „weder Furcht noch Gewissensangst. Füh„len Sie dieses Herz an, und sagen Sie „mir, ob es zittert“ — war des Königs Antwort. — Bei diesen Worten schloß sich Madame Elisabeth, Schwester Sr. Majestät, fest an ihren königlichen Bruder. „Mich müßt ihr eher tödten, als ihn!“ schrie sie; allein die Wuth des Pöbels, beseelt vom Geiste der Jakobiten, blieb ungerührt bei diesem schwesterlichen Ausruf, und mißhandelte die Prinzessinn.

Nicht minder mörderisch begegnete ein anderer Haufe der Königinn. Man hatte tausend schröckliche Flüche gegen die Erhabene ausgestossen; man hatte laut ihren Kopf verlangt.

langt. In diesem Augenblicke lief Antonie nach dem Zimmer ihres Gemahls. Man verfolgte sie mit Dolchen. Aubier nahm die hohe Fliehende in seinen Schutz. „Lassen Sie „mich zum Könige, rief Theresens beängstigte Tochter, mein Platz ist neben ihm — „an seiner Seite will ich sterben!!“ hier verdoppelte die Fürstinn ihre Kräfte, und Aubier, nebst noch einigen Getreuen, hatten Mühe, die unglückliche Königinn, abzuhalten, durch einen Haufen von Tausenden zu dringen. — Man brachte sie zum Dauphin. Nur wenige Edle bewachten diesen; nur wenige Damen waren da zu seinem Troste.

Indeß war die Raserei so weit gegangen, dem Könige eine rothe Jakobinermütze aufzusetzen, welche auf eine Picke gesteckt war, und von der Höhe herab auf des Königs Haupt gesenkt wurde. So stand Ludwig vor einer Gruppe Räuber, verlassen von allen, die seine Schmach hätten retten können. Man heulte, schrie mit Zettergeschrei vom Königsmorde, von einem Nazionalgerichte, das auf der Stelle zu halten wäre, und nannte die Personen, nach deren Blut man dürste. Entweder die Sanktion oder den Tod!„ schalte es fürchterlich in den Hallen des Schloßes, und

und nun gieng der Zug nach dem Zimmer der Königinn. Man suchte die bedaurungswürdige Fürstinn, foderte sie mit vielem Geschrei, zertrümmerte die Thüre des Dauphins, und reichte ihr eine rothe Mütze dar, steckte ihr eine Nazionalkokarde vor die Brust. — Antonie duldete.

Unter den Schandtrophäen, die vor dem Könige und seiner Gemahlinn vorbeigetragen wurden, — man hob die Anführer dieser Räuberbande auf die Schultern, — befanden sich Ruthen mit der Inschrift — für Antonien, dann ein Hackmesser, ein Galgen mit einem Stricke versehen, eine Weiberpuppe, und auf einem kleinen Brette ein Stück frisches Fleisch, in Form eines menschlichen Herzens geschnitten. — Gerne verschonen wir jeden Leser vom Gefühl mit Anführung der scheußlichen Worte, die in Beziehung auf diese Sinnbilder aus jedem Munde ertönten, und fragen nur blos, ob man solche Barbaren — die Nation, das französische Volk nennen kann?

Die weiblichen Tyger, die dem Galgen folgten, spieen Schimpfworte gegen ihre Fürstinn aus, die wir Anstand nehmen, niederzu-

schreiben. Bittere Thränen rollten über Antoniens Wangen herab. Sie litt schrecklich. Ihre Blicke schienen unter dem verbrecherischen tollen Haufen herumzusuchen, ob jemand noch menschliche Empfindung hätte. Und diese erhabenen Blicke, diese unwiderstehliche Stärke der Augen, in denen der Schmerz einer Mutter die Majestät der Souveraine so rührend machte, bewirkte allmählig ein Wunder. Der wilde Weibertroß wurde von Mitleid gerührt, beynahe von Empfindlichkeit durchdrungen. Es war ein elektrischer Funke, der auf bereits faulenden Körpern geschlagen wurde. Die Elenden wurden durch den erhabenen Anblick so umgestimmt, daß sie betheuerten, ihr Blut für die Königinn und den Dauphin vergießen zu wollen. Das königliche suchende Auge Antoniens schien die Hiänen zu erinnern, daß selbst die Teufel beim Anblicke der Engel etwas von der ewigen Seligkeit empfinden. Endlich schien der Ausruf: „Es lebe die Königinn! Es lebe der Dauphin!“ die Athmosphäre wieder von dem feurigen, schrecklichen Aushauche zu reinigen, womit sie war angesteckt worden.

Der Jakobite, Bräuer Santerre geiferte Galle von sich, und wollte das Volk anders

anders Sinnes machen; allein der majestätische Blick der Tochter der Cäsaren verwirrte ihn, und lähmte seine Zunge.

Die Königinn schien sich itzt auf einen Thron erhoben zu haben, von welchem ihre Blicke jene Elenden trafen, die ohne menschliches Gefühl waren. Das himmlische lebhafte Feuer eben dieser Blicke beseelte die Offiziers der Nazionalgarde, die Antonien umgaben. Sie betrachteten den Anführer Santerre mit Verachtung, und ihr Auge schien seinen Tod zu weissagen. Die Königinn wurde es gewahr, faßte zween dieser Offiziere bei der Hand, und flehte um Schonung für den Bösewicht. Ehrfurcht und Bewunderung dringen auf einmal in aller Herzen. Alle Minen der Soldaten charakterisirt ein gleicher Ausdruck man scheuet sich einen so sanften, und zugleich so feyerlich grossen Augenblick zu stören; findet den Himmel mitten in der Hölle. Das Stillschweigen ist die Beredsamkeit dieses Momentes. Die Thränen der beiden Offiziers, die ihr Gesicht auf die Hand der Königinn neigen, sind die einzige Antwort, und diese ist für alle genug.

Santerre, beschämt, glühet vor Rache, schlägt klappernd die Zähne zusammen, daß es hallt in der Menge, und bricht in den Ausruf aus: „Der Streich ist verfehlt!“ Die Haufen ziehen hinweg, und Ruhe kehret wieder in das königliche Schloß zurück.

Auf einen der schrecklichsten Tage gab allein Antoniens Sanftmuth und majestätische Würde den schönsten Abend. Des Königs Schwester Elisabeth, der König selbst, der Dauphin, und Oesterreichs Zierde, die große Antonie, bildeten eine Gruppe, die einem Kranze glich, der eben die Oerter mit Rosen bestreute, wo man kurz vorher nur Cypressen zu erblicken besorgt war.

Doch die Rosensaat wurde bald durch neue Unfälle verwüstet. Die Jakobiner legten nun die Maske ab, und foderten eine förmliche Republick. Von diesem Zeitpunkte an, wurden die Sitzungen des Nazionalkonvents stürmischer, die Ausschweifungen desto wilder und häufiger, als je die Verbrechen des Volks. Marseiller, an die Hunderte, kamen bewaffnet nach Paris, und

trieben

trieben Unfug ohne gleichen. Ruhige, ihren Geschäften nachgehende Bürger mißhandelten sie, und mordeten jeden, der auch nur im geringsten dem Könige, oder seiner Familie anzuhängen schien. Ganz Paris war dergestalt in Schrecken, Angst und Betäubung gesetzt, daß fast jedermann für andere Gegenstände keine Empfänglichkeit mehr hatte, und allgemein verlangte man die Absetzung des Königs.

In den mittägigen Provinzen Frankreichs fieng man mit Ermordungen an Republiken zu errichten, und streute allenthalben den Saamen zu einem gräulichen Bürgerkriege aus. Die Folgen falsch verstandener Freiheit, Pöbeldespotismns, die Folgen der Lehrer, die alle Sicherheit untergraben, allem Staatenwohl, aller Kultur der Menschheit, allem Zusammenhange der Natur, und den menschlichen Gesellschaften entgegen sind, steigen nun auf die höchste Stufe, und mit Feuer und Schwert schrieb diese Wahrheiten der Monat August des zurückgelegten Jahres in ewige Erinnerung ein.

Santerre, der Bräuer, war es abermals, der Cohorten zusammenrottete, um

einen

einen neuen Mordanschlag auszuführen. Fielen im Junius Hunderte, so waren es itzo Tausende, die vom Dolche der Raserei durchbohrt wurden. Die ganze Geschichte der Menschheit hat keine solchen Auftritte, wie sie Paris in diesem Zeitpunkte der Gleichheit und Freiheit darstellet. Die unsinnig hingeworfene Rechte der Menschheit haben eine Unmenschheit erzeugt, dergleichen selbst den Wilden nicht nachgesagt werden kann. Man hat Beispiele der Volkswuth, der Blutbegierde, der Raserei; aber nie waren die Grausamkeiten so vielfältig, nie so abscheulich in ihren Anlagen, nie so ausgebreitet in ihren Folgen, nie von der Art, wie sie itzt in Paris zu herrschen begannen. Es sind Beispiele, die von einer Ausartung der Menschenzungen, die sich noch tief unter die reißendsten, menschenfressenden Thiere herabsetzt, und die Begriffe, die man von Teufeln zu geben pflegt, in menschliche Wirklichkeiten verwandelt. Jeder, aus dessen Munde nicht Schimpf und Fluch ge'n Ludwig und Antonien tönnte, ward niedergemacht. Jeder, der für die Volksmajestät gestimmt zu seyn schien, erhielt den Tod unter den gräulichsten Martern. Man sah Herzen wie Pflastersteine umherliegen, und Hunde sich um menschliche Eingeweide balgen.

balgen. Diese Grausamkeiten, welche alle diejenigen übertreffen, die die Wüthriche der alten Barbarey jemals begiengen, wurden noch mit andern Unthaten der größesten Roheit verbunden. Aerger als die in der Geschichte gebrandmarkten Hunnen und Gothen fielen die Pariser über die Denkmäler der Künste her. Unter dem Geschrei, daß es Zeichen der königlichen Ehre und der Schmeichelei wären, riß das Pariser Volk alle Statuen, und alle Werke der Kunst auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen, und wo sie anzutreffen waren, nieder und zerschlug sie. Das Thor von St. Denis, dieß Meisterstück der Architektur, die Bewunderung aller Kenner, wurde weggerissen. Wenn ehemals Kunstwerke als Zeichen des heidnischen Gottesdienstes zerstöret wurden, so war dieß ein Werk der finstern Zeiten. Aber die Barbarei der Aufklärung übertrifft die der Finsterniß; sie tödtet Menschen, zertrümmert die Werke der Kunst, ehret das Laster, und verfolget die Tugend.

Während daß diese Greuelthaten an dem einen Ende der Stadt vor sich giengen, bemächtigte man sich an dem andern des Königs und der Seinigen. In einen Thurm

sperrte

sperrte man diese hohen Personen ein. Es war eine traurige, schreckliche Gefangenschaft. Bis zum 3ten September ließ man Ludwig dem XVI. noch einen Kammerdiener. Schon vorher wurde er bewacht wie ein Kriminalverbrecher, kein Mensch durfte zu ihm, keiner ihn sprechen, keiner Trost in seine Seele gießen. Ein Kommissär war stets an seiner Seite, antwortete auf nichts, was ihm auch der König sagen mochte, nannte den Gesalbten nur blos Monsieur, und behandelte ihn mit der äußersten Verachtung. Das Gefängniß Ludwigs glich einem Grabe. Selbst mit Antonien war es Frankreichs Könige nicht vergönnt sich zu unterhalten. Alles, was in der Stadt und sonst vorgieng, wurde ihnen verborgen gehalten; nur die Ermordungen ihrer armen Unterthanen und Freunde machte man ihnen bekannt. Endlich riß man auch Antonien aus den Armen ihres Gatten, und begann mit einem peinlichen Prozesse gegen den König.

Zwan=

Nro. III.

Zwanzigste Geschichte.

Ein Beispiel französischer Justiz.

In einem Lande, wo man von den Rechten der Menschheit so vieles schreibt, nachdrücklich schreibt, und spricht; wo 1200 Köpfe über die Handhabung derselben wachen; wo man sie mit Feuer und Schwerdt verallgemeinen und sanctioniren will, — in einem solchen Lande, sollte man denken, werde wohl die Gerechtigkeit nach ihrer ganzen Strenge beobachtet. Wir wollen uns durch eine der neuern Begebenheiten hievon belehren.

Joseph Püre und Lelye, beyde aus Laon, einer Stadt der Piccardie, verließen Paris in der Absicht, um in ihren Geburtsorte sich vor den Gräueln zu bergen, die in dieser weitläufigen Stadt täglich in's Werk

gesetzt zu werden anfiengen. Püre wurde von seiner Familie zärtlich aufgenommen, und das Haus seines Bruders ward zu seinem eigenen. Dieser, Namens Johann Püre, war ein Gärtner, und lebte glücklich von der Frucht seiner Arbeit bei einem geringen doch nothdürftigen Einkommen. Zwischen diesen beiden Brüdern, und der Frau des Gärtners, Elisabeth, herrschte das genaueste Einverständniß, so, daß auch diese Familie für eine Wohnung der Eintracht und Redlichkeit gehalten wurde. Joseph hatte ein offenes und redliches Gemüth; verschmizt und tückisch war Lelye sein Gefährte. Wilde Neigungen, lasterhafte, durch verschiedene Treulosigkeiten erkannte Gewohnheiten, machten des letztern seinen Umgang fürchtend und verdächtig.

Es war an einem Nachmittage als Lelye dem Joseph außerhalb der Stadt begegnete. Dieser war ausgegangen, um in einem Weinberge seines Bruders Trauben zu pflücken. Lelye bietet sich ihm zum Begleiter an. Beide gehen nach dem Weinberge, trennen sich aber zwischen dicht neben einander stehenden Stöcken. Lelye wendet seine Schritte nach der ihm gerade entgegengesetzten Richtung ihrer Ankunft; Joseph hingegen bleibt beschäftigt mit Abschneiden der Trauben. Le-

lye

lye trifft in einer Vertiefung des Berges Josephs Bruder, den Gärtner, und Mordgedanken entstehen in seiner Seele. Wüthend wie ein Tyger fällt er den Unschuldigen an, schleppt ihn fluchend nach einer nahe gelegenen Höhle, versetzt ihm tödtliche Stiche, und schneidet endlich dem Leichnahme den Kopf ab. Was der Unglückliche vom Werthe bei sich hatte, dessen bemächtigte sich der Bösewicht.

Indessen kehret Joseph, da er seinen abscheulichen Begleiter aus dem Gesichte verloren hat, nach Laon zurück, und bringt der Schwägerinn Elisaberh einige Trauben vom Berge mit. Durch einen Zufall hat er beim Abschneiden derselben sich mit dem Messer die Hand verwundet. Mit dieser Hand, in einem Schnupftuche gewickelt, kommt er zu Hause an. Des Gärtners Gattin, die schon mit Sehnsucht ihrem Manne entgegen sah, frägt nach demselben. Lelye sah ihn nicht. Man wartet; aber vergebens. Schon dämmert es, und noch immer ist Püre's Bruder nicht zurück. Es entstehen Besorgniße. Bothen eilen nach dem Weinberge. Man durchsucht jeden Winkel, jede Höhle des Berges; endlich findet man den Getödteten, und überbringt ihn der beängstigten Gattin. Halb Laon läuft zusammen.

Josephs verwundete Hand, schien einigen die Hand des Brudermörders. Man untersucht sie, und Kunstverständige erkennen daran die Merkmale eines natürlichen Zufalls. Püre's bekannter biederer Charakter, seine gute Aufführung, sein unbefangener Blick — sprechen ihn vollends von allem Verdachte los, der sich nun ganz auf den Lelye hin wälzet. Man überfällt diesen in seiner Wohnung, findet bei ihm die geraubten Sachen des Erschlagenen, übergiebt ihn dem Gerichte, und der Mörder gestehet bald sein Verbrechen.

Laons Crimminalgericht, noch von Luteciens Pestluft nicht angeweht, verurtheilt den Mörder zum Tode. Das Urtheil geht nach Paris; die Gesetzgeber des Reichs sollen es bestättigen. Aber wider alle Vermuthung, erfolgt die Bestättigung nicht. Lelye hatte indessen Wege gefunden, bei dem Nazionalkonvente sein zu Laon gemachtes Geständniß zu widerruffen, und den Joseph, den er zugleich sammt seiner Schwägerinn, der Gattin des Ermordeten, als königlich Gesinnte schilderte, der Mordthat zu beschuldigen. Grundes genug für die erlauchte Versammlung, die Unschuld ihrer Rache zuopfern, und das Laster zu schonen. Man vertilgte das

Erkennt-

Erkenntniß von Laon; befahl den Joseph als anerkannten Brudermörder einzuziehen, Lelyen freizulassen, und die Wittwe zu stäupen und zu brandmarken. Es geschah, doch — Joseph konnte nicht für schuldig gefunden werden. Neue Berichte ergehen an die Madator's zu Paris; doch umsonst: Joseph mußte bluten; und Lelye trat fesselfrei aus dem Gefängnisse.

Der Tag des Todes erschien. Die Unschuld wankte hin zur Schedelstädte, und — hatte ausgelitten. Doch, man denke sich das Entsetzen der Richter; man stelle sich die verschiedenen Gefühle der Zuschauer vor, als in dem Augenblicke der Hinrichtung Josephs der Bösewicht Lelye, von Gewissensbissen gemartert, aus der Menge sich arbeitete, die Gottheit und seinen geopferten Freund um Verzeihung bat, und öffentlich bekannte, daß er ihn durch eine falsche Anklage getödtet, und nur er allein den Gärtner Püre ermordet habe. — Viele aus dem Volke, über eine solche Bosheit entrüstet, drangen auf den Mörder ein: doch der Ruchlose richtete sich selbst. Durch einen Dolchstich in den Unterleib machte er seinem Leben ein Ende.

Ein und zwanzigste Geschichte.

Traurige Folgen der Flucht des Herrn Bornets mit Staatsgeldern.

Herr Bornet ehemals Negotiant, ein Mann von großen Geistesgaben, der eifrigste Vertheidiger der französischen Freiheit, gewann das volle Vertrauen der National-Versammlung, so zwar, daß man beschloß ihm am 4ten März 1792 mit ansehnlichen Subsidien den französischen Truppen nachzuschicken. Er bezeigte eine außerordentliche Freude, daß man ihn ein so wichtiges Geschäft aufgetragen, und bot sich mit aller Bereitwilligkeit zu allen Diensten, welche das Wohl des Staats befördern, an. Am 4ten März früh um 6 Uhr war der Tag, an welchen er, nachdem er von seiner Frau und Kindern Abschied genommen hatte, abreiste. Er hatte beinahe eine Tagreise, ehe er an seinem Bestimmungsort ankam, indessen war kaum der Tag verstrichen, als plötzlich Abends um 10 Uhr ein Bote eintraf, der berichtete, Herr Bornet

sey von der Strasse abgewichen, und müsse also anderswo einzutreffen gesonnen seyn, man wisse auch bis itzt nicht, was das zu bedeuten habe, darauf wurde man aufmerksam, schickte ihm einige Nationalgardisten zu Pferde nach, die aber in kurzer Zeit mit der Nachricht zurückkammen, Bornet wäre ausser Land. Das verursachte viel Unruhe, und zog verabscheuungswürdige Folgen nach sich. In Meinung etwas nähers zu entdecken, wurden sogleich einige Nationalgardisten, denen sich aber auf offener Strasse mehrere unruhige Köpfe zugesellten, in dessen Wohnung geschicket, um zu untersuchen, ob von seiner Frau oder Kindern nichts auszuforschen, ob diese etwa nicht Wissenschaft gehabt, und mit ihm einverstanden gewesen wären. Man kam vor dem Hause an, in welchem die gute Frau wohnte, es wurde an der Hausthüre gepoldert, und weil nicht gleich aufgemacht war, erbrach man die Thüre, und drang in die Wohnung der Madame Bornet ein. Alle schliefen sanft, als sie plötzlich durch das Getümmel geweckt aus dem Bette sprangen, und noch ungewiß, was da vorfalle, ihr schröckliches Schicksal erwarteten. Nun war ihre Vermuthung wirklich nicht getäuscht, denn schon drangen die Rebellen ins Zimmer, „wer ist Madame Bornet, rief einer der Abgesand-

gesandten, und ergriff sie zugleich. — Sie voll Erstaunen über die unerwartete böse Behandlung, ohne sich der geringsten schlechten That bewußt zu seyn, fiel auf ihre Knie, bat die Bösewichter mit thränenden Augen und gefallteten Händen um Schonung, da sie ganz unschuldig wäre, und von nichts wisse. Allein alles Flehen war vergebens, sie fielen auf sie und ihre Kinder wie wüthend her, versetzten ihr unter den zudringlichsten Fragen, ob ihr von ihres Mannes Schelmerey nichts bekannt wäre, auf jede verneinende Antwort einen Stich oder Hieb, wollten mit Gewalt ein Geständniß erpressen, davon auch nicht die geringste Spur in ihrem Herzen war, nöthigten sie, solang sie noch zu reden vermochte, die Wahrheit auszusagen, erfuhren aber leider nichts, und die unschuldige Mutter erlag im Angesichte ihrer Kinder unter den grausamsten Leiden. Nun wandten sie sich an die Tochter einem Mädchen von 12 Jahren, und an den Sohn einen Knaben von 9 Jahren, „auch ihr Natterbrut, fuhr man sie mit donnernder Stimme an, wißt von euerm Vater nichts, sagt Wahrheit oder es ergeht euch so wie euer Mutter. — Die armen Kinder aber von Angst und Schröcken überfallen, vermochten keinen Laut hervorzubringen. „Schleppt sie fort,

Kame=

Kameraden, riefen sie einander zu, „vielleicht vermag man anderswo, mehr von ihnen zu erfahren, als es hier in Gegenwart der Mutter möglich ist.“ Sie führten sie auch wirklich fort, und die Unschuldigen darben bis auf diese Stunde im härtesten Gefängnisse. — So büßten Mutter und Kinder das Verbrechen eines Vaters, der die Nazionalwuth kennend, seine Familie derselben zu überlassen, so grausam seyn konnte.

Zwei und zwanzigste Geschichte.

Empörungsszenen zu Avignon.

I. Lescuyer.

Es wird der Nachwelt unbegreiflich seyn, daß ein so aufgeklärtes und empfindsames Volk, für welches die französische Nazion immer galt, in einer kurzen Zeit zu einer so schröcklichen Barbarei, und in die Klasse der Menschenfresser herabsinken konnte. Wir sind Zeitgenossen und Augenzeugen dieser plötzlichen Veränderung, und nur oft wiederholte Grausamkeiten machten uns endlich glauben, daß sie wirklich vorgegangen sey.

Eine der blutigsten und traurigsten Epochen in der Geschichte der französischen Revoluzion macht die Empörung von Avignon aus. Dieses vortrefliche schöne Land wurde auf einmal zur schröcklichsten Mördergrube, und die ganze Geschichte hat nur wenige solche Greu-

elthaten aufzuweisen, wie da in kurzer Zeit nach einander geschahen.

Es wäre zu weitläufig, und auch den Zweck dieser Blätter zuwider, wenn wir die ganze Empörungsgeschichte dieses Landes anführen wollten. Wir wollen die ersten Ereignisse nur kurz fassen, und dann den Erfolg derselben etwas umständlicher auseinander setzen.

Es war kurz nach dem Ausbruch der französischen Revoluzion, als der Magistrat von Avignon seinen rechtmäßigen Landesherren, den Pabste, den Gehorsam aufsagten, und sich für unabhängig erklärte. Es war leicht vorherzusehen, wie übel dieß die Bürger aufnehmen würden. Die Unruhstifter zogen also einen Theil derselben auf ihre Seite, und dann legten sie auf einmal ihre Larve ab. Eine der vornehmsten Triebfedern dieser Empörung war ein gewisser Herr Lescuyer. Mit Hilfe einiger Franzosen, die das Rebellionsfieber mit sich aus ihrem Vaterlande brachten, wußte er den Leidenschaften des großen Haufens eine solche Richtung zu geben, daß die gutgesinnten Bürger entweder aus Furcht schweigen, und sich der Gefahr aussetzen mußten, Gut und Leben zu verlieren.

Kurz

Kurz der Empörungsgeist triumphirte, und stand siegreich auf den Leichen geopferter Mitbürger.

Lescuyers Absichten bei seinen Unternehmungen verriethen sich bald. Durch seinen fürchterlichen Anhang unterstützt beherrschte er alles, und schaltete mit allem nach Belieben. Nicht genug, daß er das Eigenthum verschiedener aufgeopferter, oder der Pöbelwuth durch die Flucht entgangener Familien sich zueignete, legte er auch noch seine Räuberhand an die Kostbarkeiten und Geräthschaften der Kirchen, nahm alle Gefäße weg, und verkaufte sogar die Glocken an den Kaufmann Roux, den Zentner zu 60 Livers. Nach und nach formirte sich in der Grafschaft eine ordentliche Mörder- und Räuberbande, die im Einverständnisse mit Lescuyer brandschatzte, plünderte, tödtete und verwüstete, was und wenn ihrs beliebte. Ihr Anführer war Patrix, und ein gewisser Jourdan, der durch seine Mordthaten in Paris bekannt geworden war, war eines der angesehensten Mitglieder derselben. Denn er hatte durch Kontrebande und Strassenräubereien ein großes Vermögen erworben, und besaß eine unerschütterliche Hartnäckigkeit, einen unbegränzten Blutdurst, kurz alle Eigenschaften des ersten Bösewichts. Durch

seine

seine Verschlagenheit, und zugleich durch Beihilfe des gedachten Lescuyer brachte ers dahin, seinen Obersten Patrix der Truppe verdächtig zu machen, und einen förmlichen Aufstand gegen denselben zu erregen, wo sodann Patrix ermordet, und Jourdan an die Spitze dieser Räuberhorde gestellt wurde.

Mit dieser Banditengesellschaft zog Jourdan im Lande herum, und plünderte da, wo es etwas zu plündern gab. Das Verzeichniß seiner ausgeübten Mordthaten ist noch nicht genau bekannt, und wird es auch vielleicht nie werden.

Da sich die Einwohner dieser unglücklichen Provinz in dieser traurigen Lage sahen, so ergriffen sie in der Verzweiflung das Mittel Frankreich um Hülfe anzurufen. Sie schickten Deputirte nach Paris, es erschienen Kommissaire eben zu der Zeit, als Jourdan Karpentras belagerte, und die Gegend rings umher mit Mord- und Verwüstung erfüllte. Es wurden Unterhandlungen angefangen. Lescuyer wirkte durch die Deputirten von Avignon dabei, und da Jourdan ebenfalls Deputirte schickte, so erschienen dreierlei Partheien, ob man gleich deutlich sah, daß Jourdan und Lescuyer einerlei Sprache führten. Man hat

Beweise, daß Jourdans Parthei von den französischen Deputirtten am meisten begünstiget wurde.

Indessen kam doch halb und halb ein Scheinvergleich zu Stande. Die französischen Kommissairs kamen am 20ten Juni 1791 zu Avignon an, und ihnen folgten in acht Tagen französische Truppen, welche die Ruhe und Eintracht der Stadt erhalten sollten. Man sieht aus der Bevölkerungsliste, wie viel Avignon durch die unglückliche Revolution gelitten habe. Im Anfange des Jahrs 1790 zählte die Stadt 30,000 Einwohner, und in einer im May 1791 vorgenommenen Zählung fanden sich kaum noch 16,000. Die übrigen waren entweder der herrschenden Wuth aufgeopfert, oder hatten ihr unglückliches Vaterland aus Furcht in den elendesten Umständen verlassen.

Lescuyer fand die Ankunft französischer Kommissairs und Truppen nicht nach seinen Geschmack. Auch Jourdan war nicht allerdings damit zufrieden. Indessen wußten sie doch alles zu gewinnen. Man ließ die Franzosen nach ihrem Belieben wirthschaften, und so gestatteten auch diese, daß die Volkstirannen nach Wunsch und Willen hausen durften

ten. Jourdan zog wieder auf Eroberungen aus, und Lescuyer raubt und plünderte zu Hause.

Lescuyer wußte allen seinen Handlungen und Gewaltthätigkeiten einen gewissen Anstrich von Scheinheiligkeit zu geben. Ein großer Theil des leichtgläubigen Volks hieng ihm an, der andere Theil regte sich aus Furcht nicht gegen ihn. Allein die Ungerechtigkeit mag sich noch einen so heiligen Schimmer geben, so kann sie es doch nicht verhindern, öffentlich gekannt zu werden.

Es bestand zu Avignon ein Leihamt. Zween Erzbischöfe errichteten es, und mehrere mitleidige Personen trugen zur Beförderung dieser gewiß nützlichen Anstalt das Ihrige bei. Man konnte da zu zwei Procent auf Pfänder geliehen bekommen, und mancher Bürger half sich dadurch aus einer augenblicklichen Verlegenheit. Lescuyern stach dieses Amt in die Augen. Er brachte es auch durch Kaballen und Gewaltsamkeiten dahin, daß er sich in Besitz eines ansehnlichen Theiles desselben setzte.

Unterdessen fuhr er auch fort, sich der Kirchenschätze zu bemächtigen. Die Franziskanerkirche war allein von seinen Räuberhänden

ver-

verschont geblieben. Auch diese sollte nun das nämliche Loos treffen. Man hatte aber einen Wink von seinem Vorhaben, und daher kam es, daß man die kostbarsten Geräthschaften derselben zusammenpackte, und selbe in das obengedachte Leihamt brachte, wo man sie noch am sichersten glaubte. Lescuyer erfuhr dies bald, und ohne sich lange zu besinnen, setzte er sich an die Spitze einer halben Kompagnie Nazionalgarden, drang in das Leihamt, und schleppte die Kisten mit den Kostbarkeiten fort.

Diese Gewaltthätigkeit brachte einen Theil des Volks aus seinem furchtsammen Schlummer. Schon lange hatte es diesem Tirannen, der der Urheber seines ganzen Unglücks war, Rache geschworen. Es glaubte sich auf keine Weise von demselben erlösen zu können, gerieth in Wuth, und opferte diesen Unheilstifter auf.

Es war am 16ten Oktober 1791 als Lescuyer unweit der Franziskanerkirche zu Avignon von einer Schaar Weiber angefallen wurde. Bald gesellten sich mehrere zusammen, und nun schleppten sie ihn in die Kirche, und ermordeten ihn vor dem Hochaltar, welches er so räuberisch bestohlen hatte, auf die grausamste Art. Die französischen Kommissaire

kamen

kamen mit ihren Truppen zu spät; der ganze Kopf war ihm bereits in Stücke zerschlagen, und er gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich, als sie sich dnrch den Haufen durchgedrängt hatten. Selbst sie, ob sie gleich eine ansehnliche Bedeckung bei sich hatten, wurden insultirt, bedroht, beschimpft, und hätten sie Gewalt brauchen wollen, so würden Ströme Bluts geflossen seyn. — So regte sich der Patriotismus zum letztenmal gegen die Unterdrücker mit einer Art von Verzweiflung. So wurden sonst gute Bürger durch die vielfachen Bedrückungen, denen sie sich Preis gegeben sahen, in Wuth gebracht, und zum Mord verleitet. Allein sie mordeten nur den Tirannen, der sie am meisten quälte, und vor dessen Räuberhänden sie keine Minute sicher waren, den Tirannen, der schon so viele ihrer Brüder geschlachtet hatte.

II. Jourdan, oder die Eisgrube.

Noch am nämlichen Tage, da Lescuyer für seine Grausamkeiten einen grausamen Lohn empfieng, begann Jourdan die entsetzlichste Rolle seines schändlichen Lebens, welches wir hier dem Leser so liefern, wie es ein zu Paris gedrucktes Blatt beschrieb.

Jourdan, sonst Jouve genannt, ist der Sohn eines Gastwirths, bei Pui in Languedoc gebohren. Sein Vater ließ ihn das Hufschmiedhandwerk lernen, und er verheurathete sich im 18ten Jahre seines Alters. Aber das Dorfleben war nicht nach seinem Geschmack; er verließ seine Familie, und floh an die Grenze Savoyens, wo er mit den Schwärzern gemeine Sache machte. Durch seine Dreistigkeit gewann er bald ein gewisses Ansehen. Er wußte verschiedene Akzisbediente in die Falle zu locken, und aus dem Weg zu räumen und trieb sein Handwerk so lang, bis er einst mit seinen Spießgesellen von einer überlegenen Macht überfallen wurde. Mehrere derselben wurden getödtet, und die Uebrigen gefangen genommen: nur er entkam, indem er einen Fluß durchschwamm, und sich in die Stadt Montfoucon flüchtete, wo er eine tödt-

liche Krankheit ausstand. Während seiner Genesung wurde er entdeckt, und in das Gefängniß von Valence gebracht, wo er verhört, und überwiesen wurde, daß er verschiedene Personen ermordet hätte. Das Urtheil wurde über ihn gesprochen. Er sollte gerädert werden, allein kurz zuvor, ehe das Urtheil vollzogen werden sollte, fand er Gelegenheit, zu entfliehen. Itzt nahm er den Namen Jourdan an, irrte einige Zeit in verschiedenen Provinzen Frankreichs herum, und nachdem er mehrere Ausschweifungen begangen hatte, sah er sich neuerdings genöthigt, zu entfliehen, er floh in die Grafschaft Venaissin, und lernte auf seinen Wanderungen diese sowohl, als Avignon kennen. Doch auch hier konnte er sich nicht verläugnen. Er führte sich so übel auf, daß er von den Landreutern überall aufgesucht wurde, und alle seine Verschlagenheit aufbieten mußte, um ihren Nachstellungen zu entkommen.

Itzt gieng er gerade nach Paris, und wurde daselbst als Schmiedknecht in den Stallungen des Grafen von Artois angestellt. Einige Zeit führte er sich gut auf, doch begieng er bald mehrere schlechte Streiche, und wurde daher als ein Schurke fortgejagt. Er trieb nun wider sein voriges Handwerk in Waldun-

gen und hohlen Wegen, und diese Räubereien fielen so vortheilhaft für ihn aus, daß er bald ein großes Vermögen zusammenbrachte.

Der Ausbruch der Revoluzion lockte alles liederliche Gesindel nach Paris. Auch Jourdan gieng dahin; denn dies war der eigentliche Zeitpunkt, um sich in seiner Art auszuzeichnen. Gelegenheit dazu bot sich bei dieser allgemeinen Verwirrung bald dar. Jourdan war es, der die unglücklichen Foulon und Berthier herbei schleppen half, um sie der Pöbelwuth aufzuopfern. Er selbst, dem Blutvergiessen eine Kleinigkeit war, schnitt Herrn Foulon den Kopf ab, und hieß von dieser Zeit an der Kopfabschneider? (Coup tete). Er war einer von denjenigen, die dazu auserwählt waren, am 6ten October 1789 zu Versailles eine blutige Rolle zu spielen. Er rühmte sich in der Folge mehr als einmal, daß er den Säbel noch besitze, womit er den königl. Leibgarden die Köpfe abgehauen habe. Kurz, er war hier beim Beginnen der Revoluzion einer derjenigen, welche ihr Vergnügen darinn suchten, unter einem patriotischen Lärm zu morden und zu plündern.

Paris erhielt bald darauf durch die bewunderungswürdige Nachgiebigkeit des Kö-

nigs einen Schein von Ruhe wider; aber auch dieser Schein war dem an Blut gewohnten Jourdan zuwider. Er suchte einen Terrein, wo er morden könnte, und dieser zeigte sich ihm bald. Die Empörung von Avignon erscholl in Paris, und Jourdan eilte, ohne sich lange zu besinnen, mit Riesenschritten, um wieder Blut vergiessen zu können. Er kam in Avignon an, schloß mit Lescuyer enge Freundschaft, und wurde, wie bereits in voriger Geschichte erzählt worden, General einer Banditenhorde, welche die Grafschaft plünderte und verheerte.

Um ihn zum General zu machen, wurde Patrix von seinen eigenen Soldaten umgebracht. Jourdan schnitt der noch blutenden Leiche die Finger ab, steckte sie, einen nach dem andern in den Mund, und gieng so unter den Soldaten herum. Lescuyer verhalf ihm nach der Zeit zur Stelle eines Kommendanten von Avignon.

Es ist bereits gesagt worden, daß der Generalkopfabschneider sich nicht gern lange aufhielt, wo es ruhig zugieng. So geschah es auch in Avignon. Wenn es wider Vermuthen in der Stadt stille war, so nahm er

einige Rotten seiner Soldaten, zog auf dem Lande herum, und mordete und plünderte.

Er war eben auf einem solchen Streifzug, als sein Busenfreund Lescuyer auf die oben beschriebene Art umgebracht wurde, kam aber zum Unglück noch an demselben Abend mit seinen Banditen in die Gegend der Stadt zurück. Es war 7 Uhr Abends am 16ten Oktober, als er davon Nachricht erhielt. Er schäumte vor Wuth, schnaubte Rache, befahl seinem Korps, sich sogleich in Marsch zu setzen, und gegen Avignon vorzurücken. Hier drang er mit Wuth ein, ließ sogleich alle Thore sperren, und bot seinen übrigen Anhang in der Stadt auf. Nun raßte der tolle Haufe durch alle Strassen der Stadt Alles, was sich sehen lies, wurde fortgeschleppt, oder auf der Stelle niedergemetzelt. Die in die Gefängnisse geworfenen, oder sich schon da befindlichen Personen wurden noch in der nämlichen Nacht zu zwei und zwei vorgeführt, und so wie sie zu den Schlagbaum kamen, spaltete man diesen Unglücklichen die Köpfe, stieß ihnen noch eine spitzige eiserne Stange durch den Leib, und warf sie dann todt oder lebendig zum Fenster hinaus.

Das Gemetzel dauerte am andern Tage noch fort. Man schleppte viele Menschen in den Pallast, wo man sie auf eine eben so unmenschliche Art ermordete, und mit ihren Körpern eine ungeheuere Erdgrube anfüllte. Auch auf den Gassen und in den Häusern mordete man. Im grenzenlosen Jammer sah die Frau den Mann unter dem Messer der Barbaren sterben, die Kinder schrien mit durchschneidenden Tone um Schonung ihrer Mutter, und sahen verzweifelt unter dem gräßlichsten Geheule ihre Mütter im Blute schwimmen, und wurden selbst nach einander von den Mördern ergriffen, und niedergehauen. Ganze Familien wurden ermordet. Reginer, ein vornehmer Schönfärber wurde in seinem Hause mit allen den Seinigen umgebracht, und selbst das Dienstgesind nicht geschont. Lamy war unter seiner Hausthüre von den Mördern angehalten. Sein Sohn, ein Knabe von zwölf Jahren, warf sich denselben zu Füssen, und bat um Schonung seines Vaters. Aber das Flehen der Unschuld konnte diese an Blut gewöhnte Herzen nicht rühren. Er wurde zurückgestossen, und der Vater vorwärts geschleppt. Der Knabe klammerte sich fest an seinen Vater, und schrie erbärmlich, und wollte ihn nicht loslassen, allein er wurde mit seinem Vater bis an die Thüre des Pallastes fortge-

schleppt, wo der Vater auf eine grausame Art ermordet, und der Sohn auf dessen Leichnam ebenfalls erwürget wurde. So gieng es noch an mehrern Orten. Das Gemetze dauerte vom 16ten bis zum 19ten Oktober fort, und man weis die Zahl der aufgeopferten Personen nicht bestimmt anzugeben, so groß war sie. Die Furcht war unter den Einwohnern dieser unglücklichen Stadt so groß, daß sich Viele in Koffers packen und durch Postwägen außer Land schicken ließen. Viele sprangen über den Wall, oder krochen durch Abtritte hinaus, und schwammen mit Lebensgefahr durch den Fluß Sorgues.

Wer unsere Schilderung für übertrieben hält, dem geben wir hier einen Auszug aus dem Berichte der neuen nach Avignon abgeschickten Kommissairs, welche mit Linientruppen am 8ten November daselbst ankamen. Diese Augenzeugen, deren Interesse es eben nicht seyn konnte, die Sache schröcklicher vorzustellen, als sie wirklich war, sagen in ihrem Berichte unter andern also:

„Ein Trauerflor deckte die ganze Stadt, als wir ankamen; Weiber und Kinder forderten mit Jammer und Wehklagen ihre Gatten, ihre Eltern wieder, die die herrschende

Parthei aus ihren Armen gerissen hatte. Wir glaubten, daß die Personen, welche am 16ten Oktober nach der Ermordung des Herrn Lescuyer waren in Verhaft genommen worden, sich noch im Pallast befänden; wir hofften, sie nun wider loslassen zu können; aber sie waren schon alle erwürgt durch eine Barbarey, wovon man unmöglich einen Grund angeben kann, es müßten denn in diesen Augenblicken der Anarchie die Häupter aus Rachgier über die Ermordung des Lescuyer geglaubt haben, ihrem Anhange Opfer bringen zu müssen.

„Wir schickten Truppen in den Pallast, um solchen zu durchsuchen. Die Soldaten öffneten aus Neugierde das mit Mist verdeckte Loch, die Eisgrube genannt. Der mephitische und pestilenzische Gestank, so herauskam, nöthigte sie, es gleich wieder zuzumachen. Man hätte die Zahl der Getödteten durch die Zahl der Köpfe bestimmen können; aber es war zu gefährlich. Die Municipalität hat Kommissaire ernannt, um diese Mordgrube zu untersuchen. — Die Kommissaire schlüssen mit einer schwankenden Bestimmung der Getödteten, welche nur zu sehr zeigt, daß es eher ihre Absicht, die Greuelszenen schwächer zu schildern, als sie zu übertreiben. Nach

ihren Angaben belief sich die Zahl der Getödteten ungefehr auf 120 Menschen. Eine zu Paris erschienene Schrift, die authentisch zu seyn scheint, setzt die Zahl der Ermordeten über 300 hinaus, und benennet sie alle.

So mordete ein Bösewicht unschuldige Menschen. So trieben Mörder ihr Spiel mit den wehrlosen Einwohnern einer Stadt. Ich gestehe es hier offenherzig, daß uns der größte Theil jener Schröckenszenen noch gar nicht bekannt ist, die in Geheim statt fanden. Vielleicht wird die Nachwelt jenen Schleier abziehen können, der die Gegenwart umhüllt. Denn man machte von den offiziellen Berichten itzt immer nur Bruchstücke bekannt, und selbst die Nazionalversammlung in Paris ließ sich keine ausführliche Relazion darüber erstatten.

III. Beispiel von der Gerechtigkeit der Nazionalversammlung.

Durch ein Dekret der Nazionalversammlung vom September 1791 wurde Avignon mit Frankreich vereiniget. Ich überlasse es den Publizisten zu entscheiden, mit welchem Rechte dieses geschah. Es wurden neuerdings Kommissaire nach Avignon geschickt, weil die daselbst befindlichen nicht mehr im besten Kredit standen.

Das Blutbad würde noch länger gedauert haben, wenn nicht am 21sten Oktober die neuen Kommissaire mit frischen Linientruppen unter dem Kommando des Generals Choisy zu Orange eingetroffen wären. Unterwegs schon erfuhren sie, was in Avignon vorgieng, sie eilten daher, ihre Ankunft und Vollmacht daselbst bekannt zu machen. Wenn man sie gleich nicht von aller Partheilichkeit freisprechen kann, so muß man doch ihnen und dem General zur Ehre nachsagen, daß sie alle Mühe anwandten, um den Aufruhr zu stillen, der Anarchie Einhalt zu thun, und die Mörder vom 16ten Oktober beim Kopfe zu kriegen. Allein weiter konnten sie auch nichts. Die Räuberbande hatte einen zu mächtigen An-

hang unter dem Korps der Gesetzgeber Frankreichs, und von diesem erhielten die Kommissaire Instrukzionen und Verhaltungsbefehle.

Am 8ten November kamen sie in Avignon an, und mit ihnen kehrten über 3000 Bürger in ihre unglückliche Vaterstadt zurück. Alles schrie nun um Rache, alles foderte mit Thränen in den Augen, und mit einem durchdringenden Jammergeschrei die Seinigen zurück, die die rasende Banditenhorde geschlachtet hatte. Die Kommissaire begaben sich nun ins Rathshaus, und eröffneten daselbst die Absicht ihrer Sendung. Als sie von da nach ihren Quartieren zurückgiengen, fielen die beiden Söhne des Herrn Niel, der auch mit seinem ältesten Sohne, welcher ihn nicht verlassen wollte, und mit seiner Gattinn ermordet wurde, vor den Kommissairen auf die Knie nieder, und flehten um Bestrafung der Schuldigen.

Die Kommissaire ließen die Stadtthore verschliessen. Unter Deckung einzelner Truppenkommandos, die von kundigen Einwohnern begleitet wurden, arretirte man in der Nacht auf den 10ten November mehrere Schuldige, und unter andern auch den Zeitungsschreiber Tournal, einen würdigen Spiesbruder

des

des Kopfabschneiders Jourdan. Er hatte nicht nur den wüthenden Haufen zum Blutvergiessen ermuntert, sondern wollte noch die Banditenhorde vor den Augen der Welt auf eine unverschämmte Art rechtfertigen. Jourdan hatte mit mehreren seiner Anhänger beim Anrücken der französischen Linientruppen sich in den Pallast des Vizelegaten gesperrt, sich daselbst verschanzt, und war entschlossen, sich zu vertheidigen. Da er aber die Unmöglichkeit sah, und es auch bedenklich fand, sich in die Länge mit Gewalt zu behaupten, so floh er bei günstiger Gelegenheit mit mehrern seiner Gesellen. Man bemerkte seine Flucht noch zu rechter Zeit, und setzte ihm nach. Jourdan hatte einige Zeit vorher 50 Louis'dor auf den Kopf eines ihm verhaßten jungen Kaufmanns, Namens Bigonnet gesetzt. Dieser wurde nun der Rächer und Verfolger des Ungeheuers. Er traf ihn nebst seinem Flügeladjudanten an den Ufern des Flußes Sorgnes. Jourdan suchte über den Fluß zu entkommen; allein Bigonnet, der von 24 Reutern begleitet war, stürzte ihm mit Entschlossenheit nach, entwaffnete ihn, und so wurde dieser katilinarische Abendtheuer nebst seinem Adjudanten nach Avignon ins Gefängniß gebracht.

Die

Die Freude über seine Arretirung war ausserordentlich, eben so die Ergrimmung über ihn. Man hatte Mühe, zu verhindern, daß er nicht vom Volke zerrissen wurde. Auch Mainville, Peytavin, Duprat und der junge Lescuyer wurden nebst mehreren Andern eingezogen. Letzterer 16 Jahre alt, hatte 7 Personen umgebracht. Doch entkamen einige, die sich bei Zeiten noch zurückgezogen hatten, und die, wie wir bald sehen werden, alles für ihre Kameraden unternahmen.

Gleich in den ersten Verhören gestand Jourdan, daß er nichts aus freien Willen unternommen, sondern blos das Werkzeug der ihm vorgesetzten Kommissaire gewesen wäre. Selbst ein Pariser Demokratenblatt sagte unter den Augen der Nazionalversammlung, der Abbe Mullot, einer der ersten Kommissaire, und Mitglied der Nazionalversammlung, habe es zu arg gemacht, und werde sich schwerlich verantworten können. Nach Vernehmung mehrerer Zeugen in Betreff des Abbe Mulot erstatteten die neuen Kommissaire Bericht an die Gesetzgeber, und es wurde dekretirt, daß Mulot Rechenschaft über sein Betragen ablegen sollte.

Mulot reiste nach Paris, und legte in einer Abendsitzung der Nazionalversammlung vom 19ten November 1791 Rechenschaft ab. Hier zeigte sichs aber gleich, daß eine mächtige Parthei, die Jakobiner nämlich, die Mörder von Avignon in Schutz genommen habe. Einige Mitglieder geriethen über Mulots frevelhafte Lügen in Zorn, und trugen darauf an, ihn zu kassiren. „Es wird ein ewiger Schandfleck für die Gesetzgeber Frankreichs seyn, rief eine Stimme, wenn sie den Beschützer der Banditen in ihrer Versammlung dulden „Wir wollen keine Gemeinschaft mit einem Menschen mehr haben, der mit dem Blute unserer neuen Bundesgenossen besudelt ist. „Er lügt, lasset uns ihn zur Thüre hinausstossen," riefen andere.

Mulot kehrte sich an nichts, denn er wußte schon, auf wen er sich verlassen konnte. Bald fiengen auch die Jakobiner zu schreien an, und da ihre Zahl von jeher immer den größten Theil der Versammlung ausmachte, so wurde endlich beschlossen, daß Mulot, der mit so vielem Rechte als Mitgenoß und Beförderer der entsetzlichsten Ermordungen unbewaffneter Menschen angeklagt war, seinen Siß unter den Gesetzgebern Frankreichs wieder einnehmen durfte. Ich will nur im Vor-

beigehen

beigehen bemerken, daß dieses Faktum viel dazu beiträgt, um sich einen Begriff von der Nazionnalversammlung zu machen.

Mulots gute Aufnahme, und der Schutz, den die Jakobiner überhaupt den Jourdanisten angedeihen ließen, machte bald, daß sich in den Gegenden von Avignon eine zahlreiche Parthei bildete, deren Absicht es war, die Gefangenen Mörder wieder in Freiheit zu setzen. Schon am 26ten Dezember wagte diese Parthei ihren ersten Versuch. Sie zündete in der Nähe der Gefängnisse ein Haus an, und hofften, daß, wenn wegen Löschung des Feuers alles in Verwirrung wäre, die Gefangenen desto eher Gelegenheit finden würden, zu entfliehen. Aber General Choisy ließ die Gefängnisse alsobald mit Linientruppen umgeben, die keinen Menschen in die Nähe kommen lassen durften, und so mislang der Versuch.

Die Gefangenen wußten es indessen, daß ihnen nichts geschehen könnte, weil sie, wie sie sagten, die angesehnsten und wichtigsten Personen in Paris angeben könnten, die ihnen die Befehle zu ihren Handlungen gegeben hätten, und sie also blos die Werkzeuge höherer Personen gewesen waren. Doch auch

ihre

ihre geheimen Anhänger ruhten nicht. Die Pariser Jakobiner brachten es dahin, daß Herr von Choisy nach Grenoble beordert wurde. Zu Marseille und in der Gegend sammelte Duprat der ältere unter dem Schutze des dasigen Jakobinerklubs Truppen aus solchen Leuten, welche nichts zu verlieren, aber bei Unruhen immer etwas zu gewinnen haben. Duprat der jüngere trieb sogar zu Paris das nämliche Geschäft, und wurde ebenfalls von den Jakobinern unterstützt. Mit diesem Anhang nun rückten sie in kleinen Schaaren in Avignon ein, und trachteten sich auch hier noch Anhang zu verschaffen.

Die Linientruppen in Avignon waren nun noch der einzige Dorn in den Augen der Jourdanisten. Vielleicht aber wollten sie auch itzt noch das nicht mit Gewalt erzwingen, was sie in kurzer Zeit freiwillig zu erhalten Hoffnung hatten; kurz man rührte sich zwar öffentlich nicht, aber man wirkte desto nachdrücklicher in Geheim an der Befreiung der Mörder.

Man wußte zwar schon aus der Aufnahme des Abbe Mulot, aus der Entfernung des Generals Choisy, aus dem Schutze der Duprats und andern ähnlichen Dingen vor-

läufig die Stimmung der Nazionalversammlung, man wollte sie aber doch noch untersuchen, und sich ihrer ganz versichern. Die Jakobiner zu Paris mietheten daher (denn die Befreiung der Jourdanisten lag ihnen nahe am Herzen) zween Denunzianten, die am 6ten März 1792 in der Nazionalversammlung erschienen, und anzeigten, sie kämen gerade von Avignon, und brächten die unwiderleglichsten Beweise mit, daß die neuen Kommissaire daselbst lauter Aristokraten wären. Sie kramten sodann eine lange Rede aus, worinn sie über die gedachten Kommissaire schimpften, und das Jourdanische Raubgesindel rechtfertigten und entschuldigten. Viele Mitglieder der Nazionalversammlung die keine Jakobiner waren, murreten laut über ihre Rede. „Laßt die Leute abtreten" schrien sie „es ist unter der Würde der Versammlung, daß sie Leute anhört, welche Banditen vertheidigen wollen. Der Redner, welcher seine Rolle vermuthlich nicht recht studirt hatte, wurde dadurch aus der Fassung gebracht, und sagte nun in der Angst: „Aber meine Herren, alles das ist uns ja von vielen der hier sitzenden Mitglieder gesagt worden." Und daraus zeigte sich auch, wes Geistes Kinder diese Herren da gewesen sind.

Die Jakobiner in Paris, welche sich nun ganz der Versammlung versichern wollten, sprengten überall aus, und ließen es durch alle in ihrem Solde stehende Zeitungen und Journale austrommeln, daß Avignon der Sammelplatz der Aristokraten sey, und daß von daher die Kontrerevoluzion kommen würde. Sie führten selbst erdichtete Namen und Urkunden als Beweise an. Die Nazionalversammlung hatte die Entscheidung über das Betragen gegen die Mörder auf den 19ten März festgesetzt und an diesem Tage wurde von ihr ein Dekret erlassen, das ihr die Menschheit, so lange sie Menschheit bleibt, nie vergeben wird, das darzeigt, welch ein Geist sie beherrschte, und wie niederträchtig die Denkungsart des grösten Theils ihrer Mitglieder war. Sie erklärten nämlich am gedachten Tag diese Bösewichter, diesen Abschaum der Menschen — erstaune Nachwelt! für frey und straflos. Um dies zu beweisen, führen wir hier das darauf Bezug habende Dekret an, welches am 20sten März in allen pariser Blättern stand.

Es lautet wörtlich also: „Die Nazionalversammlung dekretirt über die Frage, ob für alle, auf die Revoluzion sich beziehende in Avignon und Venaissin begangene Verbre-

chen eine Vergebung statt finden soll, oder nicht, daß die Vergebung statt haben soll.“ Dieß ist das außerordentliche Beispiel von der Gerechtigkeit der französischen Nazionalversammlung. Es muß der Nachwelt eben so, wie uns Zeitgenossen zur Verabscheuung dienen. Selbst ein erzdemokratischer Journalist sagt öffentlich in seinem Blatte, daß es zween Priester waren, welche das meiste dazu beitrugen, daß der hundertfache Mörder Jourdan und seine Mordbande von aller Strafe freigesprochen wurden. Die zween Priester waren Herr Bassal, Prediger von Versailles, und Herr Lasource, ein reformirter Prediger, beide eifrige Jakobiner. Man urtheile daraus auf die französische Justitz.

Es könnte vielleicht jemand unsere Schlüsse aus diesem einzigen Faktum auf die französische Nazionalversammlung für unbillig, und zu hart finden. Allein man warte die Fortsetzung dieser Blätter ab, und man wird sich überzeugen, daß es gleich vom Anfang der Revoluzion ähnliche Fakta gab, und noch giebt. Von der Ermordung der Garden zu Versailles vor dem Kabinette des Königs, und in den Zimmern der Königinn, bis zur Ermordung der Gefangenen in den Kerkern zu Paris blieben alle boshafte Mordthaten unbe-

unbestraft; ja wir werden mit historischer Gewißheit beweisen, daß man den Mördern einen öffentlichen Triumph gestattete, und daß sie die Nazionalversammlung selbst in ihre Mitte zur Sitzung einlud.

IV. Folgen dieser besondern Verfahrungsart.

Ich will hier nichts reden, sondern blos Urkunden reden lassen, und diese werden das zeigen, was jeder rechtschaffene Mann aus diesem Verfahren schlüssen konnte.

Gleich nach Erscheinung des Amnestiedekrets traten die Kommissaire von Avignon mit 3 Departements in Verbindung, und sandten eine Bittschrift ein, worinn sie unter andern also sagen: „Eine Horde blutdürstiger Strassenräuber, gewöhnt zu morden und zu plündern, öffentliches und Privateigenthum zu rauben, und dies alles mitten im Frieden; eine Mörderbande, die eine Massacre macht, welche 72 Stunden mit Unmenschlichkeit dauerte, in welcher Greise, Kinder, schwangere Frauen von diesen Tiegern zerfleischt, und ihre noch schlagende blutende Herzen, und ihre noch zitternde Gliedmassen in eine Grube geworfen werden — eine solche Horde, und solche Verbrecher sollen unbestraft bleiben? Sechzig Familien in Avignon werden vom nagenden Schmerz verzehrt,

zehrt, und seufzen nach der Strafe des Gesetzes; und das Gesetz spricht die Verbrecher frei! Nein, die Nazionalversammlung kann und wird so ungerecht nicht seyn! Sie wird ihr Dekret, das sie in Ueberraschung, und aus Mangel der Kenntniß der Umstände gab, zurücknehmen." Die Bittschrift wurde in der Versammlung vorgelesen, und schien den Gesetzgebern Frankreichs so unbedeutend zu seyn, daß sie darauf nicht achteten, sondern zur Tagesordnung schritten.

Eine andere Schilderung der übeln Folgen dieser Amnestie entwarf Herr Deleutre, der als Deputirter von Avignon nach Paris abgeschickt wurde, am 7ten May 1792 in der Nationalversammlung, wo er unter andern also sprach: So bald die Nachricht von der Amnestie einlief, verschlossen die Einwohner von Avignon ihre Thore. Die Municipalität sah ihren Untergang als gewiß; die Kommissairs fühlten das Verschwinden ihrer Macht. Der Chef der Kommission, Herr Lesoene, eilte nach Paris. Jourdan und seine Mitschuldigen ließen Avignon von ihrer Freude und ihren Drohungen ertönen. Die schröcklichen Vorboten des unglücklichen 16ten Oktobers,

und der beiden folgenden Nächte zeigten sich auch bald wieder. Es wurden von den Personen, die vorläufig aus den Gefängnissen entlassen worden waren, ein Klub formirt. Dieser faßte den Entschluß, die Linientruppen, welche die Stadt besetzt hielten, zu entfernen, und dagegen zwei Bataillons Nazionalgarden aus den benachbarten Gegenden kommen zu lassen. Dies geschah auch. Mit Hintansetzung aller Gesetze und ihrer Dekrete erschienen bei hellem Tage ungefähr 100 Nazionalgarden, begaben sich in den Pallast, ließen Jourdan und 27 seiner kriminell verurtheilten Mitschuldigen heraus, und setzten gleichfalls noch 32 andere Arrestanten in Freiheit, die der Diebereien und Mordthaten überwiesen waren. Jourdan und seine Mitschuldigen wurden durch ihre Befreier nach den Ufern der Rohne geführt, eingeschifft, und nach Arles gebracht, wo sie die Armee von Marseille als Brüder aufnahm. Die Kommissaire des Departements Bouches du Rohne versicherten sie ihres mächtigen Schutzes. — Dieser unerhörte Vorgang ist ihnen denunzirt worden. Sie haben die Wiederversammlung des Tribunals, die Fortsetzung des Prozesses, und die neue Arretirung der Gefangenen befohlen. Allein meine Herren, dies Dekret ist so wenig ausgeführt worden, als die vorher-

gegangenen. Man schien uns indessen gegen die Marseiller Armee, und gegen die Rückkehr der aus dem Gefängniß entführten Räubern in Sicherheit setzen zu wollen. Es erschienen Linientruppen, um uns zu beschützen, Offiziers, um sie zu kommandiren; allein jene sind gekommen — und wieder weggegangen, diese erschienen — und wieder verschwunden. Der neue Kriegsminister hat ihnen vorgeschlagen, aus den südlichen Departements die gange Linienarmee wegzuziehen, und sie allein dem Schutze der Nazionalgarden zu überlassen. Sie haben die Truppen seiner Disposizion und seiner Verantwortlichkeit übergeben. Ach! wie schrecklich muß ihm diese Verantwortlichkeit in Rücksicht Unserer seyn! — Kaum hatten die Linientruppen Avignon verlassen, als die kriminellen Verbrechen in Begleitung ihrer Anhänger noch verwegener und kühner wieder erschienen, als im August 1791, wo sie die erste Municipalität aufhoben, und die Mitglieder desselben in Kerker warfen, und noch blutgieriger waren, als im vorjährigen Oktober, da sie sich nun an mehr als 500 Mitbürgern rächen wollten, die gegen sie ausgesagt hatten. Wie schröcklich mußte nicht ihre Wiedererscheinung für Menschen seyn, die unbewaffnet, und ohne eine öffentliche Macht waren, die sie vertheidigen konnte! Schon

hat man wieder den Anfang gemacht, ungestraft Blut zu vergiessen. Ein ehemaliger Verhafteter hat einen Mitbürger durchstochen; die Ermordung eines Anderen, der im gerichtlichen Verhör wider die Mörder ausgesagt hatte, ist bald darauf gefolgt.

Mit dem größten Theil der Marseiller-Räuberbande, die sich Nazionalgarde nennt, stellten sich die Herren Bertin und Rebell zu Avignon ein. Der Generalmajor der Räuberarmee Peytowin, eröffnete den Marsch an der Spitze von 1200 Menschen, die er zu Drauge und in den umliegenden Gegenden gesammelt hatte, und von 600 Leuten von Marseille, indem der Mörder Jourdan in der Uniform eines Generalkommandanten einher ritt. — Jourdan ritt vor den beiden Kommissairen, Bertin und Rebell; nach ihnen kamen zu Pferde Mainville, Tournal, und eine Amazone, die Frau des jüngeren Duprat. Nachdem folgten die Henker und Verbrecher vom 16ten und 17ten Oktober, und eine zahlreiche Deputation des oben erwähnten Klubs beschloß den Triumphzug. Die Municipalität empfieng Bertin und Rebell. Mit Thränen im Auge bat der Maire blos um Sicherheit für die Personen und ihr

Eigen-

Eigenthum. Während des Marsches hörte man von den Räubern nichts als die schrecklichsten Drohungen. Mit Schaudern vernahm man die höllischen Worte: Diesmal soll die Eisgrube voll werden! — Unter dem Messer der Tirannen wagte es die Munizipalität nicht mehr, offizielle Berichte einzuschicken. Alle Einwohner, welche Zufluchtsörter haben finden können, sind aus ihren Wohnungen geflüchtet, und die, welche sich noch darinn befinden, glauben jetzt alle Augenblick, ihrer Todesstunde nahe zu seyn, und würden sich glücklich schätzen, wenn ihnen bey der Beraubung des Lebens nur die Martern erspart würden.

So spricht ein Augenzeuge, der selbst ein Franzos ist, vor den Augen der Nazionalversammlung von den Greueln, welche das französische Freiheitsfieber veranlaßte. Wir führten gefliſſentlich die eigenen Worte der Relazion des Deputirten an, denn sie zeichnen die Ohnmächtigkeit der Nationalversammlung, die Macht und Bosheit der Jakobiner, die Anarchie in Frankreich auf eine auffallende Art. Was sagte aber die Nationalversammlung zu dieser Rede? — Sie gönnte den Deputirten die Ehre der Sitzung, entschied,

ließ sich über das alles Bericht erstatten und man weis noch nichts davon, was weiter daraus geworden ist. Der General-Kopfabschneider blieb mit seinem ganzen Anhange in Freiheit, übte neue Grausamkeiten aus, und ist noch itzt ein redender Beweis, daß Frankreichs 748 Könige nicht soviel Macht und Gerechtigkeitsliebe haben, einen Mörder zu strafen.

Dre

Drei und zwanzigste Geschichte.

Mißlungener Anschlag wider das Leben Friedrichs Wilhelm, Königs von Preußen.

Die Folgen des französischen Revoluzionsgeistes sind gräßlich und fürchterlich. Denn selbst das Leben königlicher Personen ist ein Gegenstand seiner Wuth. Was er mittelbar an Gustav ausführte, dies sollte unmittelbar an Preußens vortreflichen Könige ausgeübet werden. Pierre l' Eveque, ein Straßburger Zahnarzt, ward zur Realisirung dieses blutigen Planes gewählt. Nur der über Friedrich Wilhelm wachenden Vorsehung hat es Deutschland zu danken, daß nicht ein so guter König von den Händen des Meuchelmörders fiel Wir wollen unsern Lesern diese Geschichte so erzählen, wie sie der Verbrecher selbst beim Verhöre aussagte.

Piere l' Eveque, ein Lyoner von Geburt, war gleich anfangs ein treuer Anhän-

hänger der französischen Revolutionisten. Der Maire von Straßburg, Dietrich, ein Jakobiner der ersten Klasse, wurde frühzeitig von seinen ausgestellten Spionen, von der dem Zustande der Sachen so ganz entsprechenden Denkungsart dieses Menschen auf die genaueste Art unterrichtet, und beschloß sogleich, denselben in die Grundsätze der Straßburger demokratischen Klubbs einzuweihen, und es dauerte nicht lange, so war auch mit l' Eveque diese Absicht vollkommen erreicht. Die feindlichen Maßregeln einiger Höfe gegen Frankreich hatten unter den Mitgliedern des Demokratismus große Unruhen und laute Klagen erreget, man wünschte nachdrücklich, daß sich doch jemand fände, der patriotischen, teuflischen, Muth genug hätte, Preußens Fürsten aus dem Wege zu räumen, und sprach viel von Belohnungen und Schutz, auf welche ein solcher Bandit, sicher rechnen könnte. Es war ein Saame, der bei l' Eveque Wurzel schlug, und um so eher gedeihte, als man sich gegen ihn ausdrücklich äußerte, daß er zu diesen großen Endzweck wohl das schrecklichste Mittel seyn könnte. Der Unglückliche widersprach nicht, und wurde am 15ten May vorigen Jahrs dem Maire Dietrich vorgestellt. Alle Kunstgriffe der schlausten Beredsamkeit bot dieser auf, um den Zahnarzt zur Vollbringung einer That zu

bewe-

bewegen, von deren Vorstellung schon der gute Mensch erzitterte, und zurückschauderte, und schloß damit, daß er ihm eine Belohnung von 500,000 Livres versprach. L' Eveque machte zwar Anfangs Schwierigkeiten, aber klingende Münze siegte über ihn. Kurz l' Eveque gab das Mörderwort von sich, empfieng vom Maire eine kleine Summe als Darangabe, reiste nach Hagenau, wo so eben sich die Prinzessin von Würtemberg aufhielt, und kam unter dem Gefolge derselben nach Berlin.

Je mehr sich der Geblendete, noch nicht ganz verdorbene l' Eveque der Residenz näherte, desto stärker rief ihm das wieder erwachende Gewissen zu, und zwar mit einer so durchdringenden Stimme, daß er zwo Gelegenheiten unbenützt vorbei ließ, wo es ihm leicht gewesen wäre, dem Könige tödtenden Gift beizubringen.

Es ergab sich eine dritte Gelegenheit zur Ausführung dieser schröcklichen That. Friedrich Wilhelm speiste zu Bellevur, und l' Eveque, noch immer mit Mordgedanken schwanger, fand Eintritt in die königliche Küche. Die Lieblingsspeise des Königs, der Wein des Monarchen, standen auf einem Tischgen, l' Eveque, mit dem stärksten Gifte verse-

versehen, nahe dabei. Niemand beobachtete ihn. „Tödte für Frankreich!“ raunte ihm der Dämon des Lasters ins Ohr. L' Eveque zitterte, erblaßte. Von der einen Seite lächelten ihm Ueberfluß und falscher Ehrgeiz entgegen; doch von der andern weinte die Tugend vor ihm, und das Schwert des Henkers, die Donnerstimme des ewigen Richters stellten sich seinen Sinnen dar. Er fuhr in die Tasche nach dem Gifte; die Hand war ihm wie gelähmt — Er vermochte nicht das Gift zu fassen. Namenlosen Abscheu fühlte seine Seele. Er entfernte sich schnell, verließ sogleich die Residentz, und floh nach Straßburg. Aber sein Vorhaben mißlang, er war zu Stollhofen gefangen, in die Festung Rosenberg gebracht, und da bekannte er einen emigrirten französischen Oberauditeur seine That mit vieler Reue. — So wacht der Herr über seine Gesalbten.

Vier

Nro. IV.

Vier und zwanzigste Geschichte.

Traurige Folgen des ausser Acht gesetzten Christenthums, nebst einer hieher gehörigen Familiengeschichte.

Nahe bei Lion lebte eine Familie glücklich und zufrieden im engen Kreise arbeitsamer Hausgenossen. Ein ehrwürdiger gottesfürchtiger Greis stand ihr vor, ein Sohn und eine Tochter waren der Beweis seiner ehelichen Verbindung, denen er von der frühesten Kindheit Liebe zu ihren Schöpfer, Fürsten und dem Vaterlande einflößte, sie überhaupt zum Beispiele vieler Andern in der wahren Tugend und reinen Religion erzog. Beyde wuchsen zur Freude ihrer Eltern, die unermüdet in Beförderung ihres Glücks waren, heran. — Schon hatte der Sohn sein 28tes Jahr er-

reicht, eine ansehnliche Ehrenstelle begleitet, als er sich um eine Gattin umzusehen anfieng, auch bald eine seiner Hand werth fand und sich mit ihr verband, und so in seines Vaters Hause die glücklichste der Ehen viele Jahre in ruhigster Eintracht genoß. Deßgleichen geschah auch mit der Tochter, und beide lebten glücklich. Nichts vermochte das Glück dieser beiden Familien zu stören, denn arbeitsam und thätig in ihren Berufsgeschäften hatten sie reichlichen Erwerb, und genügsam in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse hatten sie auch mehr, als sie brauchten, theilten auch Dürftigen ihren gesegneten Ueberfluß mit. Eingenommen für die wohlthätigen Lehren der Religion war ihnen die Welt ein Paradieß, denn Leidenschaften zerwühlten ihre schönen Seelen nicht. Glücklich durch Tugend, geleitet durch Religion mäßigten sie jeden ihrer Wünsche, zufrieden mit ihrer Lage scheuten sie jede Begierde nach höhern Genusse von sich. Sie liebten ihre Nebenmenschen, erzeigten selbst ihren Feinden Gutes, folgten den Gesetzen und ehrten ihren König, denn alles dieß lehrte sie die Religion, die sie ihrem Herzen so tief eingeprägt hatten. Itzt segnete die Vorsicht beide Ehen mit Erben, es waren beiderseits Söhne, die diese Liebe krönten. — Schon hatte der alte Bennois (so

hieß

hieß der Greis) das Vergnügen seinen Enkeln eben die Erziehung zu ertheilen, die seine Kinder erhielten. Er gefreute sich, das auch in seinen Enkeln aufblühen zu sehen, was in seinen Kindern schon reifte. Die Jahre der Kindheit, die ersten Jahre des Jünglingsalter seiner Enkel giengen in Wonne vorüber. Gutes Beispiel und heilsame Lehren von Seiten der Eltern begleiteten die werdenden Menschen auf dem Wege der Bildung. Leider, daß sie nicht fernerhin auch ihre Gefährten bleiben konnten. Beide erreichten das Alter, in welchen die Jugend gewöhnlich die väterliche Hütte zu verlassen pflegt. Charles und le Blanc, so hießen die beiden, fiengen sich ihrem Berufe zu nähern an. Ersterer wollte sich dem geistlichen Stande widmen, letzterer aber hatte von jeher zum Soldatenstand Lust. Beide reisten also in der Absicht, zu ihrem Stand gebildet zu werden, nach Paris. Charles ein Jüngling, der sich durch seine stäte Eingezogenheit unter der Jugend immer auszeichnete, war auch itzt noch, da er schon Theologie studirte, immer das Muster seiner Mitkollegen, denn die geläuterten Grundsätze der wahren Religion seines Vaters und Großvaters hatten so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß bis itzt immer sein ernsthafter Entschluß war, sich dem Dienste des

Herrn zu weihen. Le Blanc hingegen schon als Knabe Feind der Sittsamkeit, immer feurig war gerade das Gegentheil Charles. Er taugte wahrhaft zum Soldaten, und man konnte sich in ihm einst mit Grunde einen tapfern Krieger versprechen. Aber wie sehr war nicht die gute Hoffnung des Großvaters von diesen beiden getäuscht. Inzwischen raffte der unbarmherzige Tod die beiden Eltern le Blancs, der sich itzt schon zum Offizier emporschwang, hinweg, und er war sich von dem Augenblicke ganz überlassen, den Großvater achtete er itzt schon nicht so sehr. „Gottesshand" sagte bey dieser Gelegenheit einst der ehrwürdige Greis zu seiner itzt kleinern Familie „fiel auf uns, laßt uns ihren Druck ohne Murren dulden, wir wollen einander trösten, gemeinschaftlich auf den vertrauen, der wohl weiß, was unsere Schultern zu tragen vermögen. Laßt alles gut seyn, meine Enkeln werden mir in spaten Tagen Trost bringen." — Des Greises Worte waren itzt Balsam für die Bestürzten, allmählig milderte sich ihr Schmerz, Schwermuth verschwand, und das Lächeln der Zufriedenheit kehrte bald in seiner völligen Lieblichkeit zurück. Bennois prieß sich glücklich, der erste einer Familie zu seyn, die bisher die Aufrechthaltung der wahren Religion so glücklich machte.

te. — Fühlte diese erhabene Wahrheit in seiner ganzen Stärke, und bat um so flehentlicher Gott um seinen Beistand, da sich allmälig Unruhen in Paris anspannen, die für die Religion nicht das erwünschendste ahnden ließen, und ihn fürchten machten, daß seine Enkel nicht auch von der alles verzehrenden Seuche der Empörung ergriffen würden. — Gegenwärtige Geschichte mag zum klarsten Beweis dienen, was die Hindansetzung des Christenthums für traurige Folgen nach sich zieht. — Charles und le Blanc verließen anno 1789 das väterliche Haus, und von kurzer Dauer waren die Grundsätze, die sie aus demselben mit sich nahmen, bald vergaßen sie der heilsamen Lehren, die ihnen der Vater und Großvater bei ihrer Abreise ertheilten. — Denn kaum fieng der Empörungsgeist in Paris sich zu entwickeln an, schlug sich auch le Blanc, von dessen Soldatenmuth man Heldenthaten erwärten konnte, sogleich zur Parthei der Freiheitsgesinnten, und handelte mit Vorsatz der Absicht zuwider, die ihn zum Soldaten machte — anstatt die Rechte des Königs aufrecht zu halten, die Ruhe des Staats zu befördern, Religion zu schützen, ergab er sich den Jakobinern, und fand Vergnügen daran, alle ihre Ausschweifungen mitzumachen. Charles sein Vetter war noch

kein Theilnehmer der Unruhe in Paris. — Noch bemühte er sich, ohngeachtet aller Hindernisse, die sich itzt der Annäherung seines Berufs in Weg zu stellen anfiengen, sein Vorhaben durchzusetzen, und zum Dienste des Herrn zu gelangen. Religion ließ ihn von der Bahn nicht abgleiten, auf der er zu seinem Glücke wandelte, bis itzt noch wachte ein unsichtbarer Schutzgeist über seinen rechtschaffenen Lebenswandel, stählte seine Brust mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gegen alle feindseligen Anfälle, noch belebte ihn die Lehre seines Vaters und Großvaters, die mit gerührten Herzen beide, da er von ihnen Abschied nahm, gleichgestimmt zu ihm sagten: „Sohn denke daran, dein Großvater wurde als wahrer Christ eisgrau, lebt in seinem hohen Alter glücklich, — entehre sein Beispiel nicht, deine Erziehung ist sein Werk. — — Im Jahre 1791 als das Glück der Empörer sichtbar, ihr Sieg anscheinend zu werden begann, fieng auch Charles edle Seele zu wanken an, von kurzer Dauer war seine Stadhaftigkeit, mit der er sich dem Freiheitsunsinn widersetzte; — denn Religion kam gänzlich in Verfall, und Unglauben thronte itzt augenscheinlich an ihrer Stelle. Alles warf sich der falschen Aufklärung in die Arme, die ihr Gift nach und

nach

nach im ganzen Reiche ausbreitete; nichts war geschont. Schon änderte Charles seine Berufsgesinnung, legte sein Studium zur Seite, vergaß Gott und die alles beglückende Religion, stimmte dem großen Haufen der Freiheitsposauner bei, gesellte sich zu ihnen, wurde auch bald zum Anführer einer kleinen Rotte ernannt, denn er bewieß sich ziemlich tapfer. — Vielleicht wäre der gute Jüngling nicht so tief gefallen, wäre nicht sein Vetter le Blanc ihm immer zur Seite gestanden. Mittlerweile zog er an der Spitze einer Rotte aus der Stadt. — Die Ruchlosigkeit gieng weit. Im Jahre 1792 den 17ten April nahete er sich seinem Geburtsorte. — Man sollte vermuthen, daß Charles edles Gefühl bei den Gedanken, „hier ist der Ort, wo du dein Daseyn, deine Erziehung erhieltest, wo dein Vater und Großvater in häußlicher Zufriedenheit lebten, wo du besonders durch deines Großvaters Wachtsamkeit zur wahren Religion angehalten, die vortreflichsten Grundsätze des Christenthums erhieltest, dennoch bewegt worden sey, aber unerschüttert blieb sein Gemüth, unerschrocken seine Mine, als er seines Vaters Haus überfiel. — Der Greiß Bennois sein Großvater wankte eben am Stabe gestützt die hintere Treppe herab, als

er die Räuber unter der Anführung eines Jünglings eindringen sah. Traurig schon lange ein ähnliches Schicksal erwartend, sammelte er seine wenigen Kräfte, stand still, entblößte sein ehrwürdiges Haupt, und fragte mit demüthigen Worten, obschon er wußte, daß sie keine gute Absicht in sein Haus führe, was ihr Begehren sey. — Ehe er aber noch die Antwort erwartete, blickte er starr dem Jüngling ins Gesicht, erkannte zwar nicht gleich, daß es sein Charles sey „o! ich irre mich" sagte er bei sich selbst „meines Enkels Blicke waren nicht so wild" näherte sich ihm aber, und sah zu seinem Erstaunen, daß er es doch war. „Ha! welch ein Entsetzen ergreift meine Seele, ein Enkel will zum Mörder an seinem Großvater werden." — (Indessen liefen alle Hausgenossen herbei.) „Karl, fuhr er fort, „die Natur empört sich über deine Grausamkeit, du wagst es mit so einer Dreustigkeit in das väterliche Haus zu tretten, fürchtest du nicht Gottes schwere Hand über eine so schröckliche That. — Religion riß dich aus meinen Armen, du reißtest nach Paris, um Geistlich zu werden, ein gefühlvolles Herz, gute Sitten, geläuterte Grundsätze des Christenthums, nahmst du als Aussteuer mit dir, und was führt dich nun zurück? — warum

änderteſt du deinen Beruf?" — „Schweigt Alter" verſetzte Karl „von Dingen die zu meiner itzigen Lage gar nicht gehören. Ich bin ein Diener der Nazion. Der Dienſt, den ich ihr erweiſe, iſt groß und wichtig, wir haben alle von Natur gleiche Rechte, warum ſollen wir ſie nicht genieſſen. — Freiheit und Gleichheit, das iſt der Menſchen Beſtimmung." Der Greis, deſſen Füſſe zitterten, der ſich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte, fiel auf ſeine Knie. „Gott! rief er aus Fülle des Herzens, mußte denn ich gerade dieſen ſchröcklichſten meiner Lebenstage erwarten? — mußte ich erleben, daß der Enkel das ſo eng geknüpfte Band der Natur zwiſchen ihn und Großvater ſo eigenmächtig aufzulöſen ſich erdreuſten wird. Weg von mir Ungeheuer! Dein Auge ſprüht verzehrendes Feuer auf mich herab, tödtendes Gift geifert deine Zunge mir entgegen: Unſinniger! ſtürze dich ſelbſt in den unabſehbaren Abgrung, der dir offen ſteht, du biſt mein Enkel nicht." — — Kaum hatte er das ausgeredet, als Charles ſeiner Rotte ſich des Alten zu bemächtigen befahl. „Er iſt ein Feind unſerer Nazion" ſchrie er „ſchonet ſeiner nicht." — Wie raſend fielen ſie über ihn her und tödteten ihn, die übrigen aber führten ſie alle bis auf einen als königlich Beſinnte

sinnte fort, dieser schlich sich unter dem Getümmel unbemerkt davon. — Daher ist uns auch diese Geschichte bekannt. Es mag der Nachwelt zum Beweise dienen, daß eine solche Herabwürdigung der Menschheit nur da statt findet, wo die Vorschriften der Religion außer acht gesetzt, und die süßen Bande zwischen Geschöpf und Schöpfer zerrissen werden. Es ist gewiß, daß Religion allein den Menschen glücklich mache. — Vernunft ist Kinderstimme gegen das Gebrülle der Sinnlichkeit. — Religion muß über die Vernunft Oberhand haben. Ein Mensch ohne Religion ist elend, er geht vom Wege des Glücks ab, und stürzt sich mit Vorwissen in den Abgrund seines Verderbens. — Frankreichs gegenwärtiger Zustand mag die Wahrheit dieses Satzes zeugen.

Fünf

Fünf und zwanzigste Geschichte.

Der Banquier M*** wird an sich zum Selbstmörder.

Die Herren M*** waren beide als gute und rechtschaffene Bürger bekannt. Sie thaten jedermann Gutes, zeigten sich nicht als starrköpfig, und es war ihnen gleichgültig, ob sie unter einer Monarchie, Demokratie, oder Aristokratie ständen. Eben darum schien es ihnen als wäre gar keine Veränderung vorgegangen, als sich Frankreichs Nazion zu einem freyen Volke mit Vernichtung aller königlichen Rechte, und Ausrottung alles adelichen Unterschieds stolz seinen so großen Plan durchgesetzt zu haben emporschwang. Doch bald ereignete sich ein Umstand, der sie nur zu sehr erinnerte, daß sie nicht mehr unter eines Monarchen Scepter gestanden. Ehedem war François M*** der ältere Bruder Banquier, der sich bloß um seine Handlungsgeschäfte kümmerte, und diese durch seinen unermüdeten Fleiß und hellsehenden Geist immer

mer mehr und mehr vergrößerte. Eines Tages, da er sich eben mit seinem Bruder über den Fortgang der Handlung besprach, wurde er unvermuthet von einem aus der Nazionalversammlung abgeholt, um sich dahin zu begeben. Er wußte nicht, wie er sich diesem unerwarteten Vorfall erklären sollte, sein jüngerer Bruder **Louis** noch weniger. Indeß waren doch beide gewiß, daß die Ursache dieser so schnellen Vorfoderung nichts übels seyn könne, da sich weder der eine noch der andere einer bösen Handlung bewußt war. François trat vor die Nazionalversammlung, und ersuchte, ihm zu entdecken, weßwegen man ihn vorgefodert hätte. Einer stand nun auf, und machte ihm bekannt, daß die Nazionalversammlung beschlossen habe, ihm zu einem ihrer Abgeordneten zu ernennen, da man von seinem Verstand und Treue die einleuchtendsten Beweise habe, übrigens von seiner Zufriedenheit mit der Beschaffenheit des Staats vollkommen überzeugt seye; daß man ihn auch sonst für denjenigen halte, der seinem Geschäfte mit allem möglichen Fleiße vorstünde, und es in Flor zu bringen suche. Seine Aemsigkeit und Rechtschaffenheit verdiene nun mit allem Rechte Lob und Belohnung um andere dadurch aufzumuntern, seinem würdigen Beispiele nachzuahmen. François gefreute

freute sich einen Rang erhalten zu haben, der ihn doch gewissermassen über seine Mitbürger erhob. Er durchflog gleichsam die Luft und berührte blos mit der Spitze seines Fusses den Boden, er kam daher zeitlich nach Hause, Louis, der indeß vor Ungeduld und Neugierde seinen Bruder kaum erwarten konnte, floh diesem bei seinem Eintritte in das Zimmer entgegen, als wäre dieß seit langer Zeit ihre erste Zusammenkunft, überhäufte ihn mit Fragen, bat ihm den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen, so wie er sich zugetragen habe. Louis freute sich über das Glück seines Bruders, doch verbitterte der Gedanke seine Freude, warum er nicht so wie sein Bruder zum Deputirten ernannt worden wäre. Doch schlug er sich dieß mit der Vermuthung aus dem Gedächtnisse, daß ihn vielleicht später dieß Loos treffen könne. Er vergaß nun in der That darauf, und sein Bruder war vergnügt, ihn wieder, da er sein Betrübniß bemerkt hatte, so wie gewöhnlich munter und aufgelegt zu sehen. Allein ein Umstand ereignete sich, der ihn ganz Umschuf, und diese üble Gedanken noch näher ans Herz legten.

Er kam eines Abends zu einem seiner Freunde, der wirklich Deputirter bei der Nazional-

zionalversammlung war, und eben einen Zirkel guter Bekannten um sich hatte. Zufälliger Weise fiel das Gespräch auf seinen Bruder, da sagte sein Freund, aber M*** du solltest doch auch trachten, daß du den nämlichen Rang erhieltest, den dein Bruder itzt hat." „Ja wohl" erwiderte M*** „wollt ich alles anwenden, um meinem Bruder im Ansehen gleich zu kommen, allein die Mittel fehlen mir, dahin zu gelangen. Mein Bruder wurde es durch Fleiß und Verstand, weil er vorzüglich unsere Geschäfte besorgt, und daher der Nazionalversammlung bekannt wurde, da aber dieß bei mir der Fall nicht ist, so weiß ich mir wahrlich keinen Rath." „O!" rief sein Freund „da will ich dir gleich einen geben, mache nur Auffehen, verschwende recht Geld, damit man vermuthen kann, daß du Vermögen besitzest, und du kannst aufgenommen werden." M*** wußte nicht, was er geschwind darauf antworten sollte, er schwieg daher, um bei sich selbst zu überlegen, ob er seines Freundes Rath befolgen sollte. Doch, wer wird wohl glauben, daß dieser ein wahrer Freund gewesen sey, da er einen Menschen, für dessen Freund er sich ausgab, einen Rath ertheilte, der ihn in das größte Unglück stürzte. Dem allem ungeachtet hatte M*** ein

zu gutes Herz, als daß er gleich so einen schändlichen Betrug hätte ahnden sollen. Dieß wußte der falsche Freund, und da er über dieß an Wohlleben gewohnt war, so suchte er sich dieß bei M*** zu verschaffen, um dieß aber schneller zu bewirken, schmeichelte er seiner Leidenschaft, welche im Streben nach Größe bestand. Er erreichte auch nach Wunsch sein Vorhaben; auch in M***s Seele kreuzten nach seines Freundes Auffoderung so verschiedene Gefühle, daß er endlich von dem reissenden Strome seiner Leidenschaft hingerissen, den Rath, der ihm aus einem so schandlichen Entzwecke gegeben worden war, zu befolgen beschloß. Er begab sich nach Hause, und vergrub sein Geheimniß tief in seiner Seele, allein François verstand sich auf das Mienenspiel so gut, daß er einsah, sein Bruder habe etwas vor, was ihm unbekannt bleiben müsse. Er suchte auf verschiedene Art seinen Bruder sein Geheimniß zu entlocken, doch glückte sein Versuch nie, er forschte daher nicht weiter, weil er gewiß war, daß sein Bruder einer schlechten Handlung nie fähig wäre. Louis fieng nun alle öffentliche Oerter zu besuchen an, er gab seinen Freunden Gastereyen, zu denen er die vornehmsten und angesehensten Männer der Nazionalversammlung lud, sie mit den köst-

lichsten

lichsten Speisen und kostbaren Weinen bediente, — die Zusammenkunft war allda sehr zahlreich, man spielte um hohes Geld, er lieh auch nebstdem den Mitgliedern und Deputirten der Nazionalversammlung beträchtliche Summen, sobald sie deren nöthig hatten, und that überhaupt alles, was man nur mit dem Worte groß belegen kann. Louis M*** kam dadurch in Ruf, überall lobte man seine Freigebigkeit, und rühmte sein gefälliges Betragen. Das befremdete seinen Bruder sehr, er konnte sich gar nicht erklären, was für eine Ursache ihn zu diesem Leben bewogen habe. Ihr Vermögen nahm immer mehr und mehr ab, und es schien, als merke es Louis nicht. Er nahm sich also vor, ihn ernstlich zu bitten, sein Betragen zu ändern, und ihm die Abnahme ihres Vermögens zu wissen zu thun. Er blieb aus der Ursache den ganzen Tag zu Hause, und beschäftigte sich in Rechnungs- und andern Handlungsgeschäften. Es wurde Abend und Louis kam noch nicht, es wurde Mitternacht und François wartete vergebens, bis dann endlich Louis noch später mit unordentlichen Haaren, und finsterer Mine ins Zimmer trat. Welch ein Anblick für den bekümmerten Bruder, er wußte sich nicht zu fassen, sprang von seinem Sitze auf, lief auf

Louis zu, fiel ihm um den Hals, und ließ seinen Thränen über seines Bruders Unglück freyen Lauf. Louis glaubte, daß François den Verlauf der ganzen Sache wisse, und sagte er soll darüber sich nicht kümmern, wenn er einmal Deputirter, wie er, seyn würde, würde er alles wieder einbringen, was ihn itzt die Erlangung dieser Würde koste. Nun wurde auch François plötzlich mit dem ganzem Geheimnisse bekannt, alles zeigte sich hell vor seiner Seele; es schauderte ihn, wenn er sich die üblen Folgen dächte, die dieser Ausgang mit sich bringen müßte. Doch dachte er durch unermüdeten Fleiß alles wieder ersetzen zu können, und zeigte seinem Bruder den mißlichen Stand ihres Vermögens, um ihn von seiner Verschwendung abzuhalten. Louis versprach ihm alles, aber hielt wenig. François that ihm oft Vorstellungen, daß sie auf diese Art zu Grund gehen müßten. Da sich aber Louis mit ausstehenden Schulden entschuldigte, foderte François sie ein, erhielt aber nichts. Nun ereignete sich aber ein Fall, das ihnen empfindlich war, sie verloren eine große Summe, und das Maas ihres Unglücks war gefüllt. Er stellte Louis darüber zur Rede, warf ihm vor, daß er itzt auch unschuldigerweise durch ihn unglücklich wäre. Louis fühlte zwar, wie schlecht er ge-

handelt habe, aber es war keine Rettung, Louis riß sich von seinem Bruder los, ergriff eine Pistole, setzte sie mit den Worten: „Leb wohl Bruder, und vergesse mich Unglücklichen" an die Stirne, drückte das unglückliche Mordgewehr los, und fiel todt zu Boden. François erschrack über den schrecklichen Vorfall, mußte sich aber seiner eigenen Sicherheitwegen retten, hinterließ einen Brief, in welchem er der Deputirtenstelle entsagte, und entfloh.

Sechs und zwanzigste Geschichte.

Der Mord Gustavs des Dritten Königs von Schweden, eine Folge der Revoluzion Frankreichs.

Die Gemälde eines Nero und Tiber, die uns die Geschichte darstellt, sind Lustgemälde und Augenweide gegen die schreckenden Züge, die von den Anhängern der französischen Revoluzion dem Charakter des nun verewigten Gustavs auf die boshafteste Weise angedichtet werden. Sie thun es, um eine Art Anstrich der Greuelthat zu geben, die sie durch ihr Werkzeug, dem gewissen Ankerström, an diesem großen Könige ausüben ließen, und überhäufen, wo sie nur können, mit Lobsprüchen das Andenken seines Mörders. Brissot, Cloots und mehrere andere aus dem Jakobinerbunde, scheuen sich nicht vor den Augen der ganzen Welt, diesen Banditen einen Märtyrer, einen Brutus zu nennen. Straßburgs Volksbläter schreiben öffentlich, daß Gustav ein Opfer der Jakobinerverschwö-

rung, und ihrer bekannten Loge des tyrannicides geworden sey, und Camille desmoulins zu Paris, Verfasser des Journals de la Municipalité, thut groß auf das scheußliche Bekenntniß, daß Ankerström, als Bundesgenosse der Jakobiner, eine große That begangen habe, indem er einen König erschlug, der sich an die Spitze aller Despoten stellen wollte. Schändliche Verläumdung! Lasset uns doch sehen, welch' ein Mann der gemordete Gustav war? welcher Verbrechen er sich schuldig gemacht habe?

Er rächte die Rechte der Nazion; er gab sich die seinigen wieder, und stellte die Grundfesten der alten Constitution, und Gleichgewicht zwischen Freiheit und Monarchie her. Um diese Revoluzion zu bewirken, nahm er seine Zuflucht weder zu Pasquillen, noch zu Mordthaten; er verbrannte nicht die Güter und das Eigenthum seiner Widersacher; keines Haupt sank unter dem Beile seiner Henker, oder vom Schwerte seiner Krieger; Gustav drückte dieser großen Begebenheit das Gepräge von Mäßigung auf, das ihre Gerechtigkeit bezeugte, und für ihre Dauer bürgte. Die See- und Landmacht, der Handel und Wohlstand seines Reichs, sein Gewicht in der politischen Waagschale, die Künste

ste und Industrie wuchsen, und gedeiheten unter seiner Regierung. Er vermochte zwar nicht, den Keim des Faktionsgeistes zu ersticken, aber er wußte ihn im Zaume zu halten. Selten strafte er, oft verzieh er solchen Undankbaren, wie sein Mörder war. Wohl kein Monarch hatte innigere Freunde, ergebnere Unterthanen, unversöhnlichere Feinde. Im Rußischen Kriege kämpfte er zugleich mit Verräthern von innen, und mit tapfern Feinden von aussen, und nur höchst geringe Hülfsmittel unterstützten ihn. Europa war Zeuge seiner Thätigkeit, seiner persönlichen Tapferkeit, und seiner Seelenstärke, die kein Unfall schwächen könnte. Gustav war unermüdet und überall gegenwärtig. Heute focht er in Finnland, und morgen befand er sich auf dem Wege nach Stockholm. So durchflog er rast- und ruhmlos seine Provinzen, vereitelte durch seine Gegenwart die ihnen drohenden Gefahren, und eilte dann wieder zurück, um in den ersten Reihen seiner Flotte, oder an der Spitze seines Heeres zu streiten. — Und dieser König mußte fallen! Ewige Schande für Frankreich! das nie das Blut eines solchen Königs von sich abzuwaschen im Stande seyn wird.

Beispiellos ist die Verderbtheit dieses Reichs. Man verliert alle Fassung, und schaudert zurück, wenn man einen Deputirten der Jakobiner, einen Jean de Brie, öffentlich vor die Nazionalversammlung treten, und solche von ihm auffodern sieht, 1200 Banditen zu Fürstenmördern förmlich in Sold zu nehmen. Man weis nicht, ob man von Menschen, oder Teufeln in Menschengestalt umgeben ist, wenn sogar zwei Mitglieder dieser Versammlung, Chabot und Merlin sich anbieten, in diesen Mördercorps zu dienen!!!

Wir erwähnten in diesem Aufsatze eines gewissen Cloots. Der Mann verdient bekannt zu werden, um ihn verabscheuen zu können. Cloots ist ein Deutscher von Geburt, Unterthan eines großen Königs, Friedrich Wilhelms von Preußen. Schlecht, niederträchtig von jeher, verließ er sein Vaterland, und floh dahin, wo Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit herrschen. Mit beiden Armen nahm man ihn auf, und der Jakobiner wünschte sich Glück, ein solch Genie Bruder nennen zu können. Cloots nennet sich einen Gesandten des gesammten Menschengeschlechts, und fodert im Namen dessen, daß man jeden Souverain der Erde vertilge.

Man höret ihn, und klatscht ihm Beifall zu. Cloots streuet Grundsätze des Verderbens, der Zwietracht, der Zügellosigkeit, Grundsätze der Hölle aus. Man lächelt mit beifallender Miene, und erhielt dem Bösewicht das Bürgerrecht. Und in dieser Eigenschaft, als Bürger Frankreichs steht er nun auf, und verlangt von den Gesetzgebern Galliens den Meuchelmord seines eigenen Königs; verlangt, daß man dekretire, Wilhelm und der Herzog von Braunschweig sollen geopfert werden.

Fluch über dich Gallien! wenn du solche Bösewichter unter die Zahl deiner Bürger aufnimmst!

Sieben und zwanzigste Geschichte.

Neueste Beispiele französischer Rechtspflege.

Das schöne Wort Staatstugend scheint ein Lieblingsausdruck der Nazionalversammlung geworden zu seyn. Die Rednerbühne widerhalt davon, und jedes Mitglied führt es im Munde; unglücklicher Weise ist aber diese Versammlung in ihren Begriffen und Befolgungen solcher Staatstugenden so unstät und schwankend, das sie gerade das Gegentheil von dem thut, was sie kurz vorher in schönen klingenden Worten gebilligt, oder gemißbilliget hat. Folgende Thatsache mag zum einleuchtenden Beweiß dienen.

Bazyre gab der Nazionalversammlung die Bürger Varniere, Noirot und Tardy als Vaterlandsverräther an, und beschuldigte sie, daß sie die ehemaligen Zoll- und

Accise

Acciſe = Bedienten für Coblenz anwürben. Er gründete und verbürgte ſeine Anklage durch einen Brief, der, wie er vorſchützte, vom Varnier geſchrieben, und ihm, dem Ankläger, von einem Schloßer zu Auxonnes zugeſchickt worden ſey. Kaum hatte Bazyre ſeinen Vortrag geendet: ſo ſchleppte man auch den angeklagten Varnier vor die Schranken des Konvents. Er ſtrafte ſeinen Ankläger Lügen; er läugnete, daß der erwähnte Brief ihn zum Verfaſſer habe, und behauptete kühn, daß er untergeſchoben ſey. Doch die gerechten Richter hörten ihren Mitbürger nicht; hörten ihn um ſo weniger, da ſie wußten, daß ein reicher Mann vor ihnen ſtehe, auf deſſen Schätze ſie lüſtern waren. Ohne Verificirung der Handſchrift, ohne Unterſuchung, wie der Brief in des Anklägers Hände gerathen, ohne Beſtättigung des vorgegebenen Verbrechens ließ die Nazionalverſammlung die drei Beklagten in den Kerker werfen, und dekretirte, daß ſie als Verbrecher einer Verſchwörung gegen das gemeine Weſen vor dem Hochgericht der Nazion abgeurtheilt werden ſollen. Das alles geſchah in wenig Stunden, und mit der größten Leichtigkeit. Wenige Tage darauf erſchien der Schloßer von Auxonnes vor dem Konvente, und läugnete ganz die Rolle ab, die ihm der

Ankläger Bazyre hatte spielen lassen. Ein anderer Bürger, Namens Vollon, erwies durch fünf gesetzkräftige Aussagen das Unwahre der Anklage. Noch mehr: der schändliche Betrug mit dem Briefe wird augenscheinlich durch Zeugnisse und Beweise, daß Tardy, und daß die 63 vorgeblich nach Deutschland von dem Verfasser des pseudonymischen Schreibens abgefertigten Zollbedienten sich alle noch auf ihren Posten in Burgund befinden, und daß alle ihre Mitdienende ebenfalls Frankreich nie verlassen haben. Man hatte also volle, materielle Gewißheit, daß das Verbrechen nicht begangen worden sey, und einen scheinbaren Beweis, daß es die Angeklagten haben begehen wollen. Die Lüge des Briefes war offenbar; und doch — o über die Gerechtigkeit der tugendhaften Richter! — doch wurde das Dekret nicht wiederruffen, im Gegentheil bestättigte man es. Varnier wurde in seinem Gefängnisse wie der größte Missethäter behandelt. Man überbrachte ihn nach Orleans, um ihn daselbst wegen einem Verbrechen zu richten, dessen Erdichtung rechtskräftig dargethan war. Sein beträchtliches Vermögen war eingezogen worden. Nicht besser ergieng es den beiden andern Bürgern. So machten also die Gesetzgeber Frankreichs drei Familien unglücklich!

O Zeitalter der Philosophie, der Aufklärung, der wiedergefundenen Menschenrechte, der Erlauchten Gesetzgebung, wie es noch keine gab, und, so Gott will, nie wieder geben wird!!

Acht

Acht und zwanzigste Geschichte.

Kunstgriffe der Franzosen, die leeren Staatskassen zu füllen.

Wenn Mißhelligkeiten zwischen Obrigkeit und Unterthan herrschen, Wuth sich des Volks bemeistert, und aufrührisch die Gemüther brausen, so ist unter den unzähligen verderblichen Folgen eines solchen Nazionalstandes Geldmangel wohl eine der ersten. Nur wenige Monate war Frankreich auf Irrwege gerathen, und schon ertönte im Ganzen die Klage, daß Geldvorräthe erschöpft, und die Erwerbungsquellen verstopft sind. Kaum ein Jahr gieng im Tumulte vorüber, und schon sah man sich in die Nothwendigkeit versetzt, Schulden auf Schulden zu häufen, um nur die nothwendigsten Staatsbedürfnisse befriedigen zu können; und bald beredete man sich, das Recht zu haben, fremdes Eigenthum an sich zu ziehen. Die Be-

zungen der Geistlichkeit, die Reichthümer der Kirchen und Klöster, die Güter und Kostbarkeiten der königlichen Familie eignete man sich gewaltthätiger Weise zu, um nicht mit leeren Händen an dem Unglücke eines großen Königreichs zu arbeiten. Doch auch diese Brunnen versiegten. Man grub neue aus, und fand sie — ohne Wasser. — Man rang die Hände, und wußte sich nicht zu berathen, als vollends ein weit aussehender fürchterlicher Krieg von aussen entstand, der, um sich ihm entgegen setzen zu können, Millionen in den Kassen Frankreichs nothwendig macht, die doch so eben völlig erschöpft sind, und sich auch für die Zukunft in dem Zustande der Verzweiflung befinden. In einer solchen Lage, sollte man denken, habe wohl die erlauchte Versammlung der Nazion gezittert? Allerdings zitterte sie, hatte aber doch die Klugheit, ihre Krämpfe, nach Möglichkeit, vor den Augen des Volks zu verbergen, daß sie nun zu bestelen einmal für allemal beschloß. — Wir bewundern und verabscheuen zugleich die Thaten eines Carrousch, der doch ein einzelner, mit wenigen seines Gleichen verbundener Bösewicht war. — Eine Versammlung von 1200 Gesetzgebern muß uns wohl einen viel reichhaltigern Stoff liefern, wenn sie darauf

rauf ausgeht, das Eigenthum anderer diebischer Weise, und ganz nach Räuberart und Sitte in die ausgeleerten Kisten zu schütten. Aus tausenden wollen wir blos einige Geschichten unsern Lesern mittheilen, und uns für alle Mühe belohnt genug halten, wenn wir so glücklich sind, durch die Darstellung derselben eben den Grad von Verabscheuung in der Seele des Rechtschaffenen zu erregen, als der ist, den wir gegen die französische Raubsucht und Meuterei fühlen.

Olinet, ein Mann von einem ungeheuern Vermögen, und beim Volke im grossen Ansehen, schien der menschenfreundlichen Gerechtigkeit habenden Versammlung reif genug zu seyn, um aus dem Weg geräumt zu werden. Man sann darauf, ihn eines Verbrechens gegen die Nazion beschuldigen, ihn richten, und seine Güter am Ende als Nazionalgüter einziehen zu können.

Es war allerdings schwer, dem Manne beizukommen. Sein großes Vermögen, von dem er einen großen Theil des Publikums unterstützte, hatte ihm viele, und darunter auch mächtige Freunde erworben; noch mehr aber wirkte sein edler Charakter, von dem man sagen konnte, daß er wirklich ein Inbegriff

griff aller Tugenden war. Hohe und Niedrige schätzten und liebten ihn. Wer den Namen Olinet nannte, nannte ihn mit Hochachtung, und wollte man ein Beispiel wahrer bürgerlicher Tugend aufstellen; so war es Olinet, auf den man hinwies. Tausende aus den Bewohnern der Hauptstadt hatte man bereits gemißhandelt, getödtet, beraubt, zu Grunde gerichtet; nur an Olinet und die seinen hatten sich die Horden noch nicht gewagt. Die Tugenden des Mannes schienen eine Vormauer um ihn aufgeführt zu haben, die zu übersteigen Niemand Muth und Entschlossenheit hatte; und wenn ja auch irgend ein einzelner Verworfener Anschläge auf den Edlen macht, so waren Hunderte da, die Olinet schützten. Das Volk also gegen den Biedermann aufzuwiegeln, damit es ihn in seiner Wuth opfere, war ein Gedanke aus der Reihe der unausführbaren, und unausführbar um so weniger, je sicherer es schien, daß, wenn auch dieses wirklich geschähe, sich das Volk, und nicht die Nazionalversammlung des großen Vermögens bemächtigen würde. Man mußte daher auf Mittel von ganz anderer Art denken. Man nahm in dieser Verlegenheit seine Zuflucht zu den Jakobinern, einer Gesellschaft, die, unter dem Vorsitze Rhadamants, nichts

als Plane voll Greuel brütet, und, der Hölle gleich, Thaten zu üben im Stande ist, die den Menschen, wie sie sind, Unmöglichkeiten zu seyn scheinen. Alle Glieder der Nazionalversammlung billigten diesen Entschluß, und die Jakobiner triumphirten, als man ihnen abermal ein neues Bubenstück auftrug.

„Nichts ist leichter als Olinet, den Götzen des Volks, den Crösus unserer Zeit, den Sokrates dieser Stadt, zu verderben, zu vertilgen von der Erde, sagte einer dieses satanischen Klubbs. „Streng ist des Mannes Tugend und entusiastisch, — fuhr er fort. „Noch habt ihr nicht gesehen, daß er Theil „an unsern Handlungen genommen, oder „sie gebilligt hätte. Ich bin überzeugt; er hasset uns in dem Innersten seiner Seele, und „würde Dolch und Gift gegen uns nicht „zur Seite legen, verböte es ihm die Klugheit nicht. Wohlan denn, meine Freunde! „Lasset uns den Mann mit der Sprache der „Schmeichelei auffodern, Mitglied dieses „Klubbs zu werden. Lasset uns sagen, daß „wir seine Tugenden mit dieser patriotischen „Ehre krönen, sein Ansehen, seine Einsichten, „seinen Rath zum Besten des Vaterlandes, „zur Einrichtung unseres großen Ziels anwen-

„den

„den wollen. — Er wird zurückbeben bei die„sem Antrage: Verabscheuung wird sich in „seinem Gesichte mahlen, und — in Worte „ausbrechen. Grundes genug für uns, ihm „den Prozeß zu machen, Haß beim Volke ge„gen ihn zu erzeugen.“

Alles zollte seinen Beifall dem Redner. — Man forderte ungesäumt Olinet zum Mitgliede des Klubbs auf. Olinet erschrack entschuldigte sich mit seinem Alter, bat um Schonung, doch vergebens; man drang in ihm immer heftiger; brachte ihm eine Jakobinermütze, pflanzte den Freyheitsbaum vor seine Wohnung, beobachtete ihn, umgab ihn mit Verräthern. Olinet entsetzte sich; segnete seine Kinder, seine Gattinn. Thränen entstürzten seinen Augen, und unwillkührlich ließ sein Mund die Worte fallen: „Eher den Tod als diese den rechtschaffenen Mann entehrende Verbindung. Spione hatten genug gehört, und die Gesetzgeber Galliens hinreichenden Anlaß, den braven Bürger vor ihre Schranken zu rufen.

Olinet erschien. Eine Menge Volks folgte seinen Schritten. Man hielt ihm sein Verbrechen vor. Olinet läugnete nicht. Man rief ihn als einen Feind des Volks, als einen Feind der Freiheit aus, und verdammte ihn zum Tode. „Zum Tode mit dem Verräther! schrie einstimmig die Menge. Es geschah. Olinet war nicht mehr. Güter und Vermögen zog die Nazionalversammlung an sich. Das Volk schleifte des Geopferten Haus, und verwürgte Gattinn und Kinder.

Ein Kaufmann, Namens Herbelot, wurde auf gleiche Art weggeschafft, um in den Besitz seiner Reichthümer zu kommen.

Banquier le Brune, ein Mann von Ehre und Tugend, und gleich reich an zeitlichen Gütern, mußte nicht weniger den Weg des gewaltthätigen Todes wandern. Die Veranlassung, ihn unter dem Scheine des Gesetzes zu tödten, ergab sich an eben dem Tage, wo Ludwigs und Antoniens Leben in Gefahr war, und nur durch den schützenden Arm der Vorsehung erhalten wurde. An diesem in den Annalen der Hölle für Ewigkeiten verzeichneten Tage, berief le Brune, den schon die Last der Jahre beugte, seine beiden Söhne. — „Geliebte, hörte man den Greis zu

ihnen

ihnen reden, „Geliebte, wenn euer Vater„land euch so werth ist, wie mir, so merket „auf die Worte eures Vaters. Wenn Liebe „für Ludwig, euern Fürsten, euern recht„mäßigen König, in euern Herzen lodert, „und sich insgeheim in euch der Wunsch regt, „einst seine Schmach zu rächen; so fallt hie „nieder, Söhne, fallt nieder vor dem Ange„sichte Gottes, und schwöret den feierlichsten „der Schwüre, nie eine andere Rache zu wäh„len, als ewige Treue für Ludwigen! Schwö„ret, laut und öffentlich zu bekennen, daß „ihr seine Unterthanen seyd, und als sol„che sterben wollt!" Sogleich fielen beide Söhne auf ihre Knie, und ihre Augen glänzten von edler Glut für Ludwigen. Freudig und segnend legte der Alte seine väterlichen Hände auf ihr Haupt und betete: „O Herr der Welt, höre auf das wahrschein„lich letzte Gebeth eines Vaters, das er zu „dir thut. Heute weihe ich meine Söhne „ihrem Könige; sie schwören beide durch „mich, für diesen deinen Gesalbten zu leben, „und zu sterben."

So sprach le Brune; küßte die beiden Söhne mit väterlicher Inbrunst, und begab sich zur Ruhe. Aber wie erschrack der Greis, als er des Morgens beim Erwachen die

Nachricht erhielt, daß beide nach Mitternacht aus ihren Wohnungen abgeholt wurden, auch bereits auf der Richtstädte ausgelitten haben. Keine Thräne entrollte seinem Auge; nur ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust. Sein Blick war starr ge'n Himmel gerichtet. — In wenigen Stunden forderte man auch ihn vor die blutdürstigen Richter, wies ihm die Leichnahme seiner Söhne, und übergab ihn den Händen des Nachrichters, indeß sich ein anderer Theil dieser Blutsauger der Kassen des Greises, und seiner Papiere versicherte.

Lami, eine Dame von dem unbescholtensten Charakter, war lange schon für das Beil des Henkers bestimmt; denn sie war des Verbrechens, Besitzerinn großer Schätze zu seyn, bei der Nazionalversammlung angeklagt worden; nur mangelte es bisher an schicklicher Gelegenheit, diesen abscheulichen, unmenschlichen Anschlag auszuführen. Doch diese Gelegenheit fand sich. Man riß die Unglückliche aus ihrem Lager, und schleppte sie zur Schlachtbank. Ihre zwölfjährige Tochter eilte den Mördern nach, hieng sich an die Kleider derselben, umfaßte ihre Knie, und flehte um Schonung des Lebens ihrer Mutter; aber die Barbaren, ungerührt von den

Thränen und Bitten der Unschuld, erdrosselten zuerst die Mutter, und dann auch das bittende Mädchen.

Zur rechten des Gestades der Seine auf einem sandigen Hügel ruhte ein entseelter weiblicher Körper. Ein Haufen Menschen von verschiedenem Alter standen mit nassen Augen um denselben, und ein junges Mädchen lag kniend am Hügel, und schluchzte so laut, daß die Berge wiederhalten. Ein Greis lehnte sein wankendes Haupt an einen Baum; seine Augen hatten keine Thränen, aber sein stummer, matter, seelenvoller Blick verrieth sein von Jammer gepreßtes Herz. Das kniende Mädchen hatte sich über den Leichnahm geworfen, und schien den kalten Lippen desselben durch wundervolle Küsse neues Leben einhauchen zu wollen. Der Leichnahm war der Körper ihrer Mutter, der Greiß ihr Großvater. Unter einer erdichteten Beschuldigung hatte man die Mutter des Mädchens gestäupt, und das ansehnliche Vermögen derselben, als ein der Nazion zufallendes Gut in Beschlag genommen. Entehrt, und der drückendsten Armuth Preis gegeben, suchte die unschuldig Leidende in den Wellen des Flußes das Ende ihres Jammers. Das Mädchen und der Greis waren der Unglücklichen gefolgt, doch

zu spät kamen sie, Trost in das Herz des so schwer gedrückten Weibes zu gießen. Sie hatte bereits die That der Verzweiflung vollbracht. Fühlende Menschen zogen den Leichnahm aus dem Wasser, dessen Miene laut das Urtheil des Weltrichters über ihre Mörder zu verkünden schien.

Neun und zwanzigste Geschichte.

Jakobiner-Taktik. — Gemälde Einiger dieser Klubbs.

Nichts ist so abscheulich, nichts so aberwitzig, so toll, so frevelnd, was nicht unter den Revolutionären Frankreichs Beifall, Gehör und Belohnung findet. Offenbare Raubsucht und Meuterei, nennet man Ausübung der Rechte der Nazion. Mord und Todschlag und Bevölkerung der Gefängnisse zu Orleans mit Unschuldigen — heißt Nazionalfreiheit. Man spricht von einer Wiedergeburt, und der unpartheische Beobachter entdeckt, daß diese so hochgepriesene Widergeburt im Geldmangel, in Unsicherheit, im fehlenden Credit, im dahingesunkenen Handel bestehe. Aus Toleranz geisselt man die Nonnen in Klöstern, und erwürget den Priester beim Altar. In den sogenannten patriotischen Gesellschaften triumphiren Irreligiösität und Atheismus.

In den Sitzungen der Jakobiner speiet man Galle, wenn sich jemand erkühnet, den Namen Vorsehung zu nennen. Robertsbiere that es in der Nazionalversammlung. Sogleich gebot man Schweigen dem Redner, und beschuldigte ihn, daß er das Volk wieder unter das Joch des Aberglaubens zwingen wolle. So wird ein Wort, das sonst Ehrfurcht in den Gemüthern erzeugte, itzt die Ursache eines allgemeinen Skandals.

Wie die Jakobiner, diese wahren Regenten Frankreichs, die Monarch, Nazionalversammlung, Constitution, Gesetz, kurz alles sind, auf das Volk wirken, mit welcher Zweizüngigkeit, Keckheit, Unverschämtheit, und Arglist sie dann zu handeln pflegen, davon giebt folgende Geschichte die auffallendste und augenscheinlichste Darstellung.

Gudin, ein Freiwilliger der Nazionalgarde, gieng mit noch zween seiner Freunde, am 7ten April 1792, im Palais-Royal spazieren. Vieles Volk lief nach der Gallerie des Café de Foi. Aus Neugierde giengen Gudin und seine Gefährten auch dahin. Ein Unbekannter, der die Ankündigungszettel eines Festes abgerissen hatte, war von einigen

nigen Bürgern in Verhaft genommen worden. Kaum sahen diese Gudin und seine Freunde; so verlangten sie auch von ihnen, den Unbekannten nach der nächsten Wache zu bringen. Allein in dem Augenblicke eilte ein Trupp anderer Leute herbei, und bediente sich eines Manövres, dessen Bekanntmachung höchst nützlich ist, damit man die Taktik kennen lerne, zu welcher das Jakobinerchor die Personen abgerichtet habe, die ihre Werkzeuge sind.

Anfangs wollten sie sich blos des Gefangenen bemächtigen, indem sie einen großen Eifer affektirten, ihn auf die Wache zu bringen. Da ihn aber Gudin nicht losließ, so gaben ein sehr armselig ansehender alter Mann, und ein anderer, gut gekleideter Herr, ein Zeichen, worauf plötzlich die drey Nationalgarden gedrängt, dann von einander getrennt, und wohl fünfzehn Schritte weit von der Stelle fortgerissen, ja vielmehr fortgetragen wurden, wo der ganze Vorfall seinen Anfang genommen hatte; und wo das Zeugniß gut gesinnter Bürger den Gudin und seine Kameraden hätte unterstützen können.

Sobald der Schauplatz verändert war, fieng man an zu schreien, daß die drei anwesenden Garden, das Volk aufgewiegelt hät-

ten, die Nazion in Champ de Mars zu bombardiren. Zehn Stimmen widerholen sogleich: Das ist wahr! Das ist wahr! wir haben es gehört, gesehen! und doch war alles falsch und erdichtet. Gudins Gefährten bemüheten sich, mit vieler Mäßigung und Klugheit dem großen Haufen begreiflich zu machen, welch eine absurde und häßliche Lüge das sey. Aber man antwortete ihnen blos mit dem Geschrei: Schlagt sie todt! schlagt ihnen das Gehirn ein! Die Gemäßigten schrien: Reißt ihnen die Nazionaluniform vom Leibe. Nur einige wenige, die nicht zu der angestellten Bande gehörten, sprachen vom Verhör.

Gudin, der nicht glaubte, daß es möglich ist, Leute zur Vernunft zu bringen, die Lügner, und die gemiethet sind, um die Nazionalgarde zu mißhandeln, zog vom Leder, als man ihm zu Leibe wollte, und er einen von seinen beiden Freunden in Gefahr erblickte. Mit weniger Mühe befreite er seinen Freund, und wollte so eben das Gewehr in die Scheide bringen, als er neuerdings umrungen wurde. — Dieser Vorfall zog mehre von der Garde herbei. Man entblößte die Säbel und vertheidigte sich; allein der Jakobineranhang war der Garde überlegen. Es ent=

entstand ein Gemetzel, das fürchterlich war. An die Hunderte blieben von der Garde. Gudins beiden Freunden wurden die Hälse abgeschnitten. Gudin selbst entkam. Doch damit war das Blutbad noch nicht geendigt. Man stürmte reiche Handlungshäuser, unter dem Vorwande, daß sich Gudin in dieselbe geflüchtet hätte, wo indessen nur Raubsucht der eigentliche Beweggrund war. Man mißhandelte zwei Wechsler, von denen man wußte, daß an sie die Herren Jakobinerklubbs Schuldenzahlungen zu leisten haben, und verbrannte ihre Bücher. Mit Schätzen beladen, und besprengt mit dem Blute der Unschuld nahm nun die Rotte ihren Zug nach dem Versammlungsorte ihrer Generale, der Jakobiten. Chabot, Brissot, Isnard Lecointre, Collat d' Herbois, Caricat, und mehre andere hielten so eben Sitzung, und empfiengen die Räuber und Mörder, ihre würdigen Werkzeuge, mit Jubel und Lobesgeschrei. — Es lohnet sich allerdings der Mühe, diese genannten Herren näher kennen zu lernen.

Chabot, ein ehemaliger Kapuziner, unwissend und dreist im höchsten Grade. Er war es, der zuerst mit dem runden Hute auf dem Kopf unangemeldet zum Könige gieng, und seinen Fürsten mit Invektiven, und Grobheiten

ten behandelte. Von doppelseitigen Charakter, war er von jeher Verläumder, Lügner, Volksbetrüger; aber seit dem er Patriot im französischen Sinne des Worts ist, ist er Gesetzgeber, und großer Mann.

Brissot. Wenn ein erklärter Feind aller Könige, und Schänder ihrer Majestät, ein Vertheidiger der Greuel zu Avignon und Aix, ein öffentlicher Lügner, ein anerkanntes Kniffgenie, ein Spion, ein Schutzpatron von Räubern und Mördern Achtung verdient, so ist Brissot unstreitig der erste Mann Frankreichs, der darauf Ansprüche zu machen berechtiget ist. Man denke nicht, daß ich etwa hier zu viel sage. Alles gründet sich auf wirkliche Handlungen dieses nunmehrigen Archonten, und läßt sich noch zum Ueberflusse durch eine seiner öffentlich bekannt gemachten Schriften unwidersprechlich beweisen. Diese Schrift führt den Titel; de la propriété et du Vol, darinn folgende Grundsätze auseinander gesetzt werden:

„Bürgerliches Eigenthumsrecht ist eine „Sünde gegen die Natur, ein Umsturz aller „natürlichen Begriffe.“

„Mauern,

„Mauern, Thüren, Schlösser, wodurch „man seinen ausschließlichen Genuß sichert, „sind Beweise der Tyranei des Besitzers, aber „nicht seines Eigenthums.“

„Wein, Getreide, und alles, was der „reiche Eigenthümer hat, gehören nicht ihm, „sondern dem, der es braucht.“

„Die Bedürfnisse geben jedem Menschen „als Menschen das Recht, sich dessen zu be„mächtigen, was ihm zur Speise dienen „kann, ja sogar auch seinen Nebenmenschen „zu verzehren. Und wie auch Weiber nach „Gefallen zu wechseln.“

So denket ein Gesetzgeber Frankreichs, so denken Hundert andere, so denket der grö=ßere Theil des Volks; — was Wunder, daß in diesem Staate alle bürgerliche und morali=sche Ordnung verschwindet!

Isnard. Wenn Staats = und Völker=glück ein ehemaliger Parfümer besorgt; so beneide ich wahrhaftig das Volk nicht, des=sen Diktator er ist!

Lecointre. Bei den Auftritten der Versailler Oktobernacht war er Lieutenant

der

der Versailler Nazionalgarde, und munterte sie und den Pariser Pöbel zum Morden auf. In der Folge nahm er die Wilddiebe und Plünderer der königlichen Gärten und Gehege in Schutz, und ist nun der Götze der revoltirenden Parthei.

Collat d' Herbois, ehehin Komödiant zu Genf. Sein Charakter ist Stolz und Halsstarrigkeit. Nachdem er einige Monate vor der Revoluzion als Autor gelebt hatte, gesellte er sich zu den Jakobinern, die ihn als ihren Champion brauchten.

Caricat, Volksaufwiegler, Autor im Solde der Jakobiten, Helfers Helfer im Morden und Stehlen.

Dreißigste Geschichte.

Gegenwärtiger Zustand Straßburgs.

Wer immer glaubt, daß das jetzige Freiheitswesen die Bewohner Straßburgs glücklich mache; der irret sich gewaltig. Diese neue Einrichtung, so glänzend man sie auch darstellt, ist und bleibt ein Werk kranker Gehirne, und moralisch verderbter Menschen. Straßburgs ehemaliger Wohlstand ist, wo nicht auf ewig, doch wenigstens auf einige Generationen zerrüttet. Die Stelle des baaren Geldes, das sonst in dieser Stadt in Menge circulirte, vertritt itzt nichts als Papier, an welchem der Eigenthümer 30 pr. Cent. verlieren muß. Dieser elende Verdienst wird noch mehr durch das Besuchen der Klubbs, die immerwährenden schwärmerischen Volksfeste geschmälert. Der Partheigeist zerreisset die Bande aller Familien, und die fortdauernden Gährungen, die daher entstehen, nehmen kein En-

de,

de, alles unterliegt den Anfällen des sittenlosesten Pöbel. Die Glückseligkeit der öffentlichen Ruhe, so wie sie ehemals der Bürger genoß, ist dahin. Man schreit freilich aus allen Ecken, die Justiz koste gegenwärtig nichts mehr, jeden werde unentgeltlich Gerechtigkeit erwiesen. Aber dieß ist eine abscheuliche Lüge! die Bestechungen geschehen öffentlich, und der Bösewicht, der niederträchtigste Betrüger, der Verführer des Volks — sind's, die gewöhnlich Recht behalten. In Ansehung der öffentlichen Abgaben ist Straßburg noch elender daran, als je. Es sind Zölle auf Dinge gesetzt, von denen man weis, daß sie in keinem Lande verzollt werden. Die Einquartirungen, besonders jene der Freiwilligen, sind für das nun freie Straßburg ein drückendes Uibel. Kurz die Freiheit hat eine Stadt unglücklich gemacht, die noch vor kurzem zu beneiden war.

Ein

Nro. V.

Ein und dreißigste Geschichte.

Geschichte der Guillotine, oder der neuen Kopfmaschine.

Gravitätisch wog die Nazionalversammlung die wichtige Frage ab, ob bei einem zum Tode Verurtheilten der Strick oder das Beil sich am besten mit der Würde des Menschen und der Konstitution vertrüge; und gravitätisch dekretirte sie, daß das schneidende Werkzeug ungleich konstitutionsmäßiger sey, als die erdrosselnde Schlinge, und daß es sich weit besser für ein freies Volk schicke, große Uebelthaten durch den Verlust des Kopfs, als durch den Verlust des Athemholens zu büssen.

Glücklicher Weise hatte unter diesen Denkern von Gesetzgebern ein grosser Arzt seinen Sitz, dessen Name zwar vorher ganz unbe-

kannt gewesen war, der aber begierig diese Gelegenheit ergrief, sich einen glänzenden Nachruhm zu erwerben. Guillotin, so hieß dieser Schüler des Aeskulaps; sann tiefsinnig über den patriotischen Gegenstand nach, und fand, daß ein scharfes, zwischen die Halsgelenke geschobenes Eisen das allerkonstitutionsmäßigste, weiseste und zugleich anatomischeste Mittel sey, welches man dazu anwenden könnte. Zu gleicher Zeit fand er aber auch, daß dieses Eisen, von Menschenhand geführt, nicht Kraft genug habe, und über dieses eine Art Meuchelmord seyn würde, welchen der medicinische Lycurg verhüten wollte. Er vermehrte also seine Erfindung durch eine Maschiene, die eben so leicht Köpfe vom Rumpfe sondern könne, als das Druckwerk beim Münzen Köpfe auf Metall prägt.

Die Erfindung des Mannes war eigentlich ein blosses Plagiat; denn seit undenklichen Zeiten ist diese, die Gelenke des Halses sondernde Maschiene in Persien im Gebrauch. Unterdessen machte sie in Frankreich ihr Glück. Die Nazionalversammlung ertheilte der neuen Köpfart das Bürgerrecht.

Doch mit einemmale erscheint vor den Schranken dieses Tribunals der Scharfrichter,

und

und macht' demselben die Vorstellung: daß er zwar der dienstwilligste Anhänger der weisen Versammlung von Gesetzgebern sey, und daß sie jeden Augenblick, wo sie seiner hochnothpeinlichen Dienste benöthiget seyn würde, über ihn befehlen könne; daß er aber nicht so viel Erfahrung in Sonderung der Halsgelenke, als in ihrer Zusammenschnürung besäße, und folglich fürchten müsse, einem armen Sünder wehe zu thun, wenn er ihn nach den Vorschriften der Konstitution behandelte. Er bäte also, die Nazionalversammlung möchte, kraft ihrer Allmacht, durch einen ihrer weisen Rathschlüsse entweder sein Herz verhärteter, oder seine Hand fester machen.

Die Legislatoren verwiesen den Redner Scharfrichter an die Akademie der Wundarzneikunst, und dieser äußerte sich folgendermassen:

„Jedermann weis, daß schneidende Werk„zeuge wenig oder keine Wirkung thun, wenn „sie senkrecht treffen; denn wenn man sie durch „ein Vergrösserungsglas betrachtet, so sieht „man, daß es bloß mehr oder minder feine „Sägen sind, welche man glitschend auf den „Körper wirken lassen muß, den sie trennen „sollen. Man würde mit einem Beil oder

„Schwert, dessen Schneide geradlinicht wäre,
„nicht mit einem einzigen Streiche ein Haupt
„nicht mit einem einzigen Streiche ein Haupt
„abschlagen können, aber mit einer converen
„Schneide, wie bei den alten Streitärten,
„wirkt der geführte Streich nur senkrecht im
„Mittelpunkt des Halbmessers, und das In-
„strument, indem es eindringt, hat glitschend
„auf den Seiten eine schiefe Wirkung, und
„erreicht so sicher seinen Endzweck."

„Wenn man den Bau des Halses betrach-
„tet, von welchen die Wirbelbein-Säule das
„Mittel ausmacht, die aus verschiedenen Bei-
„nen besteht, deren Verbindung **Ueberein-**
„ander-Falzungen bildet, so daß man kei-
„ne Fuge auszuspähen im Stande ist, so kann
„man unmöglich auf eine schleunige und völli-
„ge Trennung gewiß rechnen, sobald man sol-
„che einem Vollzieher anvertraut, dessen Ge-
„schicklichkeit durch moralische oder physische
„Ursachen einem Wechsel unterworfen bleibt.
„Es wird zur Unfehlbarkeit der Procedur noth-
„wendig erfordert, daß solche von mechani-
„schen unveränderlichen Kräften abhängt, de-
„ren Stärke und Wirkung auf das genaueste
„bestimmt werden könne. Man hat diese
„Todesart in England eingeführt. Der ar-
„me Sünder wird auf den Bauch zwischen

„zwei

„zwei Pfäle oder Posten gelegt, die oben „durch ein Querholz verbunden werden, von „welchem man das convexe Beil auf den Hals „herabfallen läßt. Der Rücken des Instru„ments muß stark und schwer genug seyn, um „gehörig wirken zu können, ungefähr wie der „Fallbock beim Pfähle-Einrammen wirkt. Es „ist bekannt, daß seine Kraft sich in dem Maaße der Höhe multiplicirt, aus welcher er „herabfällt."

„Man kann also leicht eine ähnliche Ma„schine verfertigen, deren Wirkung dann un„fehlbar seyn wird. Die Enthauptung wird „alsdann dem Geiste und Wunsche des neuen „Gesetzes gemäß in einem Augenblicke voll„bracht. Man kann die Probe davon an tod„ten Leichnamen oder an einem lebendigen „Schafe machen. Man müßte untersuchen, „ob es vielleicht nöthig wäre, den Kopf des „armen Sünders durch einen halben Mond „zu fixiren, welcher den Hals unmittelbar bei „der Basis der Hirnschaale umspannte. Die „Spitzen der Verlängerung des halben Mon„des könnten unter dem Schaffotte durch Vor„steck-Keile befestiget werden. Der ganze Ap„parat, wenn er erforderlich wäre, würde „keine Sensation erregen, und kaum bemerkt „werden. Ausgefertigt zu Paris, den 7.

„März 1792. Louis, beständiger Secretär „der chirurgischen Akademie.“

Auf dieses eingereichte Gutachten, dessen burleske Gravität vielleicht ihres gleichen nicht in den Archiven des Pedantismus findet, dekretirte die Nazionalversammlung, daß die Hinrichtungen von nun an auf diese Art vollzogen werden sollen; und berathschlagte sich, wie man zu der Summe von 6 bis 7 Millioner Livres gelangen könnte, die das Herbeischaffen solcher Maschinen für alle Departements und Municipalitäten erheischt.

Ein Mitglied gab den Rath, verschiedene Kapitalisten eines Verbrechens zu beschuldigen, sich ihres Vermögens zu bemächtigen, die Maschienen dafür herbeizuschaffen, und mit denselben ihnen die Köpfe vor die Füsse zu legen.

Zwei und dreißigste Geschichte.

Des Bürgers Düvernois Schicksal, bewirkt durch den Geist der Revolution.

Ich schreibe die Geschichte eines Mannes, dessen Andenken verewigt zu werden verdient. **Duvernois**, Bürger zu **Paris**, ist der Held meiner Geschichte; ein Mann, der **Bürgertugend** im wahren Verstande übte, und **Klugheit** mit derselben zu verbinden wußte; ein Mann, der Tausenden ein Beispiel giebt, auch unter der wüthendsten Seuche unangesteckt zu bleiben; ein Mann, der auch im Tode noch Muth genug hatte, für die Sache der Wahrheit zu sterben. — —

Noch beseligte die holde Gottheit des Friedens, und der Einigkeit **Gallien**; noch fühlte der Unterthan das Glück, unter einem gelinden sanften Scepter leben zu können, als **Duvernois** bleibende Stätte in **Paris** nahm, und mit der feurigen Thätigkeit des

Jünglings, den prüfenden Verstand des gestandenen Mannes verband: Und von diesem Zeitpunkte an, wollen wir die Thaten unsers Bürgers zum Gegenstande der Geschichtserzählung machen.

Daß der Mensch Brod finde, braucht es in der That nicht viel. Gesunde Glieder und biegsammer Wille geben jedem die nothdürftige Nahrung. Doch stünde es mit dem Menschengeschlechte sehr übel im ganzen, wenn sich die Thätigkeit jedes einzelnen blos in diesem engen Wirkungskreis einschlöße. Zum Besten des allgemeinen Wohls, muß nothwendig die Vorsehung Geister unter den Menschen wecken, die, von einem innern Drange gespornt, weiter um sich her sehen, und mehr als das Bedürfniß des Lebens heischen; Und von dieser Gattung Menschen war Bürger Duvernois.

Handlung war sein Gewerbe, doch nie die Handlung des schmuzigen Wucherers, oder des unflätigen Juden, deren Endzweck Betrug oder Uebervortheilung ist; die den Geist dieses Geschäfts nicht kennen, und es blos aus der Absicht wählen, weil es Nahrung ihrem Geldhunger verspricht. — Duvernois war Kaufmann, weil er überzeugt war, daß die Thätigkeit des Bürgers hier den größten Spielraum

raum finde; weil er fühlte, daß er als Kaufmann einen Weg betrete, wo sich ihm der Gelegenheiten Tausende darbieten, dem Vaterlande, das er liebte, die wesentlichsten Dienste zu leisten. — Er kannte Frankreich, kannte genau die Produkte dieses weitläufigen Reiches, und wußte, in welcher Abhängigkeit Inn- und Ausland mit einander stehen. Nach diesem Wissen, nach diesen Kenntnissen wirkte er auch; und bald mehrte sich sein Habe. Ein einzelner Mann nützte in kurzer Zeit dem Vaterlande mehr, als hundert andere, die das Wort Thätigkeit nicht kennen, oder, wenn sie es ja kennen, aus Indolenz hassen. Fabriken und Manufakturen entstanden, und der Familien viele lebten vergnügt und zufrieden in der Gegend, wo Duvernois wirkte. Brodlose Menschen fanden hier Nahrung, Unglückliche Hilfe, Verlassene Beistand, Rath und Trost jeder, der sich der Wohnung des Mannes nahte; denn man muß wissen, daß Kaufmann Duvernois auch Menschenfreund im gleichen Grade war, daß er Gefühl hatte, für den Werth des Menschen, und seiner Mühe, seiner Sorgen des Lohnes Fülle darinn fand, wenn er Mensch gegen Menschen seyn konnte; und er war es immer.

Duvernois war auch Gatte — Vater; Gatte eines Weibes, das, wären alle so, den Spruch wahrgemacht haben würde: **Das Weib ist die Krone der Schöpfung.** Vater von Kindern war er, denen Seelenadel auf der Stirne glänzte, deren unbedeutendste Miene schon eine Lobrede ihres Erziehers war. — Alles bewunderte den Mann, alles liebte ihn. Die Verläumdung verstummte, wenn sie Duvernois sah, und das Laster lief weit hinweg, wenn sich von ferne ihm Duvernois näherte. — Zusehend segnete auch der Himmel die Arbeiten des Mannes. — Woran unzählige andere scheiterten, da erreichte Duvernois seinen Zweck. Pläne, vor denen die Nachbaren zurück traten, führte er mit Leichtigkeit und dem besten Erfolge aus. Kurz! Duvernois ward in wenig Jahren ein Mann von Vermögen, und blieb dabei, — allerdings was seltenes — auch ein Mann guten Herzens, edler Denkungsart, vortrefflicher Handlungsweise.

So weit kam es mit Duvernois, als Frankreich anfieng die Bahn der Zerrüttung zu wandeln. Drei volle Jahre floßen dahin, und noch hatte sich Duvernois nicht geändert. Mehrmalen bestohlen ihn die Räuber, Menschen, denen er wohlgethan; Er änderte

sich nicht. Alles um ihn her verließ König und Gesetz; Er blieb auf dem Wege der Rechtschaffenheit und schwieg, wenn auch der Zungen Tausende ihn auffoderten zur Sprache. Noth, Armuth und Elend drangen in die Gegend seiner Wohnung; Er erbarmte sich der Noth, der Armuth und des Elends, und half, wo er helfen konnte. Alles um ihn her verläugnete Gott und Gottes Wort; Duvernois blieb wie vor — der warme Verehrer seines Schöpfers, der treue Anhänger seiner Lehre.

Diese Thaten des Mannes machten Eindruck auf das Volk. Man sah, daß Tugend vieles, alles vermag, und da man sie zur Gefährtinn nicht hatte, haßte man ihn. Der Haß will wirken. Der Geist der Revolution rannte dem Volk in's Ohr. „Wirke wie du willst, du bist frei!" Man stürmte auf Duvernois los.

„Du bist uns räthselhaft, sagte man. „Rede! du bist für Ludwigen, oder für die „Nazion?" Duvernois schwieg. Nach einer langen Pause redete er erst, aber nur Worte des Friedens tönnten aus seinem Munde.

Man hatte genug. Man lief vor die Schranken der Nazionalversammlung. Man klagte **Duvernois** als Staatsverbrecher an. Die Gesetzgeber, gierig nach den Schätzen des Kaufmanns, winkten Beifall, und Aufmunterung zur Missethat den Klägern zu. Man hatte abermals genug; Und in wenig Minuten war **Duvernois** Haus von Tausenden umrungen. An vier Ecken brannte es Man riß seine Gattin aus ihrem Lager, und tödtete sie vor seinen Augen. Man schleppte sein jüngstes Kind bei den Haaren herbei, zerschnitt ihm Kehle und Brust, nahm das Herz des Kindes, und zwang den Vater, es zu genießen. **Duvernois** seufzte, bebte. — Endlich fiel auch er unter tief dringenden Hieben, und hier erst öffnete sich der Mund des Tugendhaften: „Franzosen, waren seine Worte — höret mich — im Tode ist Wahrheit! Ihr hattet einen Gesetzgeber, und lebtet glücklich. Nun zählet ihr Hunderte, und Elend ist euer Loos! — Hier starb **Duvernois** und mit ihm das Wohl eines ganzen Kirchensprengels, dem er Vater, dem er alles war.

Drei und dreißigste Geschichte.

Abermalige Mordscenen zu Paris — Geldmangel in den Staatskassen.

Blutig begann das Jahr 1792 seinen Lauf, und blutig endete es ihn. In den letzten Tagen des Dezembers rottete sich wiederhohlt das Volk an mehreren Orten zusammen, und raubte und metzelte. Es mischten sich Leute darunter, und beredeten es, ehe man den Feind ausser Paris angreife, müsse man die Feinde im Innern der Stadt vertilgen; man müsse also noch den in den Gefängnissen befindlichen Ueberrest aus der Zahl der Lebenden herausheben, und auf diese Art jeden noch glimmenden Funken einer Gegenrevolution ersticken.

Man braucht nur etwa fünfzig Spitzbuben und Räuber zu bezahlen, und sie auf drei oder vier Plätze zu grouppiren. So-

gleich

gleich versammeln sich die neugierigen Gaffer um sie her; der Haufen wächst wie ein Schneeball, wälzt sich fort, und nimmt gutwillig oder nicht alles mit sich fort, was er auf seinem Wege antrift. Die Führer der Bande machen ein Geschrei, das sich maschienenartig fortpflanzt, und das man die Stimme des Volks zu nennen frech genug ist. Der Lärm und die Verwirrung steigt, braußt immer stärker, und unter diesem Tumult begeht nur ein Böswicht die Greuelthat, dazu er sich hat erkaufen lassen, und die man nun dem ganzen Haufen zuschreibt, der oft nicht eher ein Wort davon weis, als bis das Bubenstück vollbracht ist. Eben so gieng es auch hier. Der Pöbel stürmte die Gefängnisse, und mordete über 400 Menschen. Je gräßlicher das Geheule der Sterbenden war, je herzdurchschneidender der Anblick, desto mehr entbrannte die Wuth des Haufens, desto tiefer drangen seine Dolche. Das Gemetzel dauerte anderthalb Tage, und niemand hinderte es. Die Nazionalversammlung schwieg, und die Jakobiner — tranken Champagner. — In dem Karmelitenkloster, in welchem 260 Priester, die sich weigerten, den Eid abzulegen, sassen, und aus dem Lande gebracht werden sollten, wurden diese 260 Personen ermordet. In der Abtei selbst befanden sich Schweizeroffiziere.

Man

Man drang in die Zimmer, und badete sie in ihrem eigenen Blute. Die Gefangenen in der Conciergerie erschlug man an der großen Stiege des Palais, und hieb einen Grenadier in Stücken. Unzählige wurden durch die Strassen der Stadt geschleppt, und dann erbärmlich getödtet.

In jedem Gefängnisse ward eine Art von Tribunal, das aus 12 bis 16 Personen bestand, errichtet. Nach verschiedenen Fragen der Ursachen der Gefangenschaft, welche den Gefangenen gemacht wurden, legte so ein Volksrichter die Hand auf das Haupt desselben, und frug dann die Rotte: „Glaubt ihr, „daß wir auf unser Gewissen diesen hier los„lassen können?“ Das Wort **Loslassen**, war das Wort der Verurtheilung. Antwortete das Volk mit Ja, so ward der Unglückliche sogleich in die Picken gestürzt. Schrie das Volk: „Es lebe die Nazion!“ so ward der geängstigte freigegeben.

Alle diese Tumulte haben die nothwendige Folge, daß des Geldes in der Stadt und im ganzen Reiche täglich weniger wird. Die Pferde wurden allenthalben weggenommen. Alle Effekten von Gold und Silber, die man noch irgendwo weis, nimmt man den Eigenthümern

ab,

ab, und bringet sie in die Münze. Die Sektion de Luxembourg mußte das kostbare Marienbild von der St. Sulopitius-Pfarre der Nazionalversammlung abliefern, um Münze daraus zu schlagen. Eine andere Sektion ward gezwungen ihren Schutzheiligen von Silber, St. Rochus, vom Altare zu reissen, und dem Konvente ein Opfer damit zu machen.

Nicht minder grausam betrugen sich die Einwohner von Versailles gegen die Gefangenen, die man von Orleans unter Bedeckung von 2000 Mann und 6 Kanonen dahingebracht hatte. Schon auf dem Paradeplatze erhob das Volk ein Zetergeschrei, und an dem Gitter der Orangerie mordete es alles, was athmete.

Diese Mordsucht verbreitet sich durch ganz Frankreich. Der Herzog von Larochefoucault, einer der ausgezeichnesten Mitglieder der vorigen Nazionalversammlung, der arretirt war, fiel zu Gisors unter den Streichen mörderischer Hände. Man entkleidete ihn, trat ihn mit Füssen, würgte ihn, ließ ab, schnitt ihm Stücke Fleisch aus dem Leibe, würgte wieder, bis endlich der Unglück

glückliche seinen Geist unter den abscheulichsten Martern aufgab.

Der Gouverneur des Invalideninstituts, Sombrenil, ein würdiger Greis, erschien zitternd an der Hand eines jammernden Mädchens, das seine Tochter war, und die ihm seit 8 Tagen nicht von der Seite gegangen war, vor den Volkstribunal. Derjenige, der den Richter vorstellte, ward gerührt bei diesem Anblick, wandte sich gegen das Volk, und sprach in einem herzhaften Tone: „Schuldig oder unschuldig! — ich glaube, es wäre euer nicht würdig, euere Hände in dem Blute dieses Greises zu waschen.“ Das Mädchen war entzückt, warf sich in die Arme seines lebenden Vaters, der es warm an seinen Busen drückte. Doch das Volk hatte keinen Sinn für Menschlichkeit. Ein Theil überfiel den Richter, und erschlug ihn; ein anderer den Greis und das Mädchen, — und beide hatten ausgelebt.

Kaum war diese Missethat vollbracht, so schleppte man schon wieder ein anderes Opfer herbei. Es war ein Mädchen, das das Brustbild Ludwigs in einer Einfassung auf der Brust trug. Man drang in das Mädchen, diese Bildniß sogleich hinwegzuwerfen.

„Es ist das Bildniß meines Königs, des Wohlthäters meiner Eltern. Nehmt mir das Leben; ich sterbe für meinen König.“ Mehr denn 20 Dolchstiche empfieng in demselben Augenblicke die Unschuldige, und nun strömten Hunderte zu der Wohnung des Vaters der Ermordeten. Es war ein Fabrikant, den einst Ludwig begünstigte. In wenigen Minuten stand das schönste Fabrikgebäude in Flammen. Das Waarenlager ward erbrochen, und geplündert, und der Vater des Mädchen den Händen der Mörder Preis gegeben. Man haute ihm zuerst beide Hände, dann die Füsse ab. Man goß ihm geschmolzene Silbermünzen, auf denen das Bild des Königs geprägt war, in den Mund, und warf ihn zuletzt in die prasselnde Flamme.

Vier und dreißigste Geschichte.

Aufruhr unter der Garnison von Lille im April 1790.

Im Anfange des Aprils 1790 geriethen die vier zu Lille in Flandern gelegenen französischen Regimenter auf einmal einander in die Haare, und es brach ein förmlicher Krieg unter ihnen aus. Die Veranlassung dazu war eine Dienstmagd, die einen Grenadier von Royal Vaisseaux zum Liebhaber hatte. Ein Jäger vom Regimente Normandie schlich sich gleichfalls bei der Magd ein. Die beiden Nebenbuhler trafen endlich einmal zusammen, geriethen in Händel, jeder rief seinen Kameraden zu Hülfe, und diese Unbedeutenheit verursachte endlich, daß alle vier Regimenter unter das Gewehr traten, und aufeinander Feuer gaben. Vergebens boten die Offiziers ihr ganzes Ansehen, ihren ganzen Einfluß auf; die Mannschaft wütete gegeneinader fort, und der

Streit war so hitzig, daß über 100 Mann getödtet und verwundet wurden.

Die beiden Regimenter Kolone General und Normandie schienen zu unterliegen, sie hatten aber eine Stellung, wo sie sich nach der Zitadelle zurückziehen konnten. Dies thaten sie auch, warfen sich in diese Festung, versperrten die Thore, und pflanzten scharfgeladene Kanonen gegen die Stadt auf. Der Kommendant von Lille, Herr Marquis von Livarat gieng in die Zitadelle, und suchte durch Zureden und Vorstellungen die Gemüther zu besänftigen, und eine Ausgleichung zu Stande zu bringen; allein nichts half da. Anstatt auf seine Worte zu hören, warfen sie ihn in ein Gefängniß, und zwangen ihn, einen Befehl zu erlassen, vermög welchem die zwei Regimenter Royal Vaisseaux und de la Couronne die Stadt Lille verlassen sollten. Die Nazionalgarde trat nun auf, und erklärte geradezu, daß sie den Abmarsch dieser beiden Regimenter nicht zugeben würde. Alles gerieth in Bewegung, und man fürchtete alle Augenblick noch größere Schreckenscenen als die ersten waren.

Die Zitadelle war also gesperrt, und fast zu sagen belagert. Kein Mann von der Be-

sa-

satzung durfte sich blicken lassen, und doch waren keine Lebensmittel in der Zitadelle. Am 9ten April wagten es 3 Männer, sich herauszuschleichen, und Lebensmittel zu suchen. Man erkannte sie, und sie wurden auf der Stelle erschossen. Ein Weib, das auch ihren Mann bei der Besatzung hatte, und wußte, welche Noth er litt, wollte ihm einige Eßwaaren bringen; man ergriff sie, und der nächste Baum war der Galgen, woran man sie aufhieng.

Indessen gab es doch in der Stadt noch eine starke Parthie derjenigen, die den beiden in der Zitadelle befindlichen Regimentern anhieng. Diese Parthie nun wurde laut, und es entstanden daraus Raufereyen, die das Blut und das Leben manches braven Bürgers kosteten, mancher Familie ihren Ernährer, manchen Eltern ihr Kind entriß. Die Thore der Stadt waren immer geschlossen. Denn die Unruhstifter fürchteten, daß eine bewaffnete Macht ankommen, und sie zum Gehorsam zwingen würde. So nachdrücklich auch die Vorstellungen der Zivil- und Militairsbeamten waren, so halfen sie doch nichts. Es gieng hier so, wie es seit dem Anfang der französischen Revoluzion überall gieng. Man verschrie diejenigen, welche die öffentliche Ru-

he herstellen, und den Unordnungen abhelfen wollten, als Aristokraten, als Anhänger des Despotißmus, verspottet, oder mishandelte sie, oder schlug sie gar todt.

Da man die Stadt verschlossen hielt, so geschah es ganz natürlich, daß sich in einigen Tagen schon Mangel an verschiedenen Bedürfnissen äußerte. Der tolle Haufe hielt dies wieder für eine Arglist der Aristokraten, erbrach die Häuser verschiedener Privatleute, nahm unter dem Vorwande, Lebensmittel zu suchen, alles, was ihm anstand, und verfuhr mit den Eigenthümern auf die grausamste Art.

So wüteten die Bürger einer sonst so schönen Stadt selbst gegeneinander, mordeten einander, und verfolgten einander blos darum, weil der Jäger ein Nebenbuhler des Grenadiers war. — Eine in Frankreich, und vielleicht in der ganzen Welt unerhörte Sache! — Sie zeigt, welche Veranlassungen der Faktionsgeist und die Pöbelwuth nahm, um morden zu können, sie zeigt, welche Geringfügigkeiten man hervorsucht, um einander empörende Namen beizulegen und zu verfolgen.

Der Ausgang dieser traurigen Geschichte war leicht vorher zu sehen. Man litt, wie bereits gesagt wurde, schon an verschiedenen Bedürfnissen Mangel, und noch größerer Mangel ließ sich befürchten. Die Thore wurden also wieder geöffnet. Es kamen Truppen an, welche die daselbst befindlichen Regimenter zum Abmarsch zwangen. — Und doch wurde der Marquis von Livarot noch vor Gericht gefordert, und als Aristokrat verklagt! —

Fünf und dreißigste Geschichte.

Greuelszenen in Burgund im April 1790.

Bei den Wahlen der verschiedenen Ortsobrigkeiten gieng es in den meisten Ortschaften Frankreichs tumultuarisch zu, und man kann viele hundert gute und brave Männer nennen, die bei derlei Gelegenheiten der Wuth und dem Faktionsgeiste aufgeopfert wurden. Am 28. April versammelten sich die Leute aus einigen Pfarreien in Semur in der Kapuzinerkirche, und schritten daselbst, wie gewöhnlich zur Wahl. Es traten Redner auf, die das Landvolk, welches sich in großen Haufen daselbst eingefunden hatten, erhitzten, und in Gährung setzten. Diese fanatische Marktschreier lärmten gegen den Adel und die Geistlichkeit, schilderten diese beiden ehrwürdigen Stände als Feinde des Volks, und trieben ihre Unverschämtheit so weit, daß sie sogar einige

an=

anwesende Personen mit Namen nannten, welche, wie sie sich ausdrückten, zur Parthei der Volkstirannen gehörten. Das Volk war in der Hitze, und es bedurfte nur dieses Fingerzeiges, so mußte seine Hitze ausbrechen.

Es entstand ein Lärm und Gepolter, man schrie gräßlich uud der Tumult wurde allgemein. Herr von Virieu war eines der Opfer, welches der wüthende Pöbel seiner Rache bringen wollte. Allein dieser hatte sich bei Zeiten zurückgezogen, und entkam durch einen Kreuzgang des Klosters. Desto grausamer war die Rache, welche die Rasenden an den Herren von Damas und von St. Maure und an dem Pfarrer von Wassigny nahmen. Beide erstere wurden mit Steinen und Prügeln todt geschlagen, und letzterer mit sechs Messerstichen ermordet.

Herr Loet de St. Maure war Maire seines eigenen Landguts, Flee, einer der rechtschaffensten und besten Männer, den man nie das mindeste Uebel zur Last legen konnte. Erst dem verflossenen Winter über, wo die Theurung und der Getreidmangel in Frankreich allgemein war, nährte er fast ganz allein die Stadt Semur von seinem Getreidvorrath, den er um den möglichst niedrigen Preis verkaufte.

Man liebte ihn daher allgemein, und er stand bei dem größten Theil der Stadtbewohner in einem bedeutenden Ansehen. Dies konnten nun freilich jene Schwärmer, die mit ihren Meinungen alles beherrschen wollten, nicht vertragen, und machten daher die Bauern zum Werkzeug ihres Grolls gegen den Rechtschafenen.

Eben so verhielt es sich mit dem Pfarrer von Wassigny. Er war ein wahrer Hirt seiner Schafe, ein wahrer Lehrer der Eintracht, Liebe und Zufriedenheit, ein wahrer Vater der Armen, die er nicht blos mit Trostgründen und Ermahnungen aufmunterte, sondern sich selbst alle Bequemlichkeiten versagte, um sie thätig zu unterstützen. Alles liebt ihn daher und gehorchte ihm als einem allgemeinen Vater. Ein Mann, von solchem Ansehen war in den Augen der demokratischen Fakzionsmänner ein stechender Dorn, und da sie ohnehin alles, was Adel und Priester heißt, für ihre erklärten Feinde hielten, und aus allen Kräften verfolgten, so boten sie auch hier alles auf, um sich einen Mann aus den Augen zu schaffen, der ihnen um so verhaßter war, jemehr er von seinen Kirchkindern geliebt wurde. Es gelang diesen Ungeheuern zu ihrer eigenen, ewi-

gen Brandmarkung, diesen Mann aufzuopfern, dessen Lehren und Ermahnungen sie hätten befolgen sollen, um rechtschaffene und gute Bürger zu seyn.

Eben so stürmisch gieng es in der Versammlung zu Vitteaux zu, wo sich die Einwohner des Distrikts ebenfalls in einer Kirche einfanden. Fanatische Schwärmer traten da ebenfalls auf, und sprachen mit Hitze gegen den Adel und die Geistlichkeit. Auch hier wurden die Köpfe warm, und sahen sich nach einem Opfer um. Zu seinem Unglücke trat Herr Fitz-Jean, Herr des Guts St. Colombe und der Grafschaft Vitteaux in die Versammlung. Kaum erblickte ihn der tolle Haufe, so erhoben sich tausend Stimmen gegen ihn, die mit Wuth riefen: „Hinweg mit ihm, schlagt ihn todt, den Tirannen!“ Auf die Worte folgten bald Handlungen. Der rasende Haufe fiel über ihn her, und schlepte ihn zur Kirche hinaus. Von den tausend Schlägen und Stössen war er beinahe schon halb todt, als man ihn auf die Gasse hinwarf, ihn sodann auf die unmenschlichste Art in Stücke riß, und seinen Kopf auf einer Stange herumtrug.

Herr Fitz-Jean von St. Colombe war einer der besten Güterbesitzer in Frankreich. Er

liebte

liebte seine Unterthanen, und viele derselben haben noch itzt ihm das ganz zu verdanken, was ihren Wohlstand ausmacht. Nur einige Tagdiebe und Schwärmer haßten ihn, sonst wurde er allgemein geschätzt. Denn er verfuhr immer gegen Leute, die liederlich, ausschweifend oder träg waren, und sich nicht bessern wollten, mit unerbitterlicher Strenge, schätzte aber und ermunterte die Arbeitsamkeit, belohnte das gute Betragen, und war, so zu sagen, der allgemeine Vater aller jenen, die sich ihre Geschäfte angelegen seyn liessen. Von ihm wurde mancher aus dem Staube herausgezogen, und zum wohlhabenden Manne gemacht; von ihm wurden den fleissigen Landleuten jährliche Feste gegeben, uud unter die Fleißigsten beträchtliche Prämien ertheilt, von ihm endlich leiten manche itzt wohlhabende Familien ihren Ursprung her, denn er stattete gewöhnlich alle Jahre einige arme und doch einer Unterstützung würdige Brautleute aus, und legte also den Grund zu ihrem künftigen Wohlstand Er war ein Greis von 75 Jahren, als er von diesen Wüttrichen ermordet wurde.

Ueberhaupt schien zu dieser Zeit ein ähnlicher Geist alle Volksversammlungen zu beherrschen. Zu Pressy-sous-til versammelte sich der Distrikt in der Pfarrkirche. Man hatte schon vor-

vorher die Leute gegen den Adel und die Geistlichkeit eingenommen, es erschien daher Niemand aus diesen Ständen als der Baron du Bois de Aisi. Er hatte zwar gleich beim Eintritt die Vorsicht gebraucht, den Bürgereid zu schwören, und das Gesetz abzulesen, welches die Edelleute nicht nur zu derlei Wahlversammlungen zuläßt, sondern sie auch für wahlfähig erklärt; allein diese Vorsicht nützte ihm nur so viel, daß er noch Zeit fand, sich zurückzuziehen. Denn selbst der Maire von Aisy erklärte ihm gerade zu im Namen der Gemeinde, daß er zur Wahl unfähig sey, und bald darauf bestieg ein Munizipalitätsbeamter den Rednerstuhl, und hielt eine aufrührische Rede, worinn er vorstellte, daß die Adelichen und Priester von den Versammlungen entfernt werden müßten, weil sie alle Verführungen aufbieten würden, um die Wahl auf solche Leute zu bringen, welche mit Ungeduld auf den Zeitpunkt warteten, wo sie das Volk wieder in seine vorige Sklaverey bringen könnten.

Alle Augen waren während dieser Rede auf den Baron von Aisy gerichtet. Alles zeigte Mordlust, und nur die Gegenwart des Geistes rettete ihn. Er berief sich auf seinen vorigen Bürgereid, wiederholte ihn, und entfernte sich alsogleich. Kaum war er fort, so kam

die Nachricht von der Ermordung des Herrn Fitz-Jean von St. Colombe an. Ach, schrien viele, wie sehr bedauern wir es, daß wir ihn (den Baron von Aisy) nicht eben so behandelt haben.

Baron von Aisy schrieb einen Brief an den Marquis von Argenteuil, Deputirten bei der Nazionalversammlung nach Paris, worinn diese Geschichte mit vielen Umständen enthalten ist. Dieser Brief wurde am 4. May 1790 in der Nazionalversammlung gelesen, und der Schluß desselben lautet also: „Ich bitte Sie, mein Herr, diesen Brief der Nazionalversammlung vorzulesen, und von selber Gerechtigkeit gegen die Schuldigen zu verlangen. Diese Gerechtigkeit muß streng und auffallend seyn, wenn sie ihren Dekreten Dauer zu geben wünscht, wenn sie nicht die Seelsorger und den Adel, welcher so oft sein Blut für das Vaterland aufopferte, und den Ackerbau in den Provinzen in Flor hält, der grausamsten Verbannung Preis geben will. Das Dekret, welches wir von der Versammlung über die Bestrafung der Verbrecher verlangen, wird uns über unser Schicksal aufklären. Wir werden daraus sehen, ob wir wirklich verbannt sind, oder ob wir auch einen Anspruch auf die Menschenrechte machen dürften, die mit

so

so viel Menschenblut geschrieben worden sind, und ob wir endlich kein anderes Mittel haben, als nach einer andern Gegend zu wandern, um da den übrigen Theil unserer unglücklichen Existenz hinzubringen. " Dies war gewiß eine schöne Lektion für die Gesetzgeber Frankreichs, worüber man aber leider! zur Ordnung des Tages schritt.

Sechs

Sechs und dreißigste Geschichte.

Ausschweifung der Franzosen in Saintonge im April 1790.

Die französischen Freiheits- und Gleichheitsrechte brachten in allen Provinzen die nämlichen Wirkungen hervor. In der Provinz Saintonge standen eben so, wie in andern Theilen Frankreichs fanatische Prediger auf, und setzten das Volk gegen alle Personen von Ansehen in Harnisch. Denn es war bei diesen Aufruhrpredigern immer ein Grundsatz, daß alle Leute, welche vom Volke aus was immer für einer Ursache geliebt wurden, als verdächtig betrachtet, und unterdrückt werden müßten. Dies geschah auch hier.

Zu St. Thomas de Cosnac versammelte sich ein Schwarm Volks unter der Anführung einiger jungen Leute, die die Worte Freiheit und Gleichheit beständig im Munde führten. Von hier aus durchstreifte diese Rebellenhorde

die

die umliegenden Dörfer, nahm alle Leute mit sich, und wer nicht gutwillig ihrer Fahne folgen wollte, wurde mit Prügeln dazu gezwungen, oder mußte sonst die grausamsten Mishandlungen dulden.

Bald wuchs der Haufe zu einer fürchterlichen Größe an, und da die Anführer sich stark genug fühlten, so begannen sie die Ausschweifungen. Der wüthende Pöbel fiel wie ein tobender Vulkan über die Güter des Herrn von Bellegarde her. Sein schönes Schloß wurde in Brand gesteckt, und was die Flamme nicht verzehren konnte, wurde auf eine andere Art verwüstet. Herr von Bellegarde suchte zu entkommen; allein man setzte ihm nach, schoß sein Pferd todt, und so fiel er in die Hände dieser Räuber, die ihn auf die grausamste Art mishandelten, und mit sich fortschleppten. Man blieb bei dem Schlosse nicht allein stehen; was ihm als einem Adelichen gehörte, war auch ein Gegenstand, woran das einmal tobende Volk seine Wuth kühlte. Man steckte daher seine Scheuern, seine Getreidböden in Brand, fiel über die Stallungen und Meyereien her, und verwüstete und verbrannte alles. Vergebens warf sich eine Mutter mit 5 kleinen Kindern der Räuberhorde zu Füßen, deren Mann todtkrank in dem Hause lag, welches die Mord-

brenner so eben anzünden wollten. Sie ließen sich in ihrem teuflischen Unternehmen nicht stöhren, und das geängstigte Weib hatte eben ihren Mann in der äußersten Verzweiflung auf den Rücken gefaßt, um ihn zu retten, als das Haus zusammenstürzte, und sie beide erschlug. So raseten sie fort, und begiengen alle Laster der grausamsten Unmenschlichkeit.

Endlich wurden sie mit der Verwüstung aller Güter des Herrn von Bellegarde fertig, und itzt sahen sie sich nach neuen Gegenständen um, woran sie ihre Wuth kühlen konnten.

Der Vater Martin hatte in der Nähe ein kleines, aber niedliches Landgut. Er hielt sich gewöhnlich hier auf, und da er ein großes Vermögen besaß, und von einem wohlthätigen Karakter war, so ließ er sich über alles angelegen sein, verunglückte Leute aus ihrer traurigen Lage zu reissen, und ihnen Gelegenheit zum Wiederemporkommen zu verschaffen. Sein Landgut fiel itzt der rasende Haufe an, plünderte sein Haus, steckte es sodann in Brand, vernichtete seine schöne Bibliothek und seine Papiere, raubte alles, was einigen Werth hatte und sich fortbringen ließ, und trieb hier sein Mordbrennerhandwerk mit eben der Grausamkeit, wie im Schlosse des

Herrn

Herrn von Bellegarde. Herr Martin war indessen doch glücklicher als der erstere, denn er entfloh zu rechter Zeit und rettete dadurch wenigstens seine Person von den Mishandlungen dieser Barbaren.

Solche Ausschweifungen waren zu schreiend, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit der Distriktsobrigkeit auf sich ziehen sollten. Man beorderte daher ein Kommando von der Nationalgarde, um diese Räuberbande zu zerstreuen, und wo möglich, die Häupter derselben gefangen zu nehmen. Das Komando traf richtig auf die Horde; allein diese widersetzte sich mit Hartnäckigkeit, und es würde zu einem hitzigen Gefechte gekommen seyn, wenn nicht einige Nazionalgardisten ihren Offiziers geradezu erklärt hätten; daß sie nie gegen ihre Mitbürger Gewalt brauchen würden. Die Mordbrenner setzten daher ihren Weg fort, und hatten schon wieder einen Gegenstand gewählt, an dem sie ihre Barbarei versuchen wollten, als sie sich auf einmal von Linientruppen umgeben sahen. Itzt begann ein hitziges Gefecht. Die Strassenräuber boten alle Hartnäckigkeit auf; allein sie konnten nichts ausrichten. Einige blieben todt auf dem Platz liegen; einige wurden verwundet, 123 wurden gefangen, die Uebrigen zerstreuten sich und

entflohen. Unter den Gefangenen befanden sich 2 Weiber, viele Kinder, und selbst ein Munizipaloffizier. Dieser war einer der Haupträdelführer, und wie man nachher erfuhr, ein eifriger Jakobiner. Die Verbrecher wurden nach Saintes gebracht, und in die Gefängnisse geworfen. Man machte ihnen den Prozeß; allein man sah auch bald, daß die Jakobinerbrüder einander nicht im Stiche lassen, und für ihre Miethlinge mit äußerster Sorgfalt arbeiten; denn es verstrichen kaum einige Wochen, so wurden diese Verbrecher in Freiheit gesetzt, und wieder jenen unglücklichen Bürgern gleich geachtet, welche sie zuvor geplündert, und auf die grausamste Art gemißhandelt hatten.

Sieben und dreißigste Geschichte.

Tumult zu Lyon im Juli 1790.

Auch die Erscheinung der Assignaten gab besonders in französischen Handelsstädten Anlaß zu Volksempörungen und Aufständen, die selten ohne traurigen Folgen abliefen. In Lyon war dies der Fall. Die Arbeiter wurden mit Assignaten bezahlt, und diese konnten nicht ohne Verlust ausgewechselt werden. Am 17. Juli brach daher ein Tumult aus. Die Arbeitsleute, Handwerkspurschen, und Andere, welche sich über die Assignate beschwerten, rotteten sich zusammen, verlangten mit Ungestümm baar Geld, und ergaben sich während der Verwirrung dem Plündern und Morden. Das Schweitzerregiment Sonnenberg, welches zu Lyon in Besatzung lag, rückte aus, und konnte erst am andern Tag mit vieler Mühe die Ruhe wieder herstellen. Man glaubte nun vollkommen sicher zu seyn, indem man dafür hielt, daß die Häupter dieser Empörung entweder gefangen wären, oder sich durch die

Flucht gerettet hätten; allein man täuschte sich.

Ein Schweitzersoldat hatte am 19. Juli das Unglück, mit einigen Arbeitsleuten im Wortwechsel zu gerathen. Der Tumult begann von Neuem. Der Pöbel strömte Haufenweis herbei, schnaubte Rache und foderte Blut. Der unglückliche Schweitzer wurde zwischen zwo Laternen aufgehängt, und es begann eine Exekution, die Schaudern erregt. Man riß ihn, da er noch lebte, wieder herab, und schleppte ihn 3 Stunden lang unter gräßlichem Geschrei in den Strassen herum. Es erschien ein kleines Detachement der Nazionalgarde, um die Ordnung wieder herzustellen; allein, es entfernte sich auch bald wieder, und überließ den Unglücklichen der Wuth von mehr als 3000 der grausamsten Henker. Einige stießen und schlugen ihn mit Prügeln, Andere warfen ihn mit Steinen und Koth, noch andere verbrannten sein Gesicht mit brennenden Fackeln, und es war schon spät in der Nacht, da sich diese kannibalische Szene mit dem Tod dieses Unglücklichen endigte. Zum Unglück war der größte Theil des Schweitzerregiments an diesem Tage gerade von Lyon abmarschirt, um die gestöhrte Ruhe in der umliegenden Gegend wie-

wieder herzustellen, und hatte nur ein unbeträchtliches Detachement in der Stadt zurück gelassen, das zu schwach war, das tobende Volk in Respekt zu setzen.

Kaum hatte sich die Nachricht von diesem blutigen Auftritt in der Gegend verbreitet, als dieses Regiment sowohl als andere Truppen gegen Lyon aufbrachen. Der General la Chapelle führte sie an, und schon am 20. Juli näherten sie sich der Stadt. Der Pöbel gerieth über ihre Ankunft in neue Unruhe, und da er bereits alles in der Stadt in Furcht gesetzt hatte, wollte er sich gegen die anrückenden Truppen vertheidigen. Es wurden daher einige Kanonen auf die Wälle gepflanzt, alles bewaffnete sich und schickte sich zu einer hartnäckigen Gegenwehr an, und ohne die Klugheit des Herrn von Chapelle würde Lyon alle Greuel eines mit Grausamkeit und Erbitterung geführten Bürgerkrieges erfahren haben. Herr von Chapelle traf die Veranstaltung, daß ein beträchtliches Kommando seiner Truppen unter Begünstigung der Nacht sich in die Stadt schliech, und ein Thor eröffnete, wodurch der übrige Theil hinein marschierte. Dieses brachte Schröcken unter das Volk, und auf diese

Art schienen die Unruhen gestillt zu seyn — Doch auch diesmal täuschte man sich.

Während den vorigen Tumulten hatte der Pöbel auch die Zollhäuser geplündert und zerstöhrt. Herr Dervieu, Kommendant der Nazionalgarde kam dabei so ins Gedränge, daß er dem Volke versprach, er wolle es nicht zugeben, daß die Zollhäuser so lang er Kommendant wäre, wieder hergestellt würden. Dies diente auch zum Theil zur Beruhigung des Volks, und zur Beilegung des Tumults. Herr Dervieu, der hier mehr versprochen hatte, als er leisten konnte und durfte, sah bald darauf seinen Fehler und die Folgen ein, welche derselbe haben könnte. Er schickte daher am 24. Juli Abends der Municipalitätt seine Dimission, und reiste am 25. zeitlich früh von Lyon ab.

Kaum wurde dies in der Stadt bekannt, so versammelte sich der Pöbel wieder, und verlangte, daß Herr von Dervieu zurück gerufen, und in seinen Posten wieder eingesetzt werden sollte. Als man ihm sagte, Dervieu sey abgereißt, zog der ganze Haufe nach Oullins hin, wo Frau Dervieu, Mutter des Kommendanten wohnte, bei welcher man ihn zu finden glaubte. Allein Dervieu war nicht

da,

da, und der ganze Schwarm eilte nun unter gräßlichem Geschrey und Lärmen nach dem Stadthaus; man fand Gelegenheit die erhitzten Köpfe zu beruhigen. Aber am andern Tage nämlich den 26 wurde der Tumult größer. Der Pöbel versammelte sich auf dem Platze Bellecour, verlangte mit Ungestümm seinen Dervieu, wollte Waffen nnd Munition haben, und drohete, sich des Stadthauses, des Arsenals und des Pulvermagazins zu bemächtigen.

Die Gefahr war groß, und die Stadt sah einem neuen Blutbade entgegen. Die gutgesinnten Bürger griffen zu den Waffen, und vereinigten sich mit den Nazionalgarden. Der Maire, Herr von Sary, ein Greis von 78 Jahren, der eben krank darnieder lag, ließe sich auf das Stadthaus tragen. Er wollte die wüthenden Schwärmer anreden, allein man hörte ihn nicht, und stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn aus. Ein Offizier hatte den Muth, ihnen geradezu zu sagen, daß ihr Begehren ungerecht sey, und daß er, so lange er leben würde, sich aus allen Kräften dawider sträben würde, wenn man ihr Verlangen erfüllen wollte; der Pöbel fiel über ihn her, und würde ihn sicher in Stücke zerrissen haben, wenn nicht nach und nach sich mehrere

bewaffnete Bürger auf dem Stadthause eingefunden, und diesen Offizier (Herrn von Floissac) noch zu rechter Zeit den Mörderhänden entrissen hätten. Der Lärm wurde allgemein. Die Kaufleute sperrten ihre Läden, die Krämer ihre Buden, und alle Bürger ihre Häuser zu. Der Pöbel zog die Sturmglocke an; die Bürgerwachten vermehrten sich, und ein Kommando, welches Herr von Journel, ein Municipalitätsoffizier anführte, deckte das Zeughaus. Man pflanzte mit Kartätschen geladene Kanonen in den Gässen, und an den Thoren des Zeughauses auf, und erwartete so die Rebellen. Diese begaben sich von dem Platze Terreaux an dem Ufer der Rhone nach dem Platz Bellecour zurück, und da sie unterwegs einige Patrouillen entwafnet hatten, rannten sie nun mit 25 bis 30 Flinten versehen unter einem großen Geschrey durch die Lindenallee, und schienen den kürzesten Weg nach dem Arsenal einschlagen zu wollen. Die Patrouille zu Fuß und zu Pferd gieng ihnen entgegen. Jene von der Mordgesellschaft, welche bewaffnet waren, und Patronen hatten, gaben Feuer auf die Patrouille, welches aber nicht traf. Man antwortete ihnen darauf mit mehr Wirkung; einige von den Mördern wurden getödtet, und andere verwundet nach dem Spital gebracht. Die Patrouillen

wie=

wiederhohlten ihr Feuer von Zeit zu Zeit, und trieben dadurch die Rebellen in die Flucht, ohne sie jedoch zerstreuen zu können. Sie fuhren fort mit gräßlichem Geschrei Tod und Verwüstung zu drohen. Der Lärm dauerte bis in die späte Nacht. Endlich kam ein Regiment Linientruppen an, und machte für diesmal den fernern Ausschweifungen ein Ende.

Acht

Acht und dreißigste Geschichte.

Räubereien zu St. Germain. Ermordung des Pfarrers allda im Mai 1790.

Die verschiedenen Plünderungen und Verwüstungen, welche den ganzen Winter über in Frankreich fortdauerten, die verschiedenen Gewaltthätigkeiten des Pöbels und das eigenmächtige Verfahren, gewisser Personen von der herrschenden Parthei hatten, wie bereits an einem andern Orte gesagt wurde, wirklichen Getreidmangel in einigen Gegenden hervorgebracht. In andern Gegenden besorgte man ihn blos, und auch dies machten sich die Jakobiner zu Nutzen, um das Volk gegen einzelne Personen, besonders aber gegen den Adel und die Geistlichkeit aufzuhetzen.

Auch in St. Germain geschah dies. Die Einwohner, und die Leute der Umliegenden Gegend wusten, daß der Pfarrer einen ziemlichen Getreidvorrath liegen hatte, die Emissäre

der

der Jakobiner vergrößerten diesen Vorrath ins Unendliche, und mahlten dem Volke vor, die Aristokraten wollten das Volk durch Hunger zwingen, wieder in seine vorige Sklaverei zurückzukehren; sie kauften daher alles Getreid zusammen, ohne es jemals wieder zu verkaufen, und der Pfarrer sey der Inspekteur eines ungeheuren Magazins, welches aus eben dieser Absicht angehäuft worden wäre.

Es war noch kein wirklicher Getraidmangel in der dasigen Gegend; aber er ließ sich befürchten. Leute, die den Pfarrer genau kannten, sagen, es wäre ganz gewiß die Absicht deselben gewesen, seinen Vorrath bis zu einem wirklichen Mangel aufzubewahren, um dann seine Kirchkinder auf eine wohlthätige Art damit zu unterstützen. Sie erzählen, daß der nämliche Pfarrer im Jahr 1788 wo der Getreidmangel in der dasigen Gegend allgemein war, seinen ganzen Vorrath an die Einwohner des Kirchspiels unter der Hälfte des gewöhnlichen Preises verkauft habe.

Allein ein solches Angedenken wusten die Aufruhrsprediger bald zu vertilgen, und den Handlungen des Pfarrers über dies noch eine häßliche Gestalt zu geben. Kurz sie erhielten einen grosen Anhang und brachten das, wor-

auf

auf sie ihre Absicht gerichtet hatten, wirklich in Ausübung.

Gegen Ende des Mai rottete sich eine ungeheure Menge liederliches Gesindel zusammen, und fiel auf einmal den Pfarrhof an. Der Pfarrer, die Sanftmuth und Gelassenheit selbst, gieng dem stürmenden Haufen mit Freundlichkeit entgegen, und fragte, was man von ihm verlange? — Anstatt der Antwort erhielt der Geistliche viele hundert Stöße und Schläge. Man fragte ihn, wo er sein Getreid hätte, er wies ihnen den Schüttboden, und zeigte zugleich den Ort an, wo sie die Schlüssel dazu finden könnten. Ohne sich aber lange mit Aufsperren abzugeben, sprengte man die Thüre, und fand etwas über 100 Metzen Getreid in allem. Das ist nicht alles, schrieen die Unholden, und der Pfarrer betheuerte vor Gott, daß er nichts weiter von Getreid besäße. Allein daran kehrten sich die Bösewichter nicht. Sie wollten den Unglücklichen mit Martern dazu zwingen, daß er ihnen das große Getreidmagazin anzeigen sollte, wovon ihnen ihre Anführer so vieles vorgepredigt hatten; sie hängten ihn daher mit den Händen an einen Balken, rissen ihm alle Kleider vom Leibe, brannten ihn mit Stroh und Holz, durchstachen bald dieses bald jenes Glied, um ihn zum

Bekenntniß zu bringen; allein alles war vergebens. Man trieb die Martern so weit, daß endlich der unglückliche Geistliche unter den grausamsten Qualen starb.

Hierauf plünderte der rasende Pöbel das ganze Haus und die Keller, erbrach sodann die Kirche, und suchte in der Todtenkruft das vermeintliche Getreidmagazin. Alle Oerter, wo man nur nach der mindesten Möglichkeit etwas Aehnliches vermuthen konnte, wurden geplündert und verwüstet, und doch entdeckte man kein Getreidmagazin, weil dieß nur in der Fantasie der Räuber existirte.

Da der Lärm so lange dauerte, so kam einiges Militär herbei, welches aber nur mit vieler Mühe die Rebellen bändigen konnte. Die Rädelsführer hatten sich bei Zeiten noch aus dem Staub gemacht und von den übrigen erfuhr man durch einstimmige Aussagen, daß nicht nur der Pfarrer, sondern noch 20 Andere, theils Geistliche, theils Edelleute bestimmt gewesen wären, auf eben diese Art und unter eben diesem Vorwand hingerichtet zu werden, daß man sich in dem Pfarrhause, wo der Pöbel die geraubten Eßwaaren und den Wein sich so treflich schmecken ließ, zu lange aufgehalten hätte, und daß ihre Anführer sie immer

daran

daran erinnert hätten, daß noch mehr auszuführen wäre; sie hätten sich aber dadurch nicht stören lassen, und so wäre das Uebrige unterblieben.

Da der Bericht über diesen Vorfall in der Nazionalversammlung gelesen wurde, so beobachtete die Jakobinerparthie wider ihre Gewohnheit ein tiefes Stillschweigen; allein sie wußte es doch durch ihr Uebergewicht dahin zu bringen, daß die Räuber und Mörder bald darauf gerechtfertiget, und aus den Kerkern, wohin man sie zur gerichtlichen Behandlung gebracht hatte, in Freiheit gesetzt werden. Da sich die Rädelführer durch die Flucht gerettet hatten, so wurde gar nicht auf sie gedacht, und man kann auch keinen Befehl vorzeigen, welcher zu ihrer Verfolgung und Gefangennehmung gegeben worden wäre.

Nro. VI.

Neun und dreißigste Geschichte.

Verfolgungen und Krieg zwischen den Gesetzgebern Frankreichs selbst, im Jahr 1790.

In der Sitzung der Nazional-Versammlung vom 10ten Aug. entstand ein großer Streit zwischen den Mitgliedern, welche die Rednerbühne besteigen wollten. Jene, welche sich am meisten beleidiget zu seyn glaubten, foderten einander zum Zweikampf heraus, und begaben sich am 13. Aug. nach dem Wäldchen von Bologne, um sich zu schlagen. Es waren die Herrn Barnave und Cazales. Sie wählten Pistolen, und die Würfeln entschieden, wer am ersten schüssen sollte. Das Loos fiel für Herrn Barnave, und er schoß zuerst. Er fehlte; sein Gegner schoß hernach, und traf ebenfalls nicht. Man würfelte wieder,

und das Spiel gab Herrn Barnave noch einmal den ersten Schuß. Er drückte los, die Kugel fuhr seinem Gegner an die Stirn, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn der Hut desselben ihre Kraft nicht einigermassen geschwächt hätte. Indessen war die Wunde doch gefährlich, denn die mindeste hinzugekommene Entzündung konnte leicht die übelsten Folgen haben.

Dieß war nicht der einzige Auftritt dieser Art. Es vergieng fast keine Woche, wo nicht ein Paar französische Gesetzgeber einander auf Pistolen oder Degen schlugen. Dieß geschah aber nicht so in der Stille, wie man glauben könnte. Man wuste in der ganzen Stadt die Duellanten zu nennen, und schon vorhin ein Zeit und Ort des Zweikampfs zu bestimmen. Es strömte daher gewöhnlich eine Menge Menschen nach dem Kampfplatz hin, und man fand hier eben so, wie ehemals zu Rom, Vergnügen daran, wenn man Leute einander umbringen sah. Selbst Mirabeau bestand mehrere solche Abentheuer. Er schlug sich auf Degen und Pistolen so oft, daß er endlich des Kampfes müde wurde, und einem Herausfoderer geradezu sagte: „Ich werde an meine Komittenten schreiben, und sie fragen, ob sie mich wohl nach Paris geschickt haben,

ben, daß ich da einen Fechter abgeben und mich raufen soll.“

Der Raufgeist wurde unter den Gesetzgebern allgemein, und so zur Leidenschaft, daß sie sich weder in dem Versammlungssaale enthalten konnten, ihren kriegerischen Muth zu äußern.

In der Sitzung vom 21ten Aug. 1790 entstand ein plötzlicher Lärm. Gaupil de Preseln bestieg den Rednerstuhl, und las eine beleidigende Satire ab, die unter dem Namen Lambert von Fronteville gedruckt wurde. Lambert läugnete das nicht. Gaupil schilderte diese Schrift als ein Verbrechen gegen die Nazion, und Lampert wollte beweisen, daß es nur eine richtige Zeichnung ihrer Repräsentanten wäre. Die ganze linke Seite der Versammlung erhob sich nun, und schrie um Lamberts Bestrafung. Alles rannte, wie rasend, gegen den Rednerstuhl, alles wollte reden, und keiner wurde verstanden, weil alles zugleich schrie. Ein Gesetzgeber warf den Andern von der Bühne herunter; der Präsident klingelte, bedeckte sich; allein nichts wollte helfen. Herr v. Fauoigny, der eine besonders gute Lunge hatte, überschrie doch den ganzen Tumult, und sprach: „Da die Majorität mit der Minorität in ei-

nem offenbaren Krieg ist, so wollen wir lieber vom Leder ziehen, und mit dem Degen in der Faust einander beweisen, wer Recht hat." — Auch Mirabeau ließ seine Stimme hören, und rief dem Saalwächter zu: „Laßt das Volk herbeikommen, daß es seine Gesetzgeber zur Ruhe bringe." Der Tumult dauerte über eine Stunde.

Wer wundert sich nun noch über die Ausschweifungen eines Volks, wenn sich seine Beherrscher auf eine solche Art betragen. Doch damit diese Geschichte hier nicht allein stehe, setze ich noch eine andere von eben der Art her, und gebe dabei die Versicherung, daß ich mehrere Bände mit solchen Auftritten anfüllen wollte, wenn es die Absicht dieser Blätter wäre, sich blos darauf zu beschränken.

Es war im Anfange des Novembers 1790 als die zween Deputirten der Naz. Vers. Herr Karl Lameth und Herr Kastries aneinander geriethen. Da es einmal unter den Volksrepräsentanten Mode war, bei der mindesten Veranlassung einander zu schlagen, so konnte auch diesmal ein bloßer Wortstreit nicht anders als mit ein Paar Pistolen ausgemacht werden.

Am

Am 12ten November zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags verfügten sich beide auf das Marsfeld, jeder war von zween Zeugen begleitet. Man stritt anfangs heftig über die Waffen, welche man wählen wollte. Herr Castries glaubte als Beleidigter das Recht zu haben, die Waffen zum Streit wählen zu können, und bestand auf ein Paar Pistolen. Herr Lameth hatte nur seinen Degen bei sich, und wollte sich mit diesem schlagen. Man zankte lange; endlich gab Herr Castries nach, und der Streit begann. Da man sehr lebhaft einander zu Leibe gieng, so konnte das Gefecht nicht lange dauern. Herr Lameth bekam einen Stich in den Arm, der ihn außer Stand sezte, im Streite fortzufahren. Man mußte ihn nach Hauß tragen.

Kaum kam die Nachricht von diesem Zweikampf im Jakobinerklub an, so entstand darüber ein heftiger Tumult. Man trug in dieser Versammlung auf nichts weniger an, als die Wohnung des Herrn Castries zu plündern, und ihn an die Laterne zu hängen. Am andern Tage versammelte sich das Volk, rannte nach der Wohnung des Herrn Castries hin, und fieng an, zu plündern und zu verwüsten. Alles, was sich nur da befand,

fand, wurde zertrümmert und durch die Fenster geworfen. Es kam ein Detachement Kavallerie an, wobei sich Herr la Fayette selbst befand. Dieser predigte dem Volke den Gehorsam gegen das Gesetz; allein man lachte ihn aus. „Wie, schrien einige, wir sollen die Gesetze beobachten, und jene, die sie machen, beobachten sie nicht?“

Das Volk überließ sich noch ferneren Ausschweifungen. Im Palais Royal wurden die Nazionalgarden geprügelt, und in den Thuillerien ein alter Seeoffizier in eine Bassine geworfen.

Das, was am 12ten auf dem Marsfelde, in der Wohnung des Herrn Castries und im Palais Royal geschah, erfolgte auch am 13ten in der Nazional-Versammlung. Hier wurde in einer Abendsitzung verlangt, daß ein Dekret sollte gemacht werden, vermög welchem die Duelle verboten werden sollten. Der Redner zog in seinem Vortrage mit vielen Lästerungen gegen Herrn Castries los. Die linke Seite beklatschte seinen Vortrag; allein so gleich stand Herr von Ambly auf, und schrie: „Es ist falsch, daß Herr La-

meth

meth von Herrn Castries herausgefodert wurde. Ich bin Augenzeuge vom Gegentheil so wie mehrere Mitglieder dieser Versammlung — Man zischte ihn aus. Herr Roy schrie: „Nur Schurken können zu derlei Sachen lachen.“ Itzt wurde die Versammlung ein wahres Greuel der Verwüstung, und ein wahrer Kampfplatz der Klopffechter. Beide Seiten stürzten mit Häftigkeit auf einnander los. Man warf einander die gräßlichsten Verbrechen vor, gab einander alle erdenkliche Schimpfnamen, und drohte einander mit geballten Fäusten. Mirabeau bestieg den Rednerstuhl. Man wollte ihn herabreißen; er behauptete sich aber, und sprach: „Hab ich denn nicht das Recht, meine Verachtung gegen Leute zu äußern, welche die Befehle der Versammlung selbst verachten? Man erstaunt darüber, daß wir nicht im Stande sind, die Ordnung in unserm Vaterlande wieder herzustellen, man sollte vielmehr darüber erstaunen, daß die Versammlung in sich selbst keine Ordnung bringen kann. Darf man sich wohl nach solchen Auftritten noch wundern, daß das Volk ohne Rücksicht auf die Gesetze sich selbst Recht verschaft, wenn wir ihm mit solchen Beyspielen vorgehen?“

Die ganze Sitzung gieng mit solchen Lärm hin, und man glaubte, wie sich selbst ein Augenzeuge ausdrückte, nicht in dem Versammlungssaale der Gesetzgeber Frankreichs, sondern in einem römischen Amphitheater zu seyn.

Vier=

Vierzigste Geschichte.

Noth und Hunger; — Folgen der Revolution.

Die tausendköpfige Hyder, unter deren Pesthauch Frankreich dahin welkt, tobet von neuen, und gieſſet den Saamen des Verderbens auch in die kleinſten Adern des Reiches aus. In den Departements Cure und Loire rottet ſich das Volk bewaffnet nach Tauſenden zuſammen, um ſich als den Herrn des Landes zu zeigen, und die Lebensmittel auf einen ihm beliebigen Preis herabzuſetzen. Schaarenweis und Tumultuirend erſcheinen die Ziegelloſen auf den Marktplätzen, und zwingen die Verkäufer, ihre Waare um einen Preis hindannzugeben, der ihnen ſo eben der Anſtändigſte zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt die Urſache, warum nur wenige Käufer, und dieſe mit Gewalt hingezogen, die Märkte beſuchen. Nothwendig muß daher auch eine übermäßige Theurung jedes Lebensbedürfniſſes entſtehen, und Noth und Hunger im Volke herrſchen; denn der in-

nere Getreidhandel ist gestört; die Getreidfuhren werden angehalten, und geplündert. Der Landmann wüthet und raset, und eilet, mit brennender Fackel in der Hand, Städte in Brand zu stecken, und die schlafenden Magistrate mit Dolchen zu wecken. Die Stadt Chartres erfuhr bereits dieses Schicksal. Fünfzehntausend hungernde Franzosen überfielen sie im November v. J. und legten ihre Thürme zur Erde, und aßen verbranntes Brod auf den Ruinen der Palläste der Großen. Mehr als 6000 Menschen versammelten sich bei **Courville**, alle mit Flinten, Sensen, Beilen und Hacken bewaffnet. Schrecklich schallten ihre Stimmen. Männer, Weiber und Kinder heulten gräßlich, und schrieen um Nahrung. Die Repräsentanten des Volks wurden erschlagen; Kommissäre in den Fluß gestürzt, Militär-Magazine eröffnet, und die Getreidfässer unter die Menge vertheilt. — Es ist unmöglich, den jammervollen Zustand, in welchem sich der gemeine Mann Frankreichs befindet, nach der Natur zu schildern. Beraubt von seinen Söhnen, die man ohne Rücksicht zum Heere nimmt, ist der Vater außer Stand gesetzt, seine Felder zu bestellen. Unübersehbare Striche Landes liegen unangebaut, wüst und öde. Wo sonst ährenreiches Korn prangte, und schwerer Weizen von der

Wohl-

Wohlhabenheit der Gegend zeugte, da schießen nun Disteln hervor. Gärten und Weinberge, diese Fundgruben des fleißigen Landwirths, haben sich itzt in bange Heiden, und magere Hügel umwandelt; denn es gebricht an Händen, die die Erde urbar machten. Der Hausvater, gebeugt vom Alter, jammert in seiner einsamen Stube, und höret mit Entsetzen das Geheule seines Viehes, das aus Mangel an Fütterung dahin sinkt; oder dessen Anzahl er verringern muß, weil er desselben nicht zu warten vermag. — So fällt denn eine Haushaltung nach der andern, und Hunger und Theuerung schlagen ihre Wohnsitze im Lande auf.

Dazu gesellen sich nun auch die treuen Gefährten derselben — Raub und Meuterei. Unsicher ist die Straße. Banden, die von Hunderten bestehen, stürzen auf Reisende her, und rauben und morden ohne alles Gefühl der Menschlichkeit. Wo ein Schorstein raucht, dahin wollen, vom Hunger gepeitscht, die Bewohner der umliegenden Dörfer, und reissen das kümmerlich erworbene Labsaal von dem Munde manches Siechen, manches Kraftlosen. Im Dorfe Lombrai, dessen Jünglinge man alle, nicht einen ausgenommen, ihren Vätern nahm, und Soldat zu werden

zwang

zwang, dessen ältere Einwohner verzweiflend dahin zogen in Gottes weite Welt; das nur Kranke noch und schwache Weiber beherbergt; wo man nichts als Aechzen und Klagetöne manchmal hört; wo Gottes Fluch in seinem Grimme zu wirken scheint; — in diesem Dorfe fiel ein matter winselnder Greis über einen von ohngefähr bei dem baufälligen Häuschen vorüberlaufenden Hund her, der auf irgend einem Anger ein moderndes Stück Fleisch gefunden hatte, und balgte sich mit demselben um die Beute. Der Hund, noch schwächer als der freie Franzose, ließ das Fleisch aus seinem Munde, und der Republikaner verzehrte es mit Heißhunger. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß der Städter besser daran sey. Der ausgemärgelte Landmann ziehet hieher, in der Absicht sein Leben innerhalb der Ringmauern zu retten. Lottergesinde sammelt sich hier mit jedem Tage, entschloßen, der Freiheit sich zu bedienen, und das Recht der Uebermacht auszuüben. Beide, nun vereint mit einander, erbrechen Schlößer, und richten in wenigen Stunden Familien zu Grunde, die viele Jahre an ihrem Glücke arbeiteten. Heute gehet der Bürger wohlhabend zur Ruhe, und stehet des Morgens als Bettler auf. Heute erholt sich eine Familie vom Schreck des Aufruhrs, und

glaubt

glaubt sich in Sicherheit, zurückgezogen in ihr friedliches Gemach. Doch morgen schon brennet die Decke des Hauses, und ein Steinhaufen ist das Werk, das mit Sorgen und Mühe erbauet wurde. So ruft die Revolution Galliens Jammer und Elend in die Gefilde desselben. So werden Grundfesten angelegt, auf denen Völkerglück ruhen soll. Unglückseliges Frankreich! Land, ohne Rettung verloren, wie weit ist es mit dir gekommen. Völker? — Die ihr Könige und Fürsten habt, die für Ordnung unter euch besorgt sind, schützet, liebt sie; denn der Herr gab sie euch, damit sie wachen über eure Schritte.

Ein=

Ein und vierzigste Geschichte.

Die Landschaft Blois durch die Revolution zu Grunde gerichtet; als Fortsezung des voranstehenden Aufsatzes.

Wenn Fabriken und Manufakturen stille stehen, der Kaufmann sein Gewölbe sperren, und der Handwerksmann seine Werkstätte schließen muß; Wenn Speicher von Räuberhänden geleeret, und der Ackersmann vom Pfluge hinweggerissen wird; Wenn zahlreiche Familien ihren Ernährer, ihren Versorger verlieren, und niemanden haben, der da wache für ihr Wohl; Wenn sonst fruchtbare Saatfelder öde liegen, wo ja noch ein Korn keimet, solches von herumziehenden Horden in den Staub getreten wird; so kann man sich wohl nicht wundern, wenn Noth und ihre Schwester Verzweiflung sich der Einwohner eines solchen Landes bemeistern. — Dieß ist ungefähr ein Bild des jammervollen Zustandes, in dem sich gegenwärtig das noch vor

kurzem

kurzem blühende Frankreich befindet. Keine seiner Provinzen geniesset mehr des Segens, dessen sie sich in den Tagen der Ordnung zu erfreuen hatte. Allenthalben herrschet Mangel; allenthalben scheint das Elend zu thronen. Blois, eine Landschaft, die man sonst das Paradies Frankreichs nannte, kennet der Reisende nicht mehr. Die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Gegend bevölkerte sie so, daß sie jede andere übertraff. Wo man hinblickte, entdeckte man Beweise des Fleißes, der Industrie. Auf dem Gesichte des Bauers Lächelte Zufriedenheit mit seinem Stande, und der Bürger war zu beneiden; denn er saß dem Glücke im Schooße. Der Herr machte glücklich seinen treuen Diener, und dieser, kummer- und sorgenlos, diente ihm mit Freuden, und würde sein Leben hingegeben haben, wenn es jener gefodert hätte. Die Bande der Eintracht knüpften Hohe und Niedere aneinander. Handel und Wandel wurden in diesem Eden mit einer Art Thätigkeit betrieben, die Bewunderung bei jedem Fremden erregte. So war Blois Zustand! Doch itzt — o es ist traurig und niederschlagend Menschenjammer in Worte zu kleiden. — Abgesandte des Pariser Volks brachten den Zunder des Aufruhrs in dieses von der Natur so sehr begünstigte Gefilde;

sprachen

sprachen mit vollen Backen von dem Werthe der Freiheit, von dem Glücke der Unabhängigkeit, von dem Himmel der Gleichheit; und siehe! bald verließ der Arbeiter sein Tagewerk; dem Herrn sprach der Diener Hohn, der Saatmann floh von dem Ackerfelde, der Winzer warf die Spate hinweg — und rebezirte, mordete, stahl. Alles Gewerbe gerieth in Stocken. Der Kaufmann sah seine Waaren in Diebeshänden, und unvermögend gemacht Zahlungen zu leisten, verlor er seinen Credit, und ward Bettler. Der Fabrikant, verlassen von arbeitenden Händen, feierte — und darbte. Der Adeliche, der Reiche, wurden beraubt, oder flohen mit ihrer noch geretteten Habe. So verfiel Blois und ist nun die Schaubühne der äußersten Noth, des größten Elends. Erbärmlich ist das Heulen des Hungers und das Flehen und Schreien nach Brod. Mit Gras und Wurzeln sättigten sich die Einwohner dieser verödeten Provinz. Es ist nichts seltenes, Todte zu finden, aus deren Munde noch ungenießbare Sachen hervorragen, deren Genuß sie tödtete. Auf den Angern ziehen Schaaren umher, und suchen halb vermodertes Aas, und freuen sich des scheußlichen Fundes. Unfählige Familien findet man leblos in ihren Häusern; der Hunger verzehrte sie. Viele, die auf der

Straße

Straße Nahrung suchen, fallen tod darnieder. Viele, hingerissen von Verzweiflung, entleiben sich auf öffentlichen Plätzen. Mütter liegen mit Säuglingen an ihren leeren Brüsten da, ohne Bewußtseyn, ohne Leben. **Loumari**, ein sonst wohlhabender Handelsmann, ist so tief gesunken, daß er Mörder seiner drei Kinder ward, die ihn mit thränenden Augen um ein Rindchen Brod baten. Ein anderer Bürger hackte seiner Gattin, die, um ihren Hunger zu stillen, ihm ein Stückchen Brod nahm, beide Füsse ab, und warf sie ihr unter donnernden Flüchen zum Genuße vor.

Kein Tag geht vorüber, der sich nicht mit solchen Greueln auszeichnete. Die eine Helfte des Volks verläßt ihre Wohnungen, und fliehet aus dem Thale des Jammers. Die andere verdirbt und verzweifelt. Und dieses unbeschreibliche Elend, diese beispiellosen Trübsaalen betreffen nicht allein die Menschen zu und um **Bois**, sondern auch die zu **Sedan, Donchern, Mezieres, Charleville,** und **Rocroy.**

O der herrlichen Früchte der Freiheit!

Ich kann nicht umhin, diesen Aufsatz mit folgender Stelle zu schließen:

Schön bist du, heilige Ordnung, Tochter Gottes! Abglanz der ewigen Weisheit! und glücklich ist das Volk, in dessen Mitte du thronest, unter dem du einherwandelst wie der Engel des Lichts, sanft und friedlich, ernst und tröstend. Rosen blühen unter deinem Fußtritte, und die duftende Lilie schießt an deiner Seite hervor. Die Göttin des Ueberflußes folgt deinen segnenden Schritten, und schüttet ihr Füllhorn aus, zum Beweise deines Daseyns. — Göttliche! nie weiche du von uns! Angenehm ist unter deinem Schutze zu wohnen, und holdselig sind deine Kinder, die du uns zu Gespielen giebst. Fern bleibe von uns der Dämon der Zwietracht, der Uneinigkeit, der Gottesvergessenheit! Dornen und Disteln wachsen auf seinem Wege, und Abgründe bereitet er für seine Söhne.

Zwei und vierzigste Geschichte.

Aufruhr in Nancy im August 1790. Französische Justiz im Jahr 1792.

Gleich nach Entstehung der Revolution in Frankreich machten es sich auch die gemeinsten Leute zu ihrem Berufsgeschäft, über die Angelegenheiten des Staats, über zu machende Einrichtungen, über zugebende Gesetze zu deliberiren. Das Auffallendste dabei war immer, daß man beim Deliberiren nicht allein stehen blieb, sondern überdies auch noch die ungereimtesten Dinge, die da beschlossen wurden, alle in Ausübung bringen wollte. Diese Raisonierseuche ergriff auch die Soldaten. Sie errichteten Klubbs, wie das allgemein Mode war, und berathschlagten da über Staatsaffairen. Solche Berathschlagungen

hatten schon zuvor zu Metz, zu Toulon, zu Barle Duc Anlaß zu Aufständen gegeben, welche sich mit Blutvergießungen endigten. Itzt brach auch zu Nancy, wo das Regiment des Königs in Garnison lag, darüber ein Tumult aus.

Schon lange zuvor hatten die gemeinen Soldaten daselbst einen Klub formirt. Hier wurde ein Ausschuß gewählt, der die Militairgesetze, ein anderer, der die übrigen Staatsangelegenheiten untersuchen, beurtheilen und verbessern sollte. Man kann sich leicht denken, was da herauskam. Der militairische Ausschuß gieng so weit, daß er dem versammelten Klub erklärte, die Regimentskasse sey ein Eigenthum der Soldaten, und es gebühre sich, daß die Gemeinen selbe in ihrer Verwahrung hätten. Mit diesem Entschluße nun wurde eine Deputation an den Regimentskommendanten, und das Offizierskorps abgeschickt, welche aber, statt eine Antwort zu erhalten, ins Stockhaus geschickt wurde. Die Soldaten erfuhren dies kaum, als sie das Gewehr ergriffen, hineilten, und ihre Kameraden in Freiheit setzten. Vom Stockhause marschierte das Regiment vor die Wohnung des Kommendanten, erbrach die Thore mit

Gewalt

Gewalt, und bemächtigte sich einer Kasse von 450,000 Livres.

Kaum ertönte die Nachricht von diesen Tumult in der Gegend, als zwei Regimenter, nämlich das Schweitzerregiment Chateauvieux und das Regiment Westre de Camp nach Nancy beordert wurden, um die Rebellen im Zaum zu halten. Sie kamen an, und gleich beim Einmarsch in die Stadt wurden zween Soldaten vom Chateauvieux arretirt, weil sie sich beigehen ließen, den Rebellen ihren Beifall auf eine lärmende Art zu erkennen zu geben. Das Regiment des Königs nahm dies im höchsten Grad übel. Alles griff zu den Waffen, man stürmte auf das Gefängniß los, mishandelte unterwegs alle Offiziers, die dagegen Vorstellungen machten, setzte die 2 Arrestanten in Freiheit, und führte sie im Triumph in der Stadt herum. Hierauf wurden alle Wohnungen der Offiziers vom Regimente des Königs geplündert. Die Offiziers entfernten sich auch grösstentheils, und eilten nach Paris.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen fieng auch das Schweitzerregiment an, Klubs zu formiren, und über die Regimentsangelegenheiten zu berathschlagen. Um die

Gemüther zu beruhigen rief Herr Malseigne ein Regimentsgericht zusammen, wobei die Rechnungen, über welche sich die Soldaten beklagten, ins Reine gebracht, und dem Regimente publizirt werden sollten. Bei der Publikazion machten die Soldaten alle Anstalten zu einem allgemeinen Tumult. Herr Malseigne bemerkte ihr Vorhaben, aber er wollte alles versuchen, um sie in Ordnung zu erhalten. „Ich will euch, sprach er, keine Gesetze vorschreiben; allein ihr werdet mich darum auch nicht verdenken, wenn ich mir von euch keine vorschreiben lasse. Ich bin euer Freund, euer Bruder. Ich stehe hier in eurer Mitte; übergebt mir eure Klagen, und ich versichere euch, bei der Ehre, die mir von jeher so lieb war, daß ich selbe, und sollten sie selbst mich betreffen, so wie sie sind, dem König vorlegen werde. „Das wollen wir nicht, schrien die Soldaten, wir wollen Geld, wir wollen unsere Kassa.“ Gegenwärtig, erwiederte Herr Malseigne, habt ihr kein Recht darauf. Gebt mir eure Klagpunkte, und der Kriegsrath wird entscheiden, ob ich euer Verlangen erfüllen darf oder nicht. „Wir wollen Geld, schrien die Soldaten, und keine leeren Ausflüchte. Das Geschrey verdoppelte sich, der Tumult wurde allgemein, Herr Malseigne wollte sich entfernen, da er

kein Wort mehr aufbringen konnte. Die Schildwacht trat ihm in den Weg und sprach mit trotziger Miene. „Sie werden sich nicht entfernen!“ In dem nämlichen Augenblick setzte ihm ein Grenadier das Bajonnet auf die Brust. Herr Malseigne zog den Degen, und verwundete ihn; ein anderer Grenadier hob den Säbel gegen ihn auf; er schlug ihm selben aus der Hand, drang mit Hülfe eines Offiziers mitten durch die Soldaten, die ihn arretiren wollten, und suchte bei dem Stadtkommendanten Herrn von la Noue einen Zufluchtsort.

In Nancy wurde gleich nach diesem Auftritt alles in Bewegung gesetzt. Die ganze Garnison, die Nazionalgarde und ein großer Theil der Bürgerschaft traten unter die Waffen, man zog die Sturmglocke an, der Pöbel versammelte sich und zog unter dem Gesange ça ira mit allerley Mordgewehren versehen, durch die Strassen. Herr Malseigne hatte das Glück, unbemerkt das Thor zu erreichen, und entkam auf einem Pferde nach Luneville. Kaum merkten dies die Soldaten von Chatevieux, so bemächtigten sie sich der Pferde des Regiments Mestre de Camp, und die Grenadiere eilten nun, um ihn einzuholen. Da Herr Malseigne eher zu Luneville

ankam, so nahm er die daselbst in Garnison liegenden Karabiniers, fiel über die neue Schweitzer Kavallerie her, tödtete davon mehrere, machte über 13 Gefangene, und zerstreute die Uebrigen.

Während als sich dies bei Luneville zutrug, hatten sich die Rebellen in Nancy des Stadtkommendanten Herrn von la Noue bemächtigt, und ihn ins Gefängnis geworfen. Zween Offiziers, die ihren Chef vertheidigen wollten, wurden in Stücke gehauen. Eben kam der Major der Pariser Nazionalgarde Pechetoche an, und brachte das Dekret, daß die gemeinen Soldaten keine Klubs formiren sollten. Man hielt seinen Wagen auf der Strasse an, und schleppte ihn ebenfalls in einen tiefen Kerker. Nun überließen sich die Soldaten allen erdenklichen Ausschweifungen. Alles, was es zuvor mit den Offiziers gehalten hatte, wurde geplündert, gemishandelt, oder getödtet. Nancy war damals eine Schaubühne von den grösten Greuelthaten.

Bei allen ihren Ausschweifungen dachten die Rebellen doch auf Vertheidigung. Sie wählten unter sich einen Generalen, versahen sich mit scharpfen Patronen, führten Kanonen auf, und schickten sogar eine Deputazion

nach Metz, um die dasige Garnison einzuladen, sich mit ihnen zu vereinigen.

Unterdessen wurde Herr von Bouille, Kommandant von Metz, bevollmächtiget, die Ruhestöhrer mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Er versammelte daher einige tausend Mann Infanterie und Kavallerie, und einige Hundert Nazionalgardisten, und rückte mit selben gegen Nancy vor. Am 31. Aug. stand er mit seinen Truppen vor der Stadt, und lies um 7 Uhr früh die Regimenter auffodern, sich zu ergeben. Sie verlangten eine Kapitulazion. „Mit Rebellen, sagte Herr von Bouille, kapitulirt ein französischer General nicht, und wenn ihr nicht binnen zwo Stunden vor die Stadt ausrücken und eure Gewehre hier in dieser Ebene niederlegen werdet, so werde ich in die Nothwendigkeit gesetzt seyn, Gewalt gegen euch zu gebrauchen.“ Das Regiment des Königs und von Mestre de Camp gehorchten; aber das Schweitzerregiment Chateauvieux wollte nicht nachgeben. Es besetzte das Thor, und drohte den anrückenden Nazionalgarden, auf sie zu schiessen, wenn sie nicht sich zurückziehen würden. Der Kommandierende ließ vorwärts marschieren; die Schweitzer machten das erste Feuer auf die Nazionalgarde, welches diese im beständigen Vorrücken

erwiederte. Nun begann das Handgemeng. Wäre Herr von Bouille nicht noch zu rechter Zeit herbeigeeilt, so würde das Blutbad noch größer gewesen seyn; er nahm aber mit seiner Kavallerie eine so geschickte Wendung, daß er das Schweitzerregiment in verschiedene Abtheilungen zertrennte, die nachher um so eher gebändiget und entwaffnet wurden. Indessen wurde doch viel Blut vergossen. Herr von Bouille selbst giebt seinen Verlust auf 300 Mann an. Von dem Schweitzerregimente wurde die Hälfte getödtet, und die andere Hälfte gefangen genommen. Die Nazionalgarden verlohren 100 Mann.

Herr von Bouille befand sich während dem Gefechte immer da, wo die Gefahr am größten war. Eben wollten die Rebellen eine Kanone auf ihn losbrennen, als Herr Desilles, Offizier vom Regimente des Königs, vor die Mündung trat, und den Rebellen zurief: „Eher müßt ihr mich erschüssen, als ihr ihn treffet!“ Wirklich verhinderte er dadurch das Abfeuern der Kanone, erhielt aber in dem Augenblicke 4 Flintenschüsse, woran er nachher starb. Herr von Bouille verdankt dieser kühnen That sein Leben.

Es ist zuvor gesagt worden, daß die beiden Regimenter des Königs und Mestre de Camp ihre Gewehre gestreckt haben. Es blieben jedoch einzelne Soldaten davon bei den hartnäckigen Schweitzern, zu welchen sich auch ein Theil der Nazionalgarde von Nancy, und viele Leute vom Pöbel gesellten. Nach Endigung des Streits wurden sogleich die beiden erstern Regimenter, nach andern Ortschaften beordert, nachdem man die Rädelführer davon abgesondert, und in sichere Verwahrung gebracht hatte. Die gefangenen Schweitzer wurden aber, so wie viele von der Nazionalgarde und dem Pöbel zu Nancy eingesperrt, und sogleich ein Kriegsrath von den Offiziers der Schweitzer zusammengesetzt, welcher 128 Soldaten von Chateauvieux für schuldig erkannte, und verurtheilte. Der Anführer der Rebellen wurde lebendig gerädert, nachdem ihm vorher die Hand abgehauen war; 22 wurden gehenkt, 42 zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und die Uebrigen auf verschiedene Art bestraft. Die Schweitzerkantons bestätigten dieses Urtheil, und ersuchten die Naz. Vers., daß es ja sicher zur Verhütung aller ähnlichen Ereignisse vollzogen werde. Sie erklärten überdies alle, welche nur den mindesten Antheil an dieser Rebellion hatten, für infam.

Die ganze übrige Welt schenkte dem Betragen des Marquis von Bouille ihren Beifall. Nur die Jakobiner, die alles, was die Erhaltung der Herstellung der Ruhe zum Endzweck hat, als eine Kontrerevoluzion verschreien, waren misvergnügt darüber. Bekanntlich bestand die linke Seite der Naz. Vers. grösstentheils aus Jakobinern. Bei Ablesung des Berichts von Herrn von Bouille herrschte auf dieser Seite ein dumpfes Gemurmel, welches hinreichend zu erkennen gab, daß sie mit demselben unzufrieden wären. Am 2. Sept. Abends that Robespiere im Jakobinerklub den Vorschlag, man solle dem Marquis von Bouille den Prozeß machen, weil er nach Nancy marschirt sey und Menschenblut vergossen habe.

Wenn die Jakobiner ihre Sitzungen halten, so sind immer einige tausend Müssiggänger in Bereitschaft, sich auf den ersten Wink zu versammeln, und die Entschlüsse des Klubs in Ausübung zu bringen. Dies geschah auch dazumal. Kaum wurde der Antrag gemacht, so wiederhallte auch die Stimme des Redners bei dem immer zu Ausschweifungen geneigten Pöbel. Er versammelte sich, lief wie rasend durch die Strassen, und verlangte den Kopf des Marquis von Bouille. Der Tumult wurde so zu sagen allgemein; das Geschrei um den Kopf

des

des Herrn von Bouille verdoppelte sich. In den Thuillerien nahm ein alter Offizier mit eisgrauen Haaren die Parthei des Herrn von Bouille, und stellte dem tobenden Haufen vor, daß man ihm für seine Bemühungen vielmehr danken sollte; der Pöbel fiel über den Greis her; schon wurden Anstalten gemacht, ihn an die Laterne zu hängen, als noch zu rechter Zeit ein Detachement Nazionalgarden herbeikam, das Volk zerstreute, und ihn halbtod in Sicherheit brachte. Im Palais Royal gieng es nicht besser. Dort fiel man über einen Offizier her, der kurz zuvor in einem Kaffehause viel Rühmliches von Bouille gesprochen hatte, und warf ihn in eine Bassine, woraus er sich nur mit Lebensgefahr retten konnte. Man kann sichs kaum vorstellen, wie weit der Pöbel seine Ausschweifungen trieb. Die ganze Pariser Nazionalgarde muste mit Kanonen ausrücken, um die Ruhe wieder herzustellen.

Die Schweitzer in Paris beweisen bei dieser Gelegenheit, daß sie noch immer jene Treue beibehalten, die ihnen von jeher eigen waren. Sie schickten am nämlichen Abend eine Deputazion an die Naz. Vers., welche verlangte, daß das Schweitzerregiment Chateauvieux wegen seinen wiederholten Ausschweifungen bestraft und dann verabschiedet werde. „Durch Eintracht

und

und Aufrichtigkeit, sagte der Redner, hat sich unser Vaterland in Freiheit gesetzt, und durch so lange Zeit behauptet. Eben unser Vaterland stellte uns auf den Posten, wo wir uns itzt befinden, und gab uns die Anweisung, mit Eifer und Treue zu dienen. Es würde eine ewige Brandmarkung für die Schweitz seyn, wenn Verbrechen dieser Art in einem Lande unbestraft bleiben sollten, dem wir so viel zu verdanken haben."

Der König und die Naz. Vers. schenkte indessen dem Marquis von Bouille den verdienten Beifall, und die Jakobiner sahen hier abermals einen ihrer Pläne vereitelt, den sie sogern durchsetzen wollten. Sie mochten also schreien, und ihre Miethlinge lärmen lassen, wie sie wollten, so wurde doch die Strafe an den für schuldig erkannten Soldaten vollzogen. Es ist aber schon oft in diesen Blättern angemerkt worden, daß diese Gesellschaft ihre Anhänger nicht verläßt, sondern sie auf alle erdenkliche Art zu schützen und zu retten sucht. Die zur Galeerenstrafe verurtheilten Schweitzer wurden nach Brest abgeführt und an die Ruderbänke geschmiedet. Die Jakobiner machten bald diesen, bald jenen Versuch um sie zu retten; sie erregten ihrentwegen verschiedene Tumulte, die mehrern Menschen das Leben kostete; allein

lein es wollte ihnen hier nichts gelingen. Indessen vergaßen sie doch nicht auf ihre Schutzkinder. Das ganze Jahr 1791 verstrich, und es wollte sich nichts geben. Denn so mächtig auch die Jakobinerparthei zu jener Zeit schon war, so hatte sie doch noch nicht die ganze Gewalt in den Händen, da es in der Naz. Vers. viele Männer von Ansehen gab, die ihren Entwürfen Hinderniße in den Weg zu stellen wußten, und da der König doch noch einige Macht hatte. Die neue Naz. Vers. trat nun an die Stelle der vorigen. Schon bei der Wahl der Deputirten wirkten die Jakobiner, und es wurden gröstentheils nur Leute dazu gewählt, die mit Leib und Seele ihnen ergeben waren.

Kaum war diese neue Legislatur beisammen, so kamen auch die auf den Galeren befindlichen Schweitzer wieder in Anregung. Da Marquis von Bouille ausgewandert war, und also überall als ein Beförderer der Gegenrevoluzion verschrieen wurde, so hatten diese Beschützer der Schurken und Verbrecher einen Vorwand mehr, die Sträflinge zu rechtfertigen und auf ihre Befreiung zu dringen. In der Naz. Vers. kam diese Sache binnen 3 Monate öfters zur Berathschlagung. Die Jakobiner trugen darauf an, daß die Verbrecher von

Cha=

Chateauvieux in Freiheit gesetzt, unter die Zahl der französischen Bürger aufgenommen, und ihrer Befreiung wegen besondere Bürgerfeste gefeiert würden. Es gab doch noch Leute von Ehrgefühl in der Versammlung, die das Schändliche eines solchen Verlangens einsahen, und sich der Bewilligung desselben aus allen Kräften widersetzten; allein sie konnten das, was die einmal herrschende Parthei begehrte, nur etwas verzögern, nicht aber verhindern. Im März 1792 beschloß die Naz. Vers. die Befreiung der Rebellen, erkannte sie als französische Bürger, und gab ihre Einwilligung dazu, daß ihnen zu Ehren ein bürgerliches Fest veranstaltet würde.

Die Rebellen kamen also nach Paris, und wurden in den Saal der Naz. Vers. eingeführt. Ein eifriger Jakobiner war ihr Redner, und die herrschende Parthei brachte es hier so weit, daß sie eingeladen wurden, unter den Gesetzgebern Frankreichs Platz zu nehmen. Ein Mitglied der Naz. Vers. sprang von seinem Sitze auf, und sprach: „Unter Leuten, die das Gesetz gebrochen, und die Dekrete dieser Versammlung mit Füssen getreten haben, darf ein Repräsentant der französischen Nazion nicht sitzen. Es würde das Ansehen haben, als ob er mit Mördern und Räubern Gemeinschaft

pflege.

pflege. — Gehet hin in die Höhlen und Wälder, suchet die Bösewichter zusammen, die dort sich vor den Augen der Gerechtigkeit verbergen, bringt sie hieher, dieß wird eine Gesellschaft seyn, die ihrer würdig ist." — „Nein, rief ein Anderer, sie sind schon am rechten Orte, laßt sie ruhig sitzen, und wir, wir wollen hingehen und unser Vaterland beweinen, wo die Tugend zu Boden getreten, und das Laster gekrönet wird." — „Mit den Mördern meines Bruders will ich nicht länger unter einem Dache bleiben, rief wieder Einer, sehet, dort ist der, welcher ihm den letzten Streich versetzte." Viele Deputirte giengen also davon. Einer der letzten, welcher sich von dieser Schandszene entfernte, sprach im Hinausgehen. „Nun meine Herrn schreiten Sie zu ihren Beratschlagungen, machen Sie Gesetze. Diese Leute da werden ihnen manchen guten Rath ertheilen können.

Die meisten Deputirten, welche sich auf diese Art den Jakobinern widersetzten, wurden noch an selbem Tage von dem Pöbel gemißhandelt. Die Jakobiner triumphirten also, und es wurde bald darauf den Rebellen von Chateauvieux ein Fest gegeben, das Tausende kostete, und wobei diese Rebellen als Halbgötter verehret wurden.

Gegen ihre Rebeller zeigten sich die Schweizer in der Folge sehr dankbar. Wo es jemanden auf Anstiften der Jakobiner zu plündern oder zu henken gab, waren diese Schweizer immer am ersten bei der Hand. Der Verfolg dieser Geschichten wird uns noch einigemal auf die Soldaten von Chateauvieux führen, und uns ganz überzeugen, daß es wahre Schurken, Diebe und Mörder waren, welche die Ehre der Sitzung unter den französischen Gesetzgebern genossen.

Drey und vierzigste Geschichte.

Unruhen und Mordszenen in Perpignan im Dezember 1790.

Da nach Entstehung der Revoluzion in Frankreich überall Unruhen ausbrachen, und Ausschweifungen begangen wurden, so verfielen die Einwohner von Perpignan auf den Gedanken, eine Gesellschaft zu errichten, und auf die Erhaltung der Ruhe in ihrer Stadt gemeinschaftlich aufmerksam zu seyn. Diese Gesellschaft kam bald zu Stande, und der Erfolg bewies, daß ihre Mitglieder rechtschaffene Männer waren; denn obgleich rund umher ein grausames Feuer der Rebellion wüthete, so blieb doch Perpignan von allen Verwüstungen desselben befreyet.

Mit neidischen Augen blickten die Jakobiner auf diese ruhige Stadt, und konnten es gar nicht ertragen, daß sie noch nichts von den Wirkungen der Anarchie empfunden hätte.

Sie schwuren ihr Verwüstung, und realisirten ihren Schwur. Man wird sich leicht denken können, welcher Waffen sie sich bedienten. Sie schickten ihre Emissaire dahin, um Unruhen zu stiften; die Bürger erriethen die Absichten dieser Fremdlinge, und jagten sie fort. Es kamen neue Propagandisten in Perpignan an, die sich so viel möglich versteckt hielten, und im Geheim sich einen Anhang zu verschaffen suchten; doch auch diese mußten ihr Vorhaben aufgeben, und sich unverrichteter Sache davon machen, wenn sie nicht die nämliche Behandlung erfahren wollten.

Indessen ruhten die Jakobiner doch nicht; sie hatten sichs zum Grundsatz gemacht, von dem, was sie sich einmahl vornahmen, nicht abzulassen, und diesem Grundsatz blieben sie auch dießmal getreu. Sie versuchten alles Erdenkliche, um ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. — In der Grafschaft Roußillon, worin Perpignan liegt, hielten die Jakobiner eben so, wie überall, ihre Banden, die sich mit der Ausführung ihrer Pläne beschäftigten, und von Plündern lebten. Diese Leute wurden nun in Bewegung gesetzt, um auch die Stadt Perpignan, die Geisel des Aufruhrs fühlen zu lassen.

Un=

Unbemerkt schlichen sich eine Menge Vagabunden in diese Stadt, und suchten sich Anhang unter den städtischen Müssiggängern. Die Jakobiner hatten die Veranstaltung getroffen, daß die Linientruppen, die zu Perpignan in Garnison lagen, anders wohin beordert wurden, damit ihre Agenten desto ungestörter hausen könnten. Da sich diese stark genug fühlten, so verbargen sie nicht weiter die Absicht ihrer Sendung. —

Es war im Anfange des Dezembers, als sich die Bürgerschaft zu ihren gewöhnlichen Berathschlagungen versammelte. Kaum begannen die Deliberazionen über die Aufrechthaltung der Ruhe, so war das Haus schon von den Unruhestiftern umgeben, welche ein gräßliches Geschrei erhoben, die Thore einzuschlagen drohten, und die Bürger, welche sich daselbst befanden, umbringen wollten. Die Bürger ermahnten den lärmenden Haufen zur Ruhe, und da dieses nichts fruchten wollte, so drohten sie mit der Nazionalgarde. Diese rückte auch wirklich an; allein die mit allerlei Mordgewehren bewaffnete Menge brachte sie bald zum Rückzug, und begann die Thore vom Neuen einzubrechen." Heraus mit den Aristokraten, mit den Trabanten der Tyrannen, schrie der tobende Pöbel, laßt sie fortjagen,

laßt sie todschlagen! Wir sind freie Franzosen, wir wollen nicht mehr in die vorige Sklaverei zurückkehren!"

Die redlichen Bürger sahen sich hier von Allen verlassen, von einem Mörderhaufen angefallen, der nach Blut dürstete, und ihnen Tod und Verderben schwor. Sollten sie die Erbitterung aufs höchste steigen lassen, so war es um sie alle geschehen, denn sie hörten bereits den grausamen Vorschlag, das Haus anzuzünden, und keinen daraus entfliehen zu lassen. Sie öffneten daher das Thor, und der Pöbel fiel über sie her. Zween Bürger wurden auf der Stelle niedergemacht, ihre Körper in Stücke zerrissen und diese Stücke auf Picken gesteckt. Viele wurden auf die grausamste Art gemishandelt, Alle aber gebunden, unter Vortragung der Köpfe und Gliedmassen der Ermordeten in den Strassen der Stadt herumgeschleppt, und endlich in Keller und andere Gefängnisse eingesperrt. Mehrere waren von den Stössen und Schlägen des Pöbels so stark mitgenommen, daß sie bald darauf starben. Nur zwei von der Gesellschaft wurden auf der Stelle in Freiheit gesetzt, und man erfuhr nachher, daß selbe die eifrigsten Anhänger der Jakobiner in Paris waren.

Der

Der Jakobinerklub in Paris erhielt wie gewöhnlich eher Nachricht von dem Vorfalle, als die Naz. Vers. selbst. Er ließ daher in allen in seinen Solde stehenden öffentlichen Blättern ausposaunen, daß man zu Perpignan ein Aristokratennest zerstört hätte, welches eine Gegenrevoluzion bewirken wollte. Er verschwieg weislich, daß bei dem Tumult, den er sich öffentlich zuschrieb, und damit prahlte, so viele Menschen Leben oder Gesundheit verlohren, und nannte die Wuth des Pöbels Patriotismus, und die Ausschweifungen wurden von ihm als Handlungen, die der französischen Bürger würdig wären, betrachtet und dargestellt.

Die Naz. Vers. erhielt endlich auch Bericht von dem, was vorgegangen war. Allein die Jakobiner waren bereits vorgekommen, und diese Relazion schien den französischen Gesetzgebern so unbedeutend, daß sie darüber zur Ordnung des Tags schritten. So triumphirte hier abermals eine Parthey, die man in ganz Europa verabscheut, und die sichs zur Pflicht gemacht zu haben scheint, die ganze Welt in Verwirrung zu bringen.

Vier und vierzigste Geschichte.

Zu Beaumont in Gatinois werden drei Domherren ermordet im Mai 1790.

Um alles Gefühl für das Gute in den Herzen der gemeinen Leute zu ersticken, mußte man ihnen ihre Religion nehmen, und um die Religion zu unterdrücken, muste man die Diener derselben verhaßt machen und auf alle mögliche Art verfolgen. Dies thaten die Jakobiner, und schritten selbst zu Grausamkeiten, die die Menschheit empören, damit sie ihren Endzweck erreichten.

Zu Beaumont befanden sich 3 Domherren, die in der Stille lebten, und von deren Daseyn man vielleicht gar nichts gewußt hätte, wenn sie nicht durch ihre Predigten und Ermahnungen sich ausgezeichnet hätten. Sie fügten sich in Allem nach den Gesetzen der Naz. Vers., und selbst die Jakobiner konn-

ten ihnen nichts weiters vorwerfen, als daß sie sich mit dem größten Eifer bestrebten, das wahre Christenthum in dieser Stadt aufrecht zu erhalten, und das Volk vor den Versuchungen der Gotteslängner, welche in Frankreich immer zahlreicher wurden, zu warnen.

Allein dieses Betragen war für die herrschende Parthei zu gefährlich, als daß sie ihm nicht einen Namen geben sollte, der es in den Augen leichtgläubiger Menschen brandmarkte. Sie versteckte sich daher unter ihren gemeinen Vorwand, verschrie diese eifrigen Volkslehrer als Anhänger der Despoten, und beschuldigte sie laut, daß sie eine Gegenrevoluzion bewirken wollten.

Eben erschien das Dekret der Naz. Vers. über die Güter der Geistlichen, und über die Organisazion des Klerus überhaupt. Diese günstige Gelegenheit entwischte den Jakobinersöhnen zu Beaumont nicht; sie bemerkten sorgfältig alle Schritte dieser Dommherren, um doch irgendwo einigen Grund zu finden, öffentlich und mit Gewalt gegen sie zu Felde zu ziehen. Aber auch diesmal würden sie nichts an ihnen auszusetzen gefunden haben, wenn es die Sache der Jakobiner wäre, immer nur aus gegründeten Ursachen die Geistlichen zu

verfolgen. An einem Sonntage predigte der eine dieser Domherren über die Würde der Religion, und über die Pflichten gegen die Diener derselben. Er bewies hier, daß es unter gegenwärtigen Umständen Pflicht für die Staaten sey, die Diener der Religion zu schützen und zu unterhalten, indem es das Wohl des Staats erfordere, daß die Religion in ihrer Reinheit erhalten werde.

Auf der Stelle standen Leute auf, und schrien, man sollte den Redner von der Kanzel herabwerfen, indem er gegen die Dekrete der Naz. Vers. rede. Der Tumult wurde groß, alles schrie und lärmte, alles stürzte gegen die Kanzel zu. Man riß den Redner von der Kanzel herab, würgte ihn im Hause des Herrn, und sein Blut besprützte diejenigen, die er kurz zuvor seine Brüder nannte.

Der Pöbel war aber mit diesem einzigen Opfer nicht zufrieden. Er hatte noch die zwey anderen Domherren zum Gegenstand seiner Wuth ausgezeichnet, und diese wurden nun aufgesucht. Den einen fand man in der Sakristey, und erschlug ihn auf der Stelle, ohne ihm, was er so dringend bat, zu gestatten, sich noch einmal in den Schutz und die Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Der

dritte Domher hörte seinen Namen nennen, und sah, daß auch er bestimmt war, in den Händen der Mörder seinen Geist aufzugeben. Es war ihm keine Gelegenheit offen, sich zu retten, nur auf den Kirchenthurm konnte er entfliehen, und dies that er auch. Vergebens suchte ihn die rasende Horde an allen Orten der Kirche, er hatte sich weit in die Thurmspitze hinauf versteckt, und man würde ihn nicht gefunden haben, wenn man ihn nicht von außen durch eine Oeffnung entdeckt hätte. Sogleich rannten einige der Mörder wie rasend auf den Thurm, stürzten den Unglücklichen herunter, wo ihn der Pöbel mit allerley Mordgewehren auffieng, und dann in hundert Stücke zerriß.

Nun mußte das Banditengesindel auch den Lohn für seine Mordthaten erhalten. Die Rädelführer ermahnten den Pöbel daher, nach diesem dem Vaterlande geleisteten so wichtigen Dienst auch auf sich selbst zu denken, und da itzt ohnehin alle Güter der Geistlichen dem Volke gehörten, sich an dem Vermögen der Domherren schadlos zu halten. — Sie fielen daher in die Wohnungen derselben, raubten und plünderten alles, und verwüsteten das, was sich nicht fortbringen ließ.

Da die Naz. Vers. durch die Jakobiner von dem ganzen Auftritte schon unterrichtet war, so achtete sie auf den ihr darüber erstatteten Bericht weiter nicht, sondern verwies ihn an den Untersuchungsausschus.

Fünf

Fünf und vierzigste Geschichte.

Das Volk in Paris ist selbst Richter und Henker im May 1790.

Die Revoluzion hatte die Verbrechen aller Art zu Paris so vermehrt, daß alle Gefängnisse voll Arestanten waren. Das Kriminalgericht, welches doch wenigstens 10 Senate formirte, kounte mit dem Verhör und der Verurtheilung der Verbrecher nicht fertig werden. Das Volk murrte daher schon lange gegen dieses Gericht, und drohte selbst die Sträflinge zu verurtheilen, und zu richten; aber man wuste doch immer allen Ausschweifungen vorzukommen, und den Pöbel in der Ordnung zu erhalten.

Am Pfingstmontag, den 24ten May speißten einige Partikuliers bey einem Trakteur nahe am Garten des Königs. Nach dem Essen bezahlten sie, giengen fort, und nahmen das

Sil-

Silberzeug mit. Der Speisewirth schrie ihnen nach, man arretirte 3, welche das Silberzeug bei sich hatten, und 2 entkamen auf einem kleinen Fahrzeug über den Fluß. Sogleich versammelte sich ein Haufe Müssiggänger, und führte die Gefangenen zu dem Gastwirth, welchem sie das Silberzeug zurückstellen mußten. Das Volk schleppte sie sodann zu einem Polizeykommissair, der sie in der Geschwindigkeit verhören mußte. Dieser wollte sie dem Kriminalgerichte übergeben, aber das Volk schrie: „fort mit ihnen, das Kriminalgericht würde „sie wieder in Freiheit setzen, und noch beschenken, damit sie ihre Räubereien fortsetzten.“ Das Volk schleppte sie also fort, und henkte sie in der Vorstadt St. Antoine selbst auf.

Am 2Sten May wurde ein anderer Dieb ertappt, der mit Nachtschlüsseln die Zimmer eines Privatmanns aufgesperrt, und die Kostbarkeiten, welche sich darinn befanden, zusammengepackt hatte, um sie mit sich zu nehmen. Das Volk lief zusammen, machte dem Dieb einen kurzen Prozeß, und henkte ihn an den nächsten Laternenpfahl auf.

Eine Bemerkung bei dieser Erzählung kann nicht undienlich seyn, um die Ohnmacht des fran-

französischen Freiheitsreichs zu zeigen. Die Naz. Vers. hatte am 26sten May eine Proklamazion kund nachen lassen, in welcher unter Lebensstrafe verboten wird, Selbstrache an irgend einem Verbrecher zu nehmen. Bei dem letzteren Vorfall rückte auch wirklich ein zahlreiches Detachement von der Nazionolgarde an, an dessen Spitze sich Herr la Fayette selbst befand, allein das Volk ließ sich dadurch in seiner Henkerverrichtung nicht stöhren, warf mit Steinen nach der Nazionalgarde und vertrieb sie endlich ganz. So wenig kehrte sich das Volk an die Gebote seiner Gesetzgeber.

Bald darauf gieng wieder eine ähnliche Geschichte vor. Ein junger Mensch spatzierte im Palais Royal, und warf, da er sein Schnupftuch aus der Tasche zog, den Deckel von einem Ziborium, nebst der noch daran hängenden Bekleidung, aus der Tasche. Das Volk ergriff ihn sogleich, und fragte ihn unter hundert Stössen und Schlägen, woher er das hätte. Er gestand seinen in der St. Rochuskirche verübten Diebstahl, und wurde ohne weiters aufgehenkt, obgleich die Nazionalgarde herbeikam, und ihn der ordentlichen Behörde überliefern wollte. — Man durchsuchte nun seine Wohnung, und da fand man nicht nur alle geraubten Geräthschaften der Kirche, son-

sondern auch die aus dem Ziborium herausgeschütteten konsekrirten Hostien.

Dieß sind bloß einige Beispiele von Vorfällen, wo der Pariser-Pöbel Kläger, Richter und Henker war. In der Folge werden wir mehr solche Geschichten anführen, die noch weit trauriger sind, und beweisen, was ein in der Anarchie gesunkenes Volk alles zu thun im Stande ist.

Sechs

Nro. VII.

Sechs und vierzigste Geschichte.

Der Tod König Ludwigs des XVI.

Unerforschlich sind die Bestimmungen der Menschen, undurchdrünglich ist die Zukunft, die auf sie wartet, unauflösbar die Kette ihrer Schicksale. Wer hätte es vor einigen Jahren noch gedacht, daß ein von seinem Volke angebeteter König, das Schaffot werde besteigen müssen, ein König, der dem ihn liebenden Volke alles that, wodurch er sich die Herzen desselben noch mehr versichern konnte, ein König, der unter die besten, unter die wohlthätigsten Regenten gehörte, die je über Länder herrschten, ein König, ohne welchem das Volk jene Freiheit nicht hätte, durch die es sich jtzt berechtigt glaubt, ungestraft Schandthaten auf Schandthaten zu häufen, und die unermeßliche Reihe seiner Verbrechen mit der

unerhörtesten Grausamkeit zu beschließen. Es geschah wirklich, die Menschheit zeigte hier abermals, wie weit sie ausarten, wie tief sie in die Barbarei herabsinken kann, wenn sie von zügelloser Leidenschaft, von unbändigen Fanatismus geleitet wird.

Ludwig XVI. König von Frankreich, ist dieser unschuldige Märtirer. Sein Volk, das ihm alles, womit es itzt prahlt, zu verdanken hat, mordete ihn. — Doch nein, nicht sein Volk, sondern sein von einer blutdürstigen Parthei irregeführtes, verblendetes Volk war es, das vom Blute der tausend und abermal tausend Opfer seiner Wuth trunken nach Kühlung lechzte, und sie in dem Blute seines Königs zu finden glaubte.

Die Geschichte des menschlichen Elends zeigt uns gewiß kein Beispiel, daß irgend unter einem Volke ein König so viel litt, als Ludwig XVI. Die ganze Welt kennt seine Leiden, kennt die Qualen, die sein Herz drückten, weis, wie oft er den grausamsten Beschimpfungen und Mishandlungen Preis gegeben wurde. Aber nicht jedermann sieht es ein — denn unsere Zeitgeschichte hat uns so oft Bürgertugend und Patriotismus da geschildert, wo sie wilde Wuth, Mordlust

und

und Frevel zeichnen sollte — welche Triebfedern wirkten, um die Tage eines tugendhaften Regenten zu vergällen. Hier sind Ludwigs Leiden, niedergeschrieben von einem Menschen, der die französische Nazion geliebt hat, der den gesunden Theil derselben noch liebt, und der für seine Aufzeichnung weder eine Belohnung hoft, noch eine Strafe fürchtet.

Das französische Volk glaubte seit einem Jahrhundert, daß die Zusammenberufung der drey Stände der Nazion vortheilhaft für das Reich seyn könnte. Da der Staat durch so viele verheerende Kriege mit Schulden überladen, und die Unterthanen von Lasten gedrückt waren, so hielt es diese Zusammenberufung sogar für nothwendig. Allein vergebens seufzte es lange darnach. Ludwig XVI. der sein Volk aufrichtig liebte, und die Noth desselben kannte, erfüllte endlich dessen Verlangen, berief die Generalstände zu sich, um sich mit ihnen über die Art zu berathschlagen, wie die Lasten erleichtert, und die Nazion glücklich gemacht werden könnte.

Es gab eine Parthei, die für das Wohl des Bürgers sehr eifrig zu seyn schien, die aber bald nur gar zu deutlich verrieth, daß

sie die Absicht habe, die ganze Staatsgewalt an sich zu reißen, und unter dem schönsten Titel Volksparthei, oder Volksfreunde, die Nazion sowohl als ihren König zu tiranisiren. — Anstatt einstimmig mit den übrigen Ständen des Königs wohlthätige Absichten befördern zu helfen, riß sie sich los, erklärte sich für die höchste Staatsgewalt, für die gesetzgebende Macht, und da sie durch ihre glänzenden Verheissungen, von denen sie bisher noch keine in Erfüllung gebracht, und durch tausendfache Mittel und Wege den Pöbel auf ihre Seite gebracht hatte, so trotzte sie dem Ersuchen der übrigen Stände, trotzte den Ermahnungen und Befehlen ihres rechtmässigen Königs, und baute eine neue Regierungsform, die zwar viel schöne Worte enthielt, aber von ihr eben so wenig als von den übrigen Franzosen respektirt wurde.

Es war im Monat Julius 1789, da die tiefesten Leiden Ludwigs begannen, und sich nie wieder endigten. Der unglückliche Monarch sah da, wie der Pöbel auf Anstiften seiner Rädelsführer in Paris sich allen Ausschweifungen überlies, alle Greuelthaten, alle Frevel verübte, wie eine nichtswürdige Menschenklasse seine Soldaten zur Untreue

und

und zum Meineid verleitete, und die Getreuen und Standhaften mit aller erdenklichen Grausamkeit verfolgte. Er sah, wie die Bastille auf eine räuberische Art überfallen, und die Bewohner derselben auf das grausamste hingerichtet wurden, wie man alle Gefangnisse der Stadt öffnete, und Diebe und Mörder in Freiheit setzte, wie man Leute, die dem Volke verhaßt gemacht waren, ohne sie zu hören, aufopferte, und ihre Köpfe und Herzen im Triumphe zur Schau herumtrug. Das alles sah Ludwig der Gute. Es stand in seiner Gewalt, eine große militärische Macht herbeizurufen, und die Unholden zu Recht zu weisen; allein sein gutes, sein menschenfreundliches Herz verabscheuete, alle gewaltsame Mittel, und ob er gleich einsah, welche traurige Folgen derlei Ausschweifungen haben konnten, so wollte er denenselben doch lieber mit Güte, und selbst mit Aufopferung seiner Alleinherrschaft, als durch Gewalt vorbeugen, kurz er wollte lieber an den Leiden Anderer Ursache seyn.

Ludwig begab sich nach Paris, und redete auf dem Stadthause daselbst sein Volk mit der größten Sanftmuth an. Alles frohlockte, alles jubelte; allein die verhaßte Bande, die lange schon mit dem höllischen Plan

schwanger gieng, Ludwig XVI. vom Throne zu stürzen, wußte solche Kaballen zu schmieden, daß das Volk immer bei dem Wahne blieb, es könne nun nach seiner Willkühr thun, was er wolle. Nach, wie vor giengen die Greuelthaten fort, nach, wie vor wurde geplündert, gemordet.

Wer erinnert sich ohne Grausen auf den 5ten und 6ten Oktober 1789? Wer kann ohne Mitleid sich die Leiden denken, die Ludwig damals dulden mußte? Eine Rotte bezahlter Bösewichter stürmte sein Schloß in Versailles, mordete in seinem Zimmer, unter seinen Augen die königliche Leibwache, suchte sogar die Königinn auf, um sie zu morden, und begegnete den allerhöchsten Personen mit den gröbsten Lästerungen und Beschimpfungen. Der Pöbel that noch mehr. Unter Vortragung noch blutender Köpfe der Erschlagenen, und Ausübung aller Schandthaten führte er die königliche Familie nach Paris. Nur Ludwig allein konnte wissen, was er da litt, nur er allein hatte die Standhaftigkeit, alles mit einer unbeschreiblichen Seelengröße, mit einer unerhörten Gelassenheit zu ertragen. Der Auswurf vom Pöbel hatte seine Rolle von seinen Anführern bekommen, die immer um

ihn

ihn waren, und suchte blos, die Rolle gut vorzustellen.

Ludwig kam in diesem Zuge nach Paris. Hier beginnen seine Leiden in vollen Maaße. Die rachgierige Parthei hatte ihn nun ganz in ihrer Gewalt, und kühlte ihren Frevel, ihren Blutdurst an ihm ab.

Der unbefangene Beobachter der französischen Revoluzion entdeckt in den Begebenheiten derselben einen zusammenhängenden Plan, der zwar an sich schauderhaft ist, aber doch immer zeigt, was böse Menschen für Mittel anwenden, um ihre Absichten zu erreichen. Der Gesichtspunkt, worauf diese Unholden ausgiengen, war, den König vom Thron zu stürzen, und es ihm unmoglich zu machen, selben je wider zu besteigen. — Sie wußten es nur gar zu gut, daß das Volk — die Pariser Tagdiebe, und Böswichter sind nicht das ganze Volk — daß, sage ich, das Volk doch noch immer an seinem König hielt, ihn liebte, ihm gehorchte. Sie veranlaßten daher nicht nur Gesetze, welche für den König erniedrigend waren, und die Begriffe des Volks von der Königswürde und von seinen eigenen Rechten in Verwirrung setzten, sondern es stand eine zahllose

Menge Schriftsteller in Paris auf, welche durch die frevelhaftesten und unverschämtesten Behauptungen den König und seine Familie in den Augen des Volks herabsetzten, und beschimpften. Noch mehr, es formirten sich eine zahlreiche Gesellschaft in Paris, welche öffentlich den Königsmord predigte, und alle Rauber, Mörder und andere Missethäter des ganzen Landes in Schutz und Sold nahm. Ich meyne die Jakobiner. Ihre eigene Reden, Schriften und Handlungen haben sie in den Augen der ganzen Welt gebrandmarket genug, als daß ich hier ihren schwarzen Karakter erst schildern sollte.

Diese Bande von Mördern und Böswichtern schickte Emissäre in alle Theile Frankreichs. Ueberall wurden ähnliche Gesellschaften errichtet, denn überall gab es verdorbene oder leicht zu verderbende Menschen, und man wird itzt nur wenige Dörfer in Frankreich finden, die nicht ihren Jakobinerklub aufzuweisen haben. Alle waren und sind nach dem Mutterklub zu Paris entworfen, von welchem sie Befehle, und zum Theil auch Besoldung erhalten, und nichts anders thun, als wozu sie von diesem angewiesen werden.

Da die Jakobiner im ganzen Reiche ähnliche Grundsätze predigten, so konnte nichts anders daraus entstehen, als daß diese Achtung gegen den König nach und nach abnahm und endlich gar verschwand. Die Nazionalversammlung, die größtentheils von den Jakobinern beherrscht wurde, trug auch das ihrige dazu bei, und so war es um die Liebe der Franzosen gegen ihren König, mit welcher sie ehedem so groß thaten, geschehen. Das Pariser Volk, und zum Theil auch das übrige, vergaß ganz, daß es einen König habe, überließ sich unter seinen Augen den zügellosesten Ausschweifungen, stieß gegen die heilige Personen desselben oft die fürchterlichsten Drohungen aus, und beschimpfte und verhöhnte ihn, so oft es die Jakobiner für gut fanden. Wie oft mußte sich der sanftmüthige König, der sich lieber vom Pöbel nach Paris schleppen, als einen einzigen Tropfen Bürgerblut vergießen lassen wollte, wie oft muste er sich von dem niedrigsten Pöbel vorwerfen lassen, daß er ein Tirann sey, daß er gegen die Bürger rachgierige oder boshafte Absichten habe, daß er sie unterjochen und die Freunde des Volks erwürgen wolle? Wie oft muste er hören, daß man seine innigsten Freunde, seine getreuesten und vertrautesten Diener als Verräther des

Vaterlands behandelte, Gesetze und Anklagen gegen sie ergehen ließ, und sie zu tödten suchte? Wie viele Köpfe der Ermordeten sah er unter seinen Fenstern auf Picken herumtragen? O Ludwig! die ganze Welt bewundert es, daß dein Herz fähig war, alle diese Leiden zu ertragen.

Hin und her erblickte man doch Manchen, der seinen König wahrhaft liebte. Die Feinde des Königs, die Jakobiner arbeiteten zwar thätig daran, die ganze Nazion gegen ihren Beherrscher in Harnisch zu bringen; da sie aber des Erfolgs noch ungewiß war, so wollte sie die Leidenschaften des Volks sondiren. Sie veranstalteten daher einen öffentlichen förmlichen Angriff auf den König, und beobachteten dabei die Stimmung des Volks.

Es war am 18ten April 1791, als Ludwig nach einer Krankheit auf Anrathen seiner Aerzte die Luft verändern, und nach St. Claud reisen wollte. Seine Feinde, die Jakobiner hetzten das Volk auf, ihn nicht abreisen zu lassen, indem sie vorgaben, er sey Willens, aus dem Königreiche zu entfliehen, und dann mit einer bewaffneten Macht zurückzukehren, um das Volk zu unter-

terjochen. Sie brachten dadurch die Köpfe in Hitze, und hatten das Vergnügen ihre Höllenpläne ausgeführt zu sehen. Am 18ten April früh versammelte sich das Volk bei den Thuillerien in großer Menge. Da der König abreisen wollte, so hatten die Garden, welche ihn begleiten sollten, bereits ihre Posten eingenommen. Man hatte die Wachten verdoppelt, und Niemand wurde durch das Gitter eingelassen. Indessen rückten mehrere Detachements Nazionalgarden an, welche eingelassen zu werden verlangten; man schlug es ihnen ab, weil sie in keiner guten Absicht da zu seyn schienen. Sie droyten mit Gewalt, und um ein Blutvergiessen zu vermeiden, verstattete man ihnen den Eingang. Der König stieg sodann in den Wagen, so auch die Königinn, und wollte abfahren. In der Mitte des Hofes wurde der Wagen von den Nazionalgarden und dem Pöbel angehalten. Einige Nazionalgarden und die Unverschämtesten des Pöbels näherten sich dem Wagen des Königs, und sprachen ihn mit rauhen Worten an, er müsse da bleiben, er habe die Absicht, das Volk zu hintergehen, man werde ihn nicht passiren lassen. Der König drang auf die Fortsetzung seiner Reise. Der unverschämte Pöbel verdoppelte seine Widersetzlichkeit, und seine Vorwürfe.

Der

Der Maire Bailly und der Kommandant der Nazionalgarden de la Fayette kamen an. Der König ermahnte sie, dem Volk Ruhe zu gebieten und zu machen, daß er seine Reise fortsetzen könne. Beide Chefs sprachen an das Volk und an die Nazionalgarden; aber alles verweigerte den Gehorsam. La Fayette, den die Nazionalgarden so sehr liebten, drohte er wolle den Abschied nehmen; sie antworteten, das könne er immer thun, man würde den König doch nicht reisen lassen. Er sprach noch mehr; ein Grenadier setzte ihm das Bajonet an die Brust, und zwang ihn zum Stillschweigen. Bailly drohte mit dem Kriegsgesetz; man lachte ihn nur aus. Anderthalb Stunden saß die königliche Familie in dem Wagen, und konnte nicht von der Stelle kommen. Endlich trat ein Nazionalgardist vor den Wagen, und ermahnte den König noch einmal, da zu bleiben, die Drohungen, die er ausfließ, und die von dem Volke so häufig beklatscht wurden, waren so fürchterlich, daß ich sie unmöglich nachschreiben kann. Die Königinn rief Herrn Gaugenot, einen der königlichen Haushofmeister, an den Wagen; aber das Volk hielt ihn nicht nur zurück, sondern zwang ihn so gar, sich zu entfernen. Die Königinn sagte: er gehöre zur

Hof=

Hofhaltung; man antwortete ihr: „Sie haben hier keine Befehle zu geben.“ Der König sagte lebhaft: „Ich will, daß er bleibe.“ Das Volk antwortete: „Wir empfangen nur Befehle von unserm General.“ — Das sah man, wie sie Herrn la Fayette das Bajonet an die Brust setzten — Das Ende dieses Auftritts war, daß der König mit seiner Familie wieder aus dem Wagen steigen, und in Paris bleiben mußte.

Man sah es dem Könige noch lange hernach an, daß ihm dieser frevelhafte Auftritt sehr zu Herzen gieng. Er war lange tiefsinnig, sprach Niemanden, und war auch gegen seine Familie ernsthafter als gewöhnlich. Allein sollte ein Auftritt dieser Art ihn auch nicht für sich selbst rühren, so rührte er ihn doch wegen seiner Familie, die er immer als Vater zärtlich liebte, und um die er mehr als um sich selbst besorgt war. Er beschwerte sich darüber bald darauf in der Nazionalversammlung selbst, und erhielt zwar viele schöne Worte, aber keine einzige genugthuende Thathandlung zur Antwort.

Um ihn noch mehr zu kränken, um sein der Wahrheit getreues, empfindsames Herz

noch

noch mehr zu quälen, muste er bald darauf in einem Briefe an alle fremde Mächte erklären, daß er einer vollkommenen Freyheit genieße, daß er als konstitutionsmäßiger König noch immer über Frankreich herrsche. Er muste diesen Brief, wovon fast jede Zeile eine Lüge enthielt, unterzeichnen, um sich nicht neuen Gewaltthätigkeiten auszusetzen. Selbst in Paris spottete man über diese erzwungene Erklärung; die Jakobiner aber, welche die Triebfeder davon waren, wollten dem Volke dadurch begreiflich machen, daß der König in ihrer Macht sey, und sie nach Belieben über seine Reden und Handlungen disponiren können.

Ludwig der Christ und Menschenfreund muste kurz zuvor ein Dekret sankzioniren, welches den Geistlichen einen Eid auflegte, der mit der Kirchendisciplin im Streite stand. Er zögerte mit der Sankzion; allein die Jakobiner griffen zu ihren gewöhnlichen Mitteln, ließen Köpfe abhauen, und sie in den Thuillerien zur Schau herumtragen, ließen das Volk unter den Fenstern des Königs Tumulte erregen und Schrecken verbreiten, und verschrieen die Zögerung des Monarchen als die einzige Ursache aller Ausschweifungen. Ludwig sankzionirte also das Dekret, um den

Greuel

Greuel ein Ende zu machen, behielt aber die Priester in seinem Hause bei, die zuvor da waren. Denn das Dekret gebot nicht nur das Gegentheil nicht ausdrücklich, sondern äußerte auch gegen jene Priester, welche den Eid wider ihr Gewissen hielten, ziemlich tolerante Gesinnungen. Itzt machte man dem König auch darüber Vorwürfe, schritt sogar zu Drohungen, und zwang ihn endlich, auch die Geistlichen von sich zu entfernen. Man gestattete jedem Menschen in Frankreich Gewissensfreyheit und freye Religionsübung; aber dem König wollte man es nicht gestatten, seinem Gewissen gemäß zu handeln, und seinen Begriffen von Gottesverehrung frei nachzuleben, ihm, der ein so eifriger Anhänger der reinen katholischen Religion war, und ihre Vorschriften so gewissenhaft befolgte. — Allein man sah hier abermals, wie planmäßig die Jakobiner zu Werke giengen. Sie hatten die Liebe des Volks zu seinem Könige bereits untergraben, und ausgerottet, und musten nun, um dasselbe zu dem gräulichsten Verbrechen vorzubereiten, ihm auch die Religion nehmen. Denn welch ein hoher Grad von Sittenverderbniß gehört dazu, an seinem rechtmässigen Könige zum Mörder zu werden? Soweit war das Volk doch noch nicht gesunken, und ob es gleich

morden, und morden sehen konnte, so würde man sich doch von ihm zu fürchten gehabt haben, wenn man das Blut seines Königs hätte vergießen wollen. Es würde wenigstens diesen Mord nicht ohne Bedenken und Gewissensskrupel ausgeführt haben.

Man hat es von jeher bemerkt, daß jene, welche die Religion zernichten wollten, erst damit anfiengen, die Diener derselben verhaßt zu machen. Dieß thaten die Franzosen Schritt vor Schritt. Sie stellten es anfangs den Priestern frei, den verlangten Eid abzulegen. Es fanden sich einige, die leichtsinnig genug waren, es auf der Stelle zu thun. Bald darauf geboten sie allen ohne Unterschied, den Eid zu schwören, sonderten die sich weigernden von den andern ab, und beraubten sie aller kirchlichen Würden. Das Pariser Volk that den ersten Schritt zu ihrer Verfolgung, und selbst in der Kirche, welche ihnen zur Pflegung ihres Gottesdienstes angewiesen wurde, wurden sie auf die grausamste Art insultirt und gemißhandelt. Man verbot ihnen den Gottesdienst zu halten.

Lauter tiefe Wunden für das tugendhafte Herz Ludwigs XVI. Ueberzeugt von der Wahrheit des Satzes, daß der Staat ohne Religion nicht bestehen könne, sah er sein ihm so nahe am Herzen liegendes Volk die ersten Schritte zur Freigeisterei thun, und sah vielleicht auch zu welchen Schreckenthaten man es nach und nach fähig zu machen suchte. — Von dieser Zeit an war er traurig, und man kann sich aus mehr als einem Faktum überzeugen, daß es ihm bei weiten nicht so viel schmerzte, da man ihm seine Domainen nahm, seine Einkünfte entzog und seine Authorität beschränkte, als es ihn quälte, daß man die Religion ausrotten wollte.

Ich übergehe eine Menge einzelner Gewaltthätigkeiten, die ihm mit jedem Tage zugefügt wurden, und merke nur an, daß die Jakobiner ununterbrochen arbeiteten, ihn dem Volke verhaßt zu machen.

Die Reise nach Varennes ist bereits in diesen Blätern geschildert worden. Ludwig machte hier vielleicht den letzten Versuch, sein Volk zu retten. Er gestand es selbst, und hätte er gewaltsame Mittel gebrauchen wollen, so würde er doch entkommen seyn. Allein er

unternahm diese Reise seines Volkes wegen, und war immer ein Feind des Blutvergiessens.

Nachdem man ihn und seine Familie, wie Missethäter nach Paris zurückgeführt, und unterwegs alle erdenklichen Schimpfe und Beleidigungen gegen sie ausgestossen hatte, brachte man sie in enge Verwahrung. Alles Ansehen, alle Macht wurde dem gutmüthigen Könige geraubt. Er war von seiner Familie getrennt, Tag und Nacht stark bewacht, und man erkühnte sich sogar, ihn sowohl als die Königinn förmlich zu verhören. Endlich gab man ihm seine vorige Freiheit wieder, das heißt, man nahm ihm die Wachen aus seinem Zimmer, von seinem Bette, und verwandelte den engen Kerker in einen etwas geräumigern, man räumte ihm wieder das Recht ein, die Dekrete der Naz. Vers. zu sankzioniren; aber man bediente sich dabei eben der gewaltsamen Mittel wie vormals.

Ich übergehe hier wider eine Menge einzelner Thatsachen, wodurch die Jakobiner ihrem Endzwecke immer näher zu kommen trachteten. Ich übergehe eine Legion Brochuren, Anschlagszetrel und Kupferstiche, die eben so viele Beleidigungen gegen den

König

König waren. Ich will nichts von den rachgierigen Reden, von den blutdürstigen Deklamationen sagen, die man täglich im Jakobinerklub hörte, und die, so bald man sie da hörte, in Paris und ganz Frankreich wiederhallten. Lauter schmerzvolle Wunden für das empfindsame Herz des Königs, der aber dabei immer die größte Standhaftigkeit zeigte. Ich will blos einzelne Thathandlungen anführen, welche in das Jahr 1792 gehören.

Man drang dem König eine unüberlegte Kriegserklärung gegen Oesterreich ab. Mit Zittern, und mit Thränen in den Augen stimmte er einem Schritte bei, der für sein immer noch geliebtes Volk nicht anders als schädlich und verderbend seyn konnte. Allein er mußte, weil es die Jakobiner so wollten, welche kurz zuvor die Ministerstellen mit ihren eifrigsten Anhängern besetzt hatten. Er sah sich in einen Krieg verwickelt, den er verabscheute, und hörte rund um sich her Leute deklamiren, die mit Königsmorde und andern Greuelthaten prahlten. Ja was noch abscheulicher ist, er sah ein Dekret entwerfen, von der Naz. Vers. selbst entwerfen, nach welchem eine förmliche Legion Königsmörder geworben und be-

soldet werden sollte. — Was mußte bei solchen Ereignissen in Ludwigs Herzen vorgehen? — Bald darauf mußte er ein Dekret unterzeichnen, wodurch seine Brüder, seine Verwandte, seine Freunde, die sich ausser Landes befanden, zum Tod verurtheilt wurden, und ein anderes Dekret, wodurch alle unbeeidete Priester aus dem Lande verbannt, und sofern sie zurückkehrten, des Todes schuldig erkannt wurden. Er muste ein Dekret Unterzeichnen, wodurch alle geistliche Unterscheidungszeichen, alle Kirchenzeremonien aufgehoben wurden. — Alles dies muste er thun, wenn er anders nicht wollte, daß die Ruhe seiner Familie noch mehr gestöhrt werden sollte. Denn es lag einmal den Jakobinern daran, ihren Plan auszuführen.

Ludwig konnte bei dem ganzen Kriege, der nun mit Hitze anfieng, weiter nichts thun, als daß er die Meinungen seiner Minister begnehmigte, welche allein vermög der Konstitution für alles verantwortlich seyn musten. Allein man schrieb den üblen Erfolg, die Niederlage, welche die Franzosen hie und da litten, blos auf seine Rechnung. Die Jakobiner deklamirten gegen ihn, und behandelten ihn in ihren Ver

sammlungen und in ihren Schriften als einen Verräther, ihn, der keine Silbe schreiben, kein Wort reden konnte, ohne daß es die jakobinischen Minister hörten und in ihre Gesellschaft brachten; ihn, der so stark bewacht, überall mit Ausspähern umgeben und immer unter den Augen der Minister war.

Eine solche Handlungsart verzehrte nud den noch übrigen Funken von der Liebe gegen den König in dem Herzen des Volkes. Das Volk hatte zuvor Ausschweifungen gegen den König begangen; itzt erlaubte es sich Grausamkeiten; denn es war dazu abgerichtet, aufgemuntert und bezahlt. Am 20 Junius 1792 war ein Tag des Schreckens für das königliche Haus. Eine unzählbare Menge Volks drang in die Thuillerien, und suchte den König in seinen Zimmern zum Tode. Gott muste hier seinen Gesalbten besonders in Schutz genommen haben, sonst wäre es hier schon um ihn geschehen gewesen. — Da diese Blätter schon eine Erzählung der Begebenheiten dieses schwarzen Tags enthalten, so wollen wir die Erzählung derselben hier übergehen, und nur das anführen, was in der neunzehenden Geschichte nicht vorkömmt.

Die Naz. Vers. schickte Deputirte an das Schloß. Das Volk verlachte sie, und wies sie mit Drohungen zurück. Nur einige konnten nach wiederhohlten Versuchen bis zu der Person des Königs kommen. Diese sagten, daß die Naz. Vers. alles thun würde, um die Freyheit des Königs aufrecht zu erhalten. „Sie sehen es, erwiederte der König, wie ich frei bin.“ Er zeigte dabei auf die Picken, Hacken, Flinten und andere Mordgewehre, von denen er umgeben war. „Was werden doch, fuhr er weiter fort, die fremden Nazionen von uns sagen, wenn sie hören, was da vorgeht?“ Im Schloße wurde geraubt, geplündert und verwüstet; aber unter allen diesen Greuelthaten schützte Gott den König, und vereitelte die Absichten der Böswichte. Die Standhaftigkeit der Königinn bei diesem schaudervollen Auftritt gieng über alle Beschreibung. „Was soll ich weiter fürchten, sprach sie, als daß sie mich umbringen. Ach lieber heut als Morgen! Sie können mir doch nicht mehr thun.“ — Viele Jakobinermiethlinge riefen vor den Augen des Königs und der Königinn: „Wir wollen nicht ruhen, bis ihre Köpfe auf den Spitzen unserer Picken stecken.“ So gieng ein Volk mit seinem König um, das sonst

seinen ganzen Stolz darein setzte, sich in der Liebe gegen seinen König auszuzeichnen.

So weit hatten es nun die Jakobiner gebracht; allein es fehlte doch noch viel, ihren Endzweck ganz zu erreichen. Unter dem Vorwande des jährlichen Bundesfestes lockten sie besonders aus mittägigen Gegenden des Königreichs eine Menge erkauftes liederliches Gesindel herbei, das sich Föderirte nannte, im Grunde aber aus Räubern und Mördern bestand, welche die Jakobiner in Schutz genommen hatten. Ihre Ankunft bezeichneten sie gleich mit Todtschlägen und Raufereien. Das Bundesfest war vorüber, und die Föderirten blieben in Paris. Unter ihrem Schutze verlangten die Jakobiner ein Lager von 20000 Mann bei Paris, welches, wie sie sagten, zum Schutze der Naz. Vers. dienen sollte. Der König sah es besser, was man dadurch wollte, und verweigerte dem deshalb erlassenen Dekrete die Sankzion; schlug aber ein Lager bei Soissons vor, wo es, weil die Oesterreicher und Preussen immer tiefer ins Land drangen, wirklich für das Königreich nützlicher war; allein die Jakobiner wusten es auszulegen, und behaupteten, der König sey mit den Feinden einverstanden, und er wol-

le demselben den Weg nach Paris erleichtern, welches ohne Vertheidiger wäre, und also den feindlichen Armeen offen stünde.

Der einfältige Pöbel gerieth darüber in Schrecken, und betrachtete von nun an den gutmüthigsten König als seinen ärgsten Feind. Man stieß überall die schrecklichsten Schimpfe gegen ihn aus, und unter dem Schutze und der Anführung der Jakobiner verlangten die Föderirten und der Pöbel öffentlich Ludwigs Absetzung und Gefangenschaft. Auch in der Naz. Vers. wurde widerholt darauf angetragen; aber es gab doch noch zu viele rechtschaffene Männer in dem Schooße derselben, als daß diese Anträge hätten sogleich durchgesetzt werden können. Man gieng daher im Jokobinerklub auch mit dem Vorsatz schwanger, sie aufzulösen, obgleich die Zeit noch nicht zur Hälfte verstrichen war, und an ihre Stelle eine andere Versammlung zu setzen, welche besser jakobinisch gesinnt wäre.

Der ganze Monat Julius verstrich in der schrecklichsten Gährung. Ludwig erfuhr es tausendmal, das man Gewalt brauchen wolle, wenn die Naz. Vers. seine Absetzung nicht freiwillig aussprechen werde; er

erfuhr es, daß man dem Volke vorgelogen habe, daß in den Thuillerien eine ungeheure Menge Waffen, Munizion, Monturen, weisse Kokarden u. d. gl. aufbewahrt würden, daß der König einen großen Anhang hätte und feindselig gegen das Volk verfahren würde, sobald die Armeen näher bei Paris wären. Ludwig erfuhr diese Gerüchte, welche die Köpfe des Volkes erhitzten, und schrieb an den Maire, er möchte kommen, und sein Haus durchsuchen, ob man da irgend etwas feindseliges wahr nehmen würde. Viele Tage verstrichen, und der Maire kam weder selbst, noch schickte er, wie er versprochen hatte, die Municipalität. Der König wandte sich an die Naz. Vers., und auch diese that nichts. — Das Volk sagte es öffentlich, und es war auch in allen Strassen zu Paris angeschlagen, daß, wenn Ludwig nicht bis zum 9ten August abgesetzt wäre, man die Sturmglocke läuten, und ganz Paris im Aufruhr seyn würde.

Ludwig von allen verlassen, traf also blos für sich Sicherheitsanstalten. Er besetzte sein Wohnschloß mit Schweitzern und Nazionalgarden, und versammelte am 9ten August alle Staatsgewalten um sich her. Am 10ten August war der schreckliche Tag,

der von den rasenden Jakobinern schon lange vorbereitet war, und welcher dem Könige den Thron, und man kann es sicher sagen, das Leben kostete. Eine Schilderung davon findet man in der dritten Geschichte. — Das schrecklichste bei der ganzen Sache war, daß man das Blutbad, welches die rasende Jakobinerparthei angerichtet hatte, dem Könige zuschrieb, und ihm ein Verbrechen daraus machte. Eine unerhörte Sache! Man beschuldigte den König, er habe das Blurbad veranlasset, und ganz Paris wuste es, daß dieser Auftritt von den Jakobinern künstlich vorbereitet, durch ein deshalb errichtetes Direktorium, durch einen zahlreichen Rath, durch besonders dazu bestimmte Agenten betrieben worden, daß man deshalb schriftliche Akkorde und Verabredungen faßte und unterzeichnete, von denen die meisten öffentlich bekannt wurden, daß sich ganze Deputazionen der Stadt und der Föderirten, ja selbst mehrere Volksrepräsentanten in der Naz. Vers. öffentlich rühmten, sie wären die Urheber dieses Tags, sie wären die Männer vom 10ten August. Und doch wälzten die Gesetzgeber Frankreichs die ganze Schuld auf den König, der blos seine Person und seine Familie sicher setzen wollte, der zuvor nur auf Selbstvertheidigung dachte,

te,

te, und nachdem er sich in den Saal der Versammlung begeben hatte, keinen weitern Befehl geben konnte.

Die Schweitzer wurden alle ermordet, und das ganze Schloß geplündert. — Der König war im Saale der Naz. Versammlung, und hier begann erst das grausamste Verfahren gegen ihn. Man hatte schon zuvor verschiedene Versuche gemacht, die Naz. Vers. zu bewegen, daß sie Ludwig den XVI. absetzen sollte. Allein es gab doch noch viele redlichgesinnte Deputirte, die sich mit allen Kräften einem solchen Verlangen entgegen setzten, und sehr oft das Uebergewicht erhielten. Itzt war ganz Paris in Aufruhr. Die Kanonen donnerten, und Furcht und Schrecken herrschte in der Versammlung. Die Jakobiner benutzten diese Stimmung. Mitten unter dem Tumulte trat eine Deputazion mit allerlei Mordgewehren bewaffnet in den Saal. Noch rauchten die Piken von dem Blute der Gemordeten, noch waren die Kleidungen und Hände der Eintretenden mit Blut bespritzt. Die Versammlung entsetzte sich, denn die Deputazion wollte gar kein Ende nehmen, so zahlreich war sie. Die Jakobiner äußerten darüber ihre Freude. Der Redner der Deputazion hielt

sodann

sodann eine lange Rede, worinn er mit den fürchterlichsten Ausdrücken und mit Drohungen die Absetzung des Königs, die Auflösung der Naz. Vers. und die Versammlung einer allgemeinen Nazionalkonvenzion verlangte. Alles dies nach dem Sinne der Jakobiner; denn diese waren auch mit der gegenwärtigen Naz. Vers. nicht zufrieden, weil viele Deputirte derselben gar nicht zu ihrer Parthei gehörten, viele ihnen nicht so ergeben waren, wie sie wünschten.

Die Naz. Vers. sprach also einstweilen die Suspension und provisorische Gefangenhaltung des Königs in seiner Gegenwart aus, übertrug die ausübende Macht an die Minister, und beschloß, daß eine neue gesetzgebende Versammlung unter dem Namen Nazionalkonvenzion gewählt werden sollte.

Ludwig wurde also mit seiner Familie in ein Gefängniß gesperrt, wie bereits in diesen Blättern erzählt wurde. Auf dem Wege dahin hatte er von dem zu allen Ausschweifungen so sehr geneigten Pariser Volke die größten Mishandlungen zu erdulden. In dem Gefängniß, Temple genannt, wurden die Personen des königl. Hauses von einander getrennt, und so stark bewacht, das sie

den

den Kommissairen der Gemeinde, oder besser zu sagen, den Spionen der Jakobiner Tag und Nacht nicht aus den Augen kamen.

Um sie noch mehr zu kränken entriß man ihnen alle Dienerschaft, und entzog ihnen alles, was ihnen diese traurige Einsamkeit hätte einigermassen erträglich machen können. Man nahm dem Könige seine Bücher, seine Uhren bis auf eine, sein Geld, man versagte ihm sogar ein Barbiermesser, Dinte, Feder und Papier, und er war mit dem Kronprinzen anfangs auf ein einziges Zimmer beschrenkt, bald darauf aber auch von diesem abgesöndert. Der Königinn wurde ebenfalls alles genommen. Sie bewohnte mit der Prinzessin und Madame Elisabeth ein einziges Zimmer, wozu auch nachher der Dauphin kam. Man nahm ihr sogar ihre Scheeren, ihre Etuis, und da sie aller Bedienung ganz beraubt war, so mußte sie sich von der Schwester des Königs bedienen lassen, und diese wieder bedienen.

Ich muß hier eine Bemerkung machen, die da zeigt, wie groß die Herrschaft der Jakobiner ist. Diese blutdürstige Gesellschaft hatte die ganze Municipalität von Paris auf ihrer Seite, durch diese herrschte sie über den

un-

unglücklichen König und seine Familie. Denn sie wußten es durchzusetzen, daß dieser die Obsorge über den König aufgetragen wurde. Der Maire Pethion war der eifrigste Jakobiner von der Welt, der Gemeindeprokurator Manuel war ein eben so großer Anhänger dieser Mördergesellschaft, und itzt machte man den Bierbrauer Santerre aus der St. Antoniusvorstadt zum Kommandanten der Nazionalgarden, dieser Bösewicht, der die grösten Mordthaten beförderte, und am 20sten Junius und 10ten August die Mörder kommandirte. Durch die Municipalität herrschten die Jakobiner, auch über jenen Theil des Volks, der nicht in ihrem Solde stand, durch das Volk aber auch über die Naz. Vers. und über ganz Frankreich.

Endlich wurde die Nazionalkonvention versammelt. Das erste, was sie that, bestand darinn, daß sie den König förmlich absetzte, ohne über die Gründe dazu deliberiren. Man deutete dem Könige dieses an, und auch itzt behielt er seine bewunderungswürdige Standhaftigkeit bei. Er befahl seinem einzigen noch übrigen Diener ihn in Zukunft nur als Bürger zu betrachten, und ersuchte darum die Kommissäre des Temple. Er ließ sich sogleich alle noch übriggebliebene

Zeichen

Zeichen der Königswürde abnehmen, und man merkte aus nichts, daß er je wieder das Dekret sich verstossen hätte.

Die ganze Welt glaubte, der Prozeß sey nun beendigt, und wenn ja die französische Nazion ihrem König einen gegründeten Vorwurf zu machen hätte, so wäre dies die Strafe dafür. Die französische Konstitution selbst setzte nichts weiter fest, als daß der König abgesetzt werden könnte, dann in die Klasse bloßer Bürger zurückkehre, und erst für seine nachherigen Verbrechen als Bürger zu bestrafen sey. Allein die Jakobiner erkannten kein anderes Gesetz als ihren Willen, keine andere Konstituzion als ihre Bosheit. Sie hatten einmal gegen alle Gesetze das Königreich in eine Republik verwandelt, und itzt handelten sie so, als ob es damals auch schon eine Republik gewesen wäre, da Ludwig selbes noch als erblicher und konstitutionsmäßiger beherrschte.

Nun begann erst der Prozeß gegen Ludwig XVI. Die Jakobiner hatten im Naz. Konv. das Uebergewicht, und eben darum warfen sie sich hier zu Klägern, Richtern und Gesetzgebern zugleich auf. Die Welt konnte es nur mit Entsetzen sehen, auf welche

grausame Art man gegen ihn verfuhr. Nach den bestehenden Gesetzen konnte der König nicht gerichtet werden, als vermög den Handlungen nach seiner Absetzung; allein der Naz. Konv. machte ein gewaltsames Gesetz und sagte ja. Also wurde er für Handlungen zur Verantwortung gezogen, die eher geschehen waren, als sie das Gesetz für verantwortlich erklarte, für Handlungen, für welche er nach dem zur Zeit bestehenden Gesetze gar nicht verantwortlich gemacht werden könnte. Eine solche wilkührliche Verfahrungsart würde man schon d m französischen Naz. Konv. nicht vergeben haben, wenn er in der Folge auch noch so menschlich zu Werke gegangen wäre; allein immermehr zeigte sichs, daß der Prozeß deswegen angesponnen wurde, damit die Jakobiner ihren Endzweck erreichen konnten. Diese verhaßten Menschen betrieben zwar den Prozeß, allein sie warteten mit dem gerichtlichen Verfahren, bis sie alles das bewirckt haben würden, was zur sicheren Erreichung ihres Endzwecks beitragen sollte.

Wenn man in dem Tagebuche der Sitzungen des Naz. Konv. liest, daß ein Redner auftrat, welcher versicherte, daß er keine Religion habe, daß er an keinen Gott glaube, und die Unsterblichkeit der Seele, die

Beloh=

Belohnung oder Strafe nach dem Tode für lächerliche Märchen halte, wenn man liest, daß dieser Redner mit dem grösten Beifalle beklatscht und von vielen ein ehrlicher, braver Mann, ein guter Bürger genannt wurde, so wird man sich leicht den Karakter der Richter Ludwigs XVI. denken können. Dieser Redner Dupont genannt, war ein Jakobiner, und sprach die reine Sprache dieser Gesellschaft.

Im Monate Dezember 1792. schritt man zu ernsthaften Berathschlagungen über den Königsprozeß, und ordnete auf den 11ten Dezember das erste Verhör an. Ludwig wurde in die Versammlung geführt. Man legte ihm hier eine Menge verworrener Fragen und Beschuldigungen vor, suchte alle Volksgerüchte, alle bereits widerlegte Märchen heraus, und legte sie dem Könige zur Last. Ludwig beantwortete sie mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit und Würde. Er wiederlegte alles in Kürze, und man würde sicher seine Antworten für befriedigend gehalten haben, wenn nicht der leidenschaftliche Ankläger auch zugleich Richter gewesen wäre, wenn nicht der Naz. Konvent die Macht gehabt hätte, ganz eigenmächtig zu verfahren, oder wenn er wenigstens diese

Macht nicht so schändlich gemißbraucht hätte. Ludwig verlangte am Ende des Verhörs die Mittheilung der Protokolle und Beilagen, und einen Vertheidiger. Man lärmte und schrie die ganze Nacht darüber, ob man ihm dieses Verlangen gewähren sollte; endlich gestand man es ihm zu. Er wurde nach dem Temple zurückgeführt, und bald darauf bestimmt, daß er am 26sten Dez. seine endliche Vertheidigung beibringen sollte. Ludwig hatte 3 Advokaten, nämlich die Herren Lamoignon Malesherbes, Tronchet, und Romain de Seze, welche ununterbrochen mit ihm arbeiteten.

Am 26ten Dez. erschien Ludwig wieder mit ihnen im Naz. Konv. De Seze las da eine Vertheidigung Ludwigs XVI. ab, welche mit den stärksten Gründen bewies, wie ungerecht man handelte, da man den König verurtheilen wollte, und zugleich, wie unschuldig er wäre. Er sagte es dem Konvente geradezu, daß er Kläger sey, und auch Richter seyn wolle; daß Ludwig gar nicht gerichtet werden könne, und daß es ein Verbrechen seyn würde, wenn der Konvent sich eine neue Authorität anmaßen wollte, die ihm nach den bestehenden Gesetzen nicht gebührte. Er sagte es frey, daß die Franzosen

zosen dem unglücklichen Könige ihre Freiheit zu verdanken hätten, nur eine Parthei ihn verfolge, daß diese Parthei alle noch so grausamen Mittel anwende, den König auf das Schaffot zu bringen, und die Nazion mit einem Verbrechen zu brandmarken, das ihr die Welt nie vergeben würde. Er bewies in der Folge aus Urkunden und Thathandlungen, daß die Verbrechen, deren man Ludwig beschuldigt, erdichtet, verdreht, oder nicht die Seinigen wären.

Man kann es sagen, daß die musterhafte Rede des de Seze einen großen Eindruck auf den Konvent machte. Man sprach auch nachher in Paris, daß das Urtheil für Ludwig XVI. gewiß gut ausgefallen seyn würde, wenn der Konvent seinem ersten Entschluße gemäß sogleich zur Untersuchung der Vertheidigung und zum Urtheile geschritten wäre; allein die Jakobiner boten hier alle ihre Hilfsmittel auf, um den Eindruck der Vertheidigungsrede zu verhindern. Sie verschoben aus dieser Absicht die Untersuchung, und Verurtheilung, damit sie sich eines Ausgangs nach ihrem Wunsche versichern könnten.

Das erste, was sie thaten, war, daß sie einige Sekzionen von Paris, die von jeher

ganz von ihrem Willen abhiengen, in Verwirrung brachten. Diese Sekzionen schickten auf Anstiften der Jakobiner eine Deputazion an den Naz. Konv., welche Ludwigs Tod im Namen der ganzen Nazion verlangen mußten. — Bald darauf nahmen sie einige hundert alte Weiber, Bettelkinder und Krüppeln in Sold, gesellten dieser Gesellschaft einige Redner bei, und führten sie im Naz. Konv. auf. Die Weiber und Kinder musten weinen, und schreien; die Krippeln ächzen und winseln; Denn dazu waren sie gedungen. Die Redner verlangten im Namen dieser Elenden Ludwigs Tod, weil Ludwig, wie sie sagten an ihrem Elend Schuld wäre. Einige antijakobinische Deputirte entdeckten diese List der Jakobiner auf der Stelle; allein die Jakobiner behaupteten den Platz, und ihre saubere Miethlinge erhielten die Ehre der Sitzung.

Unterdessen hatten die Jakobiner an ihre affildirte Klubs in Königreiche den Befehl erlassen, Föderirte herbeizuschicken; denn da mittlerweile der Antrag im Naz. Konv. gemacht wurde, daß das Urtheil über Ludwig der Sankzion des Volks unterworfen werden sollte, oder daß auch Ludwig gegen dieses Urtheil an das Volk appelliren könne,

so

so fürchteten sie, daß ihre Absicht dennoch vereitelt werden möchte. Der Tag der Verurtheilung wurde auf den 14ten Jenner 1793 bestimmt. Um diese Zeit waren die Föderirten schon in Paris angekommen, und hatten mit den Jakobinern gemeine Sache gemacht. Itzt schritt man zu Berathschlagungen über Ludwigs Urtheil, nachdem man vorher dekretirt hatte, daß die Föderirten mit den Pariser Nazionalgarden zugleich alle Posten besetzen sollten.

Wenn man sich von der willkührlichen Verfahrungsart des Naz. Konv. überzeugen will, so darf man nur bemerken, daß die Vertheidigung desselben gar nicht in Anregung kam. Anstat die Gründe derselben mit den Gründen der Anklage zusammen zu halten, beide kaltblütig zu untersuchen und ihren Gehalt zu bestimmen, gab man sich mit leeren Sophistereien ab, und zankte sich über nichts bedeutende Dinge. Der Tag des Urtheils erschien endlich. Die ganze Welt glaubte, daß wenigstens an diesem Tage der Naz. Konv. die Untersuchung der Vertheidigung und die Vergleichung derselben mit der Anklage vornehmen würde; aber auch hier geschah es nicht. Die Jakobiner legten statt aller Prüfung dem Konvente einige Fragen

vor, welche noch vor dem Urtheil entschieden werden sollten, und diese wurden in den Sitzungen vom 15. und 16. Jäner durch namentlichen Aufruf beantwortet. Diese Fragen waren folgende. 1) Ist Ludwig des Landesverraths schuldig? 2) Kann eine Appellazion gegen das über ihn zu fällende Urtheil Statt finden? 3) Hat er den Tod verdient?

Ehe ich weiter gehe; muß ich noch einige Erinnerungen machen. Ludwig sollte nach den bestehenden Gesetzen ein Verräther des Vaterlands seyn, da man ihn itzt als blosen Bürger für seine Handlungen als König richten wollte. Man wollte ihn nach den Landesgesetzen als einen Verräther erklären; aber nicht nach denselben verurtheilen. Das neue Kriminalgesetzbuch sagt ausdrücklich, daß Niemand anders als mit zwei Drittheilen der Stimmen des Tribunals gerichtet werden könne. Aber der Naz. Konv., der als Kläger auftrat, und sich das Richteramt zugleich anmaßte, gieng darüber hinaus, und beschloß in einem besondern Dekrete, daß die absolute Mehrheit, d. i. wenn nur eine Stimme über die Hälfte wäre, entscheiden sollte.

Nie waren die Jakobiner zu Paris geschäftiger, als um diese Zeit. Sie wirkten nicht

nur

nur im Konvente, sondern auch unter dem Volke. Daß verhaßte Föderazionsgesindel, welches diese Ungeheuer zur Begünstigung ihrer Schandthaten herbeigerufen hatten, lief wie rasend in den Strassen herum, wetzte die Säbel an den Steinen, und drohte den Deputirten, welche nicht für Ludwigs Hinrichtung stimmen würden, den Tod. Diese zu allen Verbrechen geneigten Schandbuben fielen selbst auf öffentlicher Strasse, und vor dem Saale der Versammlung mehrere Deputirte an, mißhandelten sie, und schworen ihnen den Tod, wenn sie nicht Ludwigs Verurtheilung befördern helfen würden. Diejenigen Pariser Sekzionen, deren unumschränkte Gebiether die Jakobiner sind, versammelten sich auf dem Marsfelde, und verbanden sich da durch den fürchterlichsten Eid, alles von der Erde zu vertilgen, was sich dem Tode Ludwigs widersetzen würde, und nicht eher zu ruhen, als bis dieser unglückliche König hingerichtet seyn würde. Das alles wurde im Naz. Konv. selbst von Deputirten denunzirt, man zeigte daraus, daß die Richter zu ihrem Urtheile gezwungen würden; allein das nüzte nichts. Die Jakobiner brachten es dahin, daß man sich an die Reden dieser Männer gar nicht kehrte. Selbst ein Pariser Erzdemokratisches Blatt erzählt dieses.

Die Fragen wurden nach und nach beantwortet; wie sich leicht einsehen läßt, fiel die Beantwortung derselben nach den Wünschen der Jakobiner aus. Die erste Frage wurde durch eine Mehrheit mit Ja, die andere mit Nein beantwortet. Der verhaßte Egalite, vormals Herzog von Orleans, sträubte sich mit seiner ganzen Unverschämtheit gegen die Appellazion an das Volk.

Am 16ten wurde die dritte Frage vorgenommen, und diese fiel mit einer Mehrheit von fünf Stimmen bejahend aus. Ludwigs Tod war also beschlossen in einer Sitzung, welche 36 Stunden dauerte. Egalite votirte ebenfalls für den Tod. Gleich nach ausgesprochenen Urtheil tratten Ludwigs Vertheidiger in den Saal. De Seze las einen Brief von Ludwig, worinn dieser an das Volk appellirt, und ausdrücklich verlangt, daß von seinem Verlangen eine Erwähnung im Protokolle geschehen möchte. De Seze hielt darauf eine kurze aber rührende Rede, er stellte, so wie nach ihm Tronchet, der Versammlung vor, wie unbillig und gesetzwidrig eine solche Verurtheilung wäre. Er rief die Menschlichkeit, die Tugend an, und seine Wohlredenheit machte so starken Eindruck, daß man ihm die Ehre der Sitzung gestattete. Allein

so-

sogleich bestieg der blutdürstige Robespiere den Rednerstuhl, donnerte stark gegen Ludwigs Begehren, und gegen die Vorstellung des de Seze, und auf seinen Antrag wurde dekretirt, daß ersteres nicht statt finden, und letzteren nicht Genüge geleistet werden könnte. — Noch ehe der Konvent den Tod über Ludwig XVI. beschloß, lief ein Schreiben des spannischen Gesandten, des einzigen, der noch in Paris ist, ein, welches den Prozeß gegen Ludwig zum Gegenstand hatte. Die Jakobiner setzten es durch, daß es nicht gelesen wurde.

Es ist der Bemerkung wohl werth, daß Leute, die vorhin bey der Welt in ziemlich schlechten Ruf standen, sich bei dieser Verurtheilung gegen alle Erwartung gut betrugen. Manuel votirte nicht mit, und gab seine Dimission. In einem Brief an den Konvent sagt er, daß man ihn gemißhandelt und mit dem Tode bedroht habe, wenn er nicht für die Hinrichtung Ludwigs stimmen würde. Kersaint nahm ebenfalls seine Dimission, und sagte in einem öffentlichen Anschlagzettel, daß er nicht länger in einer Versammlung bleiben könnte, wo die Mörder vom 2ten und 3ten September das Uebergewicht hätten. Der Bischof Fauchet votirte ebenfalls nicht. Buzot sagte, wenn gleich die Banditen die gegen ihn

geäußerte Drohungen erfüllen würden, so wolle er doch nicht mit der Schande sterben, dem Tode Ludwigs beigestimmt zu haben.

So wurde Ludwig der XVI. zum Tode verurtheilt, weil ihn, wie es aus allen Umständen erhellt, die Jakobiner dazu verurtheilen wollten.

Es war eben am 17ten Jänner, als Malesherbes in den Temple gieng, und den unglücklichen König also anredete: „Sire, ich kenne Ihren Muth und Ihre Standhaftigkeit, und eben darum will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Urtheil bereits gefällt ist.“ „Desto besser erwiederte Ludwig, so werde ich doch einmal aus meiner Ungewißheit gerissen, die mir immer schrecklicher als der Tod selbst war.“

Es war nun noch im Konvente der Umstand zu entscheiden, ob Ludwigs Urtheil gleich vollzogen, oder verschoben werden sollte. Die Jakobiner wünschten das erstere, und ob man gleich bis tief in die Nacht hinein am 16ten Jänner darüber debatirte, so setzte diese Rotte doch ihr Vorhaben durch. Egalite war der erste, der eine Hinrichtung ohne Aufschub verlangte. Ludwigs Hinrichtung wurde also auf den 21ten Jänner festgesetzt. —

Am

Am 20sten Vormittags wurde dem unglücklichen König das Todesurtheil vorgelesen. Er hörte es mit Standhaftigkeit an. Nun verlangte er, daß man ihm 3 Tage Aufschub gebe, um sich zur Erscheinung vor Gott würdig vorbereiten zu können, daß man ihn von der lästigen Aufsicht der Municipalbeamten befreie, und mit seiner Familie frei umgehen lasse, daß man für seine Pensionairs, die alle alt wären, und blos von der Pension lebten, und für seine Familie sorge, und daß man ihm einen Geistlichen, den er nannte, erlaube. Der Konvent willigte in alles, nur den dreitägigen Aufschub gestattete er nicht.

Am Abend lies er seine Familie zu sich kommen, und sprach einige Stunden mit Allen. Gott, welch ein Dolchstich mußte für die zärtliche Gemahlin, für die geliebte Schwester, für die guten Kinder die Nachricht seyn, daß morgen Ludwig auf dem Schaffot sterben sollte. So eine Szene läßt sich nur empfinden. Alles schwamm in Thränen, alles jamerte und klagte. Der Prinz wand sich an den Munizipalkommissair im Vorzimmer, und bat ihn, ihm zu erlauben, daß er auf die Gasse gehen, und das Volk um Gnade für seinen Papa bitten dürfe.

Aber

Aber der König behielt seine Standhaftigkeit bei, und nach einer langen Unterredung nahm er von seiner Familie bis auf Wiedersehen in der Ewigkeit Abschied.

Ludwig hatte schon seit 8 Tagen die Gebete der Sterbenden gelesen, und sich mit dem Begriff vom Tode sehr vertraut gemacht. Itzt überließ er sich dem wärmsten Gebete einige Stunden lang, legte sich sodann zur Ruhe, und stand wieder zeitlich auf. Der Geistliche war bereits da, Ludwig beichtete, und empfieng das heilige Abendmahl. Er betete darauf so lange, bis der Generalkommandant mit den Kommissarien ankam, um ihn zum Tode zu führen.

Da ihm dieser die Absicht seiner Ankunft angezeigt hatte, verlangte Ludwig noch 3 Minuten, um mit dem Beichtvater zu reden. Dies wurde ihm zugestanden. Er sagte sodann, daß er bereit wäre, und übergab im Hinausgehen einem Munizipalkommissair sein Testament, mit der Bitte, selbes der Gemeinde vorzulegen, welches auch nachher geschah. Er ersuchte die Kommissairs, jene Personen, welche in seinem Dienste wären, der Gemeinde zu empfehlen, und zu trachten, daß sein Kammerdiener, Clery, bey der Königinn

angestellt würde. Durch den ersten Hof des Temple gieng er zu Fuß, und im zweiten bestieg er den für ihn bestimmten Wagen. Der Wagen war von Reuterei und Fußvolk stark bedeckt, der ganze Weg mit Soldaten besetzt, und in den Quergässen Kanonen aufgepflanzt. Kein Frauenzimmer und kein Kind durfte sich in ganz Paris auf der Gasse sehen lassen. Die plötzliche Todesstrafe war für jenen bestimmt, der Gnade rufen würde. In allen Sekzionen der Stadt stand Militair in Bereitschaft, kurz alles war so eingerichtet, daß der Schrecken, die Furcht jeden günstigen Gedanken in den Herzen einzelner Menschen unterdrücken mußte.

Indessen wurden die Anstalten zu der schrecklichen Hinrichtung gemacht, und sie ist am 21. wirklich vor sich gegangen. Die umständlichen Erzählungen, die man davon hat, da sie bloß aus französischen Blättern herrühren, sind wohl schwerlich getreu. Der Hauptsache nach, wie schon im Wiener Zeitungsblatte vom 6. Februar erzählt wurde, und der Verfasser wörtlich beizubehalten für gut hält, enthalten sie Folgendes:

„Schon zwischen 7 und 8 Uhr Morgens, war die ganze bewaffnete Macht unter dem

Gewehr, und alle Bataillone begaben sich auf ihre Posten. Der König nahm noch am 20. des Abends Speise zu sich und schlief die ganze Nacht ruhig, am 21. Morgens gegen 6 Uhr aber wachte er plötzlich auf, sprang aus dem Bette und kleidete sich an, ohne ein Wort zu reden. Seine Kleidung bestand aus einem dunkelbraunen Rock, weisser Weste, grauen Beinkleidern und weissen Strümpfen. Gegen 9 Uhr, nach einem Abschiede von seiner Familie (deren Schmerz sich nur denken, nicht beschreiben läßt,) brachte man Se. Majestät, ohne daß Sie etwas zu sich genommen hätten, in den Wagen, um nach den Richtplatz zu fahren. Sein Beichtvater und ein Offizier von der Gendarmerie fuhren mit ihm. Auf dem Wege sprach er kein Wort, sah nachdenkend, doch aber nicht niedergeschlagen aus und bethete mit Andacht.

Alles gieng auf dem ganzen Wege stille und ruhig vor sich, und nur bey dem Herausfahren aus dem Tempel, schrieen einige Stimmen: Gnade, Gnade! Ein Viertel nach 10 Uhr langte er auf dem Revolutionsplatze, ehedem Platz Ludwigs XV. an. Das Blutgerüste war an dem Fußgestelle, worauf noch vor 4 Monaten die Statue seines Großvaters stand. Hier blieb er noch einige Minuten in

der

der Kutsche, endlich stieg er mit seinem Beichtvater aus, und bestieg herzhaft das Gerüste, wo die Guillotine (Köpfmaschine) schon zubereitet war. Er gieng bis an den Rand mit erhabenem Haupte, warf seine Blicke überall ruhig herum, wendete sich dann an das Volk, und sagte mit lauter Stimme: „Franzosen ich sterbe unschuldig. Von diesem Schaffote herunter, in dem Augenblicke, da ich bereit bin vor Gott zu erscheinen, sage ich euch diese Wahrheit! doch ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche daß Frankreich" — — Hier wirbelten die Trummeln, damit die Stimme des Königs, und die Stimmen derjenigen, die Gnade riefen, erstickt wurden. Die Exekution dauerte nicht 8 Sekunden, und kaum war der Streich geschehen, als sich ein (höllenmäßiges, vermuthlich aber von des Königs Mördern bezahltes) Geschrey erhob: Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! Der Henker nahm hierauf das Haupt des gemordeten Königs, und zeigte es dem Volke. Der Rumpf ward in einen Korb gelegt, und nach der Magdalenen-Kirche abgeführt."

So schimpflich, aber in den Augen der gerechten Welt, vielmehr geehret als beschimpft, starb Ludwig XVI., im 39 Jahre seines

Alters,

Alters, nachdem er durch 18 Jahre regiert, immer sich groß, edel und keinem Laster ergeben gezeigt, und unablässig an dem Wohl seines Volkes gearbeitet hatte, von dem er auch geehrt und geliebt war, bis die unselige Revolution ausbrach, und alle Bande der Sittlichkeit und Treue zerriß.

Sieben

Nro. VIII.

Sieben und vierzigste Geschichte.

Schreiben eines ehemaligen Jakobiners an diese Versammlung nach Paris; als Beitrag zur Geschichte des heutigen Frankreichs.

Mit Ungeduld werden sie Nachricht von der Sendung, die Sie mir anvertraut haben, erwarten; Sie werden sich aber sehr verwundern, wenn Sie vernehmen, daß ich kaum die Hälfte meiner Bahn erreicht habe. Ich gestehe es, ich habe allen Muth verloren, meiner Bestimmung nachzukommen. Darf ich es ihnen sagen? — Gewissensbisse haben sich mir in den Weg gelegt, schreckliche Gewissensbisse! und ich finde für nöthig, Ihnen die mir bey reiferm Nachsinnen vorgekommenen Betrachtungen mitzutheilen. Alle unsere Bemühungen sind Vergebens. —

Ihr stehet am Rande des Abgrundes, und es scheinet, der Augenblick sey nicht weit entfernt, daß die Laster bestraft und gerächet werden sollen. Alle unsere, zur Verbreitung des Aufruhrs, zur Verallgemeinung des Mordes angepriesenen Mittel verlieren sowohl in den Provinzen als außerhalb Frankreich täglich mehr und mehr von ihrer Kraft; die Verführung erreicht ihr Ende, und der Verführer wird vielleicht bald durch die nämliche Hand, die er verführt hat, gestraft werden. Dieser Gedanke schrecket mich, und ich bin der Mensch nicht mehr, den Sie in mir gekannt haben. Ich schaudre, wenn ich auf dasjenige, so ich gewesen, zurückdenke. Ist es Wahrheitslicht, was mich beleuchtet, oder eine unerwartete Zurückkehr zur Tugend? Ich weis es nicht, und kann Ihnen nur schildern, was ich fühle. — — Rechnen Sie nicht mehr auf mich. Dieser Brief ist der letzte, und auch der einzige, über den ich nicht erröthen darf. Ach hätten Sie wie ich die Provinzen durchwandert, so würden Sie eben so gut als ich wahrgenommen haben, daß der Nazionalkonvent, welcher noch vor kurzem der Gegenstand der Anbethung war, nunmehr der Gegenstand eines fast allgemeinen Greuels geworden ist, und man redet nicht von dieser

ser Versammlung, als um ihre Handlungen und die Urheber derselben zu verfluchen. Der Gedanke von Ausspionirung, Inquisition, Nachsuchungsausschuß, und die Furcht vor der Wuth des Pöbels, womit vorsetzlich immerfort gedrohet wird, verhindert bisher die Vereinigung wohlmeinender Bürger; die ganze Sache hängt aber blos an einem Faden. Die mit verfluchter Geschicklichkeit bewirkte Uneinigkeit, und das gestiftete Mißtrauen, wodurch die nothwendige Offenherzigkeit gehemmt wurde, nimmt täglich deßwegen ab, weil alle Stände mißvergnügt sind, weil man alle Stände hintergangen, belogen, unglücklich gemacht hat; weil man ihnen Freiheit vorspiegelte, indeß man ihnen Ketten auf den Nacken warf. — Das Elend ist überall auf das höchste gestiegen. Man vermaledeiet ein Glück, zu dem ein blutiger Weg, die Aufopferung von Tausenden, und offenbarer Jammer führen. Ich sehe den Augenblick einer allgemeinen Zusammentretung für ganz nahe an. Die Gegenrevolution wird reissend seyn, und die Krise wenige Augenblicke dauern.

Die Grundsätze einer allgemeinen Gleichheit, mit denen wir die Köpfe des Volks erhitzten, und Verderben unter die Menschen

brachten, thun dermalen eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Das Volk will lieber von jenen abhangen, welches allezeit als seine Vorgesetzte, es sey durch Geburt oder Vermögen, angesehen hat, als von seines gleichen, die es größtentheils mit Verachtung betrachten, und deren Joch dadurch viel härter ist, weil es durch keinen einzigen Vortheil oder Schutz, den sie unter ihren vorigen Herrn genossen, erleichtert wird. Der ehrliche Bürger ist überall äußerst aufgebrach. Durch das neue Freiheitssystem sieht er sein Gewerbe todt liegen, seine Vorrathskammern leer, seine Fabriken außer Wirksammkeit, seine Kinder verderben; sieht die Religion verachten, alles, was heilig ist mit Füssen tretten, Mörder und Räuber ungestraft umherziehen. Die recht verächtliche Zusammensetzung eines großen Theils der Departements, Districten und Municipalitäten klärt alle ehrliche Leute auf. Die Gewählten werden verachtet, ihre Gewalt wird ihnen genommen, und ihr Fall so schleunig seyn, als auffallend ihre Erhebung war. Eine Probe dieser allgemeinen Meinung ist die Art, wie die Wahlen der Municipalitäten vor sich gegangen sind, und noch vorgehen. In mehrern Städten, wo die Bevölkerung 20 bis 25 tausend Seelen ausmacht, habe

ich

ich gesehen, daß sich keine 2 bis 3 hundert bei den Wahlen einfanden, und von gemeinen Arbeitsleuten habe ich den Ausdruck vorbringen hören, daß sie sich entehrt glaubten, wenn sie bei solchen Zusammenkünften ihre Stimmen geben sollten. Alle gegenwärtige Bemühungen sind ohne Kraft Dem Publikum sind die Schuppen von den Augen gefallen; es sieht, das man es in ein Labyrinth geführt habe, und ist entschlossen, sich Auswege zu suchen. Die allgemeine Stimme wird nächstens öffentlich ertönen. Nur das Geld wirkt nur noch bei einer geringen Zahl Unglücklicher, die nichts zu verlieren haben, und deren ein großer Theil schon zum Voraus von Gerichtswegen geschändet war. Die Menge der ausgestellten Kommissarien, die das Volk vollends aussaugen, ist demselben zur Last, die es abzuschütteln bereit ist. Es sieht diese Beamten für seine Blutigel an, die viel begierlicher und rascher im Zugreifen sind, als sie je Frankreich gehabt hat. Das Nachdenken und Raisoniren, so ich hierüber auch bei ganz geringen Leuten wahrgenommen, hat nicht wenig zu meiner Aufklärung beigetragen. Es ist kein einziger unter ihnen, welcher die unendlichen Kosten der jetzigen Verwaltung nicht berechne, und mit jenen

der vorigen Regierung vergleiche. Ohnehin ist es kündig, daß in den Bezirkskassen schier nirgend wo ein Heller vorfindig, und das Elend allenthalben seine höchste Stuffe erstiegen habe. Das Volk siehet auch gar gut ein, daß, ohngeachtet aller ihm gemachten Vorspiegelungen, die Abgaben mit der Zeit nicht nur nicht gemindert, sondern merklich erhöhet werden müssen.

Die Verfolgung der Geistlichkeit und des Adels bringt überall eine andere Wirkung, als man gehofft hatte, hervor. Man greift mit Händen, wie ungerecht hier die Gesetzgeber der Nazion verfahren, und da sowohl die Geistlichkeit als der Adel durchgängig viel Gutes gethan, auch sonst durch ihre Aufführung fast überall sich Liebe und Verehrung erwarben; so verlangt das Volk dieselben zurück, und zwar nicht arm und dürftig, sondern in dem Stande, daß sie ferner Gutes thun können. Alle Kaufleute und Lieferanten schrieen laut, daß sie Hungers sterben müssen. Die Geistlichkeit hat dadurch nicht nur das Volk, sondern auch viele ihrer ärgsten Feinde gewonnen, daß sie bei Hinwegnehmung ihrer Güter und Gefälle jedoch nur als eine Gnade sich ausgebeten hat, ihre Amtspflichten unentgeldlich

beizu-

beizubehalten, und über die Barbarey, die ihnen diese Bitte versagte, ist das Volk wüthend. — Vielleicht hoffet ihr, unglückliche Franzosen! euch bei der Armee durch die dem Soldaten zugestandene Freiheit und das ihm zugehende Geld Stützen zu verschaffen; allein ich kann euch versichern, daß der durch Freiheit und Geld verführte Soldat dermalen einer ihm zur Last gewordenen Freiheit müde ist, und die Truppen, welche vorhin einen gesicherten Standfuß hatten, über ihr zukünftiges Schicksal unruhig sind, und, da sie vorher als Schützer des Vaterlandes und Handhaber der öffentlichen Ordnung geehret waren, sie sich dadurch zu sehr gedemüthiget sehen, daß sie einer Nazionaltruppe, die erst aufsteht, und sich noch nirgendwo durch Bekämpfung eines Feindes hervorgethan, die Ehrenposten abgeben sollen. Es wird um so weniger Mühe kosten, die ganze Armee abwendig zu machen, als der Soldat schon durchgängig die Aufloderung seiner Liebe zur Ehre und zur Liebe des Königs merken läßt. Noch eine Anmerkung, und ich schließe: Mein Vater hatte sein ansehnliches Vermögen einem Adelichen zu verdanken, und den nämlichen habe ich erstechen helfen. Ihr Jakobiner! habt mir allen möglichen Haß gegen die Geistlichkeit eingeflößet, und ein Geist-

licher war mein Tröster in meiner Krankheit. — Bei dem Notar** habe ich das Geld deponirt, das Sie mir mitgegeben, nehmen Sie es zurück, und sorgen Sie, daß es nicht zur Ausdehnung der Laster und zur Bewaffnung der unglücklichen Bürger gegen Bürger gebraucht werde. — Gott erbarme sich meines armen Vaterlandes!

Acht

Acht und vierzigste Geschichte.

Elterliches Gefühl erstickt vom Geiste der Revolution.

Es ist unglaublich, wie weit die Unmenschlichkeit der Franzosen reiche; unglaublich, daß so schreckliche Folgen von dem Revolutionsgeiste bewirkt werden können, wie der Leser aus nachstehender Geschichte mit Schauder ersehen wird.

In Versailles lebte ein Kaufmann, der mit seinem Weibe durch die ganze Zeit seiner Ehe nicht mehr als ein Kind erzeugt hatte. Es war ein Mädchen, das die Natur mit allen Reitzen der Schönheit ausrüstete, und nicht weniger ihr Herz für das Gute empfänglich machte. Beide Eltern, pöbelhafte, unempfindliche Leute, Leute, die nur auf Gewinn ausgiengen, und dem schmutzigsten Eigennutze alles aufopferten, vernachläßigten gänzlich die Bildung des Characters an ihrer Tochter, und Schönheit und An-

lagen würden völlig verwahrloset worden seyn, wenn nicht eine weitläufige Anverwandtinn sich des lieben Mädchens angenommen, und Elternstelle an ihr vertretten hätte. Antoinette kam also frühzeitig aus dem Hause ihrer Erzeuger, und bekam, unter den Augen ihrer Freundinn, die beste Erziehung. Ungeheuchelte Gottesfurcht ward tief ihrer Seele eingeprägt, und Religion zur Sache ihres Herzens gemacht. Ihr Verstand nahm täglich an Begriffen zu, die von der Art waren, daß immer der neu erworbene die schon erlangte Idee berichtigte, und aufklärte. Mündlicher Unterricht und Bücher machten bald Antoinetten zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe. Man bewunderte die seltenen Kenntnisse und feine Denkungsart des Mädchens, denn man war nicht gewohnt, so was in einem Alter beisammen zu finden, das immer noch Kindesalter war. Antoinettens Bescheidenheit lockte vollends jedermann den vollesten Beifall ab, und eroberte ihr jedes Herz. — Die alte Tante des Mädchens, auch noch in ihren Jahren Freundinn der schönen Natur, und der Werke der Kunst, besuchte nicht selten mit ihrer Pflegtochter den königlichen Garten zu Versailles, und benützte jede Gelegenheit, der aufmerksamen Schülerinn Geschmack

an dem wahren Schönen und Großen zu zubringen. Antoinette lohnte auch bei= Mühe ihrer fleißigen Lehrerinn; und ward in eben dem Grade Enthusiast für die kunst= lose plastische Natur, als sie Bewunderinn des Erhabenen, des Großen in Kunstwerken war. Der königliche Garten war des Mäd= chens Lieblingsort. Jede Stunde, die ihr Unterricht und häusliche Arbeit frei ließen, brachte sie, mit einem Buche in der Hand, in diesen Eden zu, und hier war es, wo Antoinette, die Königinn, Antoinetten, das schöne Bürgermädchen sah, und in der Folge auch kennen lernte. — Antoinette ließ einst auf einer Rasenbank ihr Buch lie= gen, und gieng nach einer Grotte, wo sich ihre Erzieherinn befand. — Die Königinn die das Mädchen schon öfter beobachtet und sowohl an ihrer körperlichen Bildung, als an ihren ganzen Benehmen großes Wohlge= fallen gefunden hatte, beobachtete sie auch dießmal ungesehen aus einem nahen Som= merhause, und sah, daß das gute Mäd= chen bei der Lesung des Buches geweint, und zu wiederholtenmalen ihr nasses Auge gegen Himmel gerichtet habe. Sogleich erhielt ei= ne der königlichen Kammerfrauen den Be= fehl, das Buch von der Rasenbank zu hoh= len. Die Königinn vermuthete einen Ro=

man,

man, die Modelektür auch der Kinder in Frankreich; aber wie fand sie sich betroffen, als sie sah, daß es Betrachtungen über die Schönheiten der Natur und die Werke Gottes waren. Die große Königinn beschloß, ihre kleine Leserinn zu sprechen. Mit dem Buche in der Hand, gieng die Fürstinn nach dem Orte, wo unsere Antonie dasselbe liegen gelassen hatte; und in demselben Augenblicke kam auch diese, solches zu suchen. Die Königinn redete sie an, und gab ihr mit einer Freundlichkeit das Buch, die alle Schüchternheit von dem Mädchen wegbannte. Die Königinn sprach viel, und mancherlei, und Antonie antwortete so richtig, so ungezwungen, mit so vielem Anstand, daß die Monarchinn nicht umhin konnte, das Mädchen in ihre Arme zu nehmen und mit Wärme zu küssen. Dazu kam nun auch die ehrwürdige Matrone, die Erzieherinn des Mädchens. Die Königinn bewunderte den Verstand der braven Frau, und äußerte den Wunsch, beide näher um sich zu haben. Es geschah. Antonie und ihre Pflegmutter zogen in das königliche Schloß, und die Eltern der ersten erhielten eine ansehnliche Pension.

Täglich unterhielt sich die Fürstinn mit ihrer kleinen Gesellschafterinn, und sah mit inniger Freude, wie sich die Talente der zarten Seele schnell entwickelten und zur völligen Reife eilten.

Antoniens Verwandtinn starb, und von dieser Zeit an, sah das gute Mädchen die Königinn für ihre Mutter an, die es auch wirklich war. Sie hieng mit ganzer Seele an ihrer Fürstinn.

Die unglückliche Oktobernacht war es, wo dieses Mädchen einen Beweis ihrer großen Liebe für Frankreichs Regentinn gab, der allerdings Heldentugend genannt zu werden verdient. Als die Königinn nach dem Zimmer ihres Gemahls floh, und Mörder mit gezückten Dolchen ihr nacheilten, sprang Antonie vor die Rotte hin, und bot ihre Brust den Banditen dar. —

Einer derselben erkannte sie, ergriff sie, und brachte sie ihren Eltern. Diese, schon von dem Gifthauche des Aufruhrs verpestet, nahmen sie als eine königlich Gesinnte, nicht auf. Antonie verließ Versailles, und floh nach Paris, ihrer Königinn nach. — Jahre vergiengen, und niemand wußte um

das

das Mädchen. Erst itzt, da die Monarchinn im Tempelthurm schmachtet, erst itzt tritt diese Heldinn wieder auf. Sie fand Gelegenheit in den Thurm zu kommen, und ihrer erhabenen kranken Wohlthäterinn sich als Dienerinn anzubieten. Die sanfte, dankbare Seele erreichte aber ihren Endzweck nicht. Man bemächtigte sich ihrer, und übergab sie abermals ihren Eltern. Wie reißende Tyger fielen diese ihr einziges Kind an. Die Mutter machte den Henker, indeß der Vater auf neue Martern sann. Antoniens Körper ward dergestalt zergeißelt und zerfleischt, daß nicht ein Plätzchen übrig blieb, das nicht zerhauen war. Und noch nicht gesättigt, hoben die beiden Tyrannen das gemarterte Kind auf ein mit zerflossenem Schwefel bestrichenes Stück Holz, zwangen die Märtyrinn, sich darauf zu setzen, hiengen ihr auf jeden Fuß schwere Gewichte, banden sie mit dem Kopfe an einen Balken, und entzündeten das Schwefelholz — Antonie blickte sanft ihre Eltern an; reden konnte sie nicht mehr. Die Ungeheuer spieen ihr in's Gesicht, und riefen Leute zu Zeugen, welche Patrioten sie wären. — Antonie ward langsam gebraten. Das Volk überhäufte die unnatürlichen Mörder mit Lobsprüchen, führte sie als Freunde

des Vaterlands im Triumphe umher, und schrieen jedem Vater, jeder Mutter zu, ihrer Kinder um der Freiheit willen, um der Gleichheit willen nicht zu schonen.

O Verfall der Menschheit!

Neun

Neun und vierzigste Geschichte.

Vergiftung, Mordbrand und Raub.

Die abscheuliche Behandlung, die Frankreichs Monarch gegenwärtig erfahren muß, hat diesem erhabenen Dulder viele Freunde im Volke erworben. Man fühlet hie und da das Unrecht, welches Ludwig dem XVI und seiner Familie zugefügt wird, man fühlet, das Niederträchtige in dem Benehmen seiner Richter, und spricht ziemlich laut und in unzweydeutigen Worten von Rache. — Treulich hinterbringen diese Denkungsart verkappte Spionen der Nationalversammlung, der daran gelegen ist, die Urtheile des Volks über ihre Thaten zu erfahren, und diese säumet nicht, solche Maaßregeln zu treffen, die sie sichern, daß ihre gräulichen Plane nicht zu Wasser werden. Nachstehende Geschichte mag einstweilen zum Beweise dienen.

Drelincourt und seine Freunde wurden der Nationalversammlung als Personen angezeigt, die mit Nachdruck das Benehmen tadelen, welches sich diese anmaßlichen Gesetzgeber gegen ihren rechtmäßigen Souverain erlauben; als Personen, die wegen ihren Grundsätzen, — o es waren Grundsätze des Friedens, der Billigkeit und Ordnung! — befürchten ließen, daß ihnen wohl noch mehrere Bürger folgen dürften. — die Nationalversammlung ergrimmte bei dieser Nachricht, so wie das Laster ergrimmet, wenn sich ihm die Tugend in den Weg stellt; und beschloß, diese ihr gefährlich scheinende Familie von der Erde zu vertilgen. Banditen, die sie im Solde hält, und stündlich beschäftigt, die kleine Zahl der Guten vollends auszulöschen, hörten den mörderischen Entschluß, und eilten, ihn zu vollführen.

Drelincourt begieng so eben den 90ten Geburtstag seines ruhmvollen Lebens. Seine Freunde, Kinder und Kindeskinder waren versammelt bei dem Greise, und zollten ihm ihre wärmsten Wünsche. An der Seite der würdigsten Gattinn, die, gleich ihm mit Tugenden geschmückt da stand, empfieng der redliche Greis, mit Freudenthränen im

Auge, den Zoll der Liebe und Achtung von den Seinen, und bat die zahlreiche Versammlung, — es waren 22 Personen zugegen, mit ihm und seiner Lebensgenossinn ein Mahl einzunehmen, das Freundschaft und Liebe würzen sollten. Zwar leben wir nicht, in einem Zeitpunkte, sprach er seufzend, daß wir uns der Freude überlassen könnten. Frieden und Eintracht sind von unsern Wohnungen gewichen, und der Geist der Zerrüttung hält Wache vor denselben. Mitten im Genuße des Vergnügens könnte uns leicht der Dolch des Mörders schrecken, oder das Blut der Unschuld sich mit unserm Getränke vermischen. — Und schmachtet er nicht, der uns Vater war? Duldet nicht Ludwig? O — meine Freunde, die Lage des Vaterlandes erlaubt uns wahrlich nicht, Vergnügungen die Hand zu bieten. — Doch gönnet mir diesen Tag; mir ahndet, daß ich ihn nicht wieder in euerm Zirkel verleben werde. Das Stundenglas meines Erdenlebens ist bald abgelaufen, und des Jammers ist viel um mich her. Bleibt bei mir! Stille Freude, und ein gemeinschaftliches Erinnern an unsern guten König soll uns, sey es auch für Augenblicke nur, nach dem Maaße unserer Empfänglichkeit glücklich machen. „So redete Drelincourt,

und

und Thränen netzten seine Wangen. Die Versammelten drängten sich an ihn. Die Kinder küßten ihn schluchzend die Hände, und Küsse empfieng er von Freunden und Verwandten. Es war eine Gruppe, die Engelsanblick gewährte. Hold und lieblich so den Altvater in der Mitte einer zahlreichen Nachkommenschaft zu sehen; zu sehen, wie sehr ihn gute Menschen schätzten, und jedes Wort, das von seinem Munde kam, wie Orakelspruch aufnahmen; zu sehen, wie verehrungswürdig sich die Tugend zeigt, und Herzen fesselt; o — das ist was großes, was Erhabenes, eine Scene, die ich zu beschreiben nicht vermag; die aber zu entweihen der Lotterbube frech genug war.

Die trauliche Gesellschaft setzte sich zum einfachen Mahle, und genoß nun doppelt die Seligkeit häußlicher ungestörter Ruhe. Alles, was zur **Drelinkourt's** Familie gehörte, war beisammen bis auf einen, und dieser eine, ein Schwager des Greises, wäre nicht vom Feste geblieben, hätte ihn nicht eine plötzliche Krankheit abgehalten. Man sprach von **Bellemonte**, und bedauerte sehr daß man seinen Platz unausgefüllt sehen müsse. — Es wird an die Thüre gepocht, und ein Diener des **Bellemontschen** Hauses tritt

herein. Man befürchtete, eine unangenehme Nachricht zu vernehmen. Doch die ruhige, freundliche Mine des ankommenden Dieners benahm bald die bange Besorgniß der Tischgesellschaft. „Wie befindet sich mein lieber Schwager Bellemonte?“ fragte der Greis. „Er empfiehlt sich in euer Andenken, antwortete der Diener, und bittet euch, diese Flasche Liqueur auf seine Gesundheit zu leeren.“ „Es soll geschehen, erwiederte Drelincourt, und du sey Zeuge unserer Theilnehmung an der Besserung meines Schwagers, unseres Freundes.“ Der Diener entschuldigte sich mit Geschäften von Wichtigkeit, und verließ eilig das Zimmer. „Bellemonte denkt an mich, sagte lächelnd der Greis. Gott lohne dafür den braven Mann! — Freunde, reicht mir eure Gläser, und lasset uns auf Ludwigs Gesundheit den Liqueur verkosten. Wir sind unsrer 24. Rufet mir die Diener herein, auch diese sollen sich ihres unglücklichen Königs erinnern. Vergebt mir, meine Lieben! Ich weis nicht, welch eine sonderbare, lichte, doch unbeschreibbare Aussicht sich mir in die Zukunft öffnet. Lasset uns froh seyn, so lange wirs können! „Die Diener kamen. Drelincourt gab jeden der Anwesenden einen Theil des Liqueurs, auch den Dienern. „So, mei-

ne

ne Kinder, fuhr er fort, jeder hat seinen Antheil von dem Geschenke des guten Schwagers, und jeder trinke mit mir auf Ludwigs Gesundheit. Es lebe der König!" „Es lebe der König!" erscholl es in dem Speisesaale, und die Gläser standen leer. „So recht, so ist's gut, Kinder." Die Diener entfernten sich, und nun erst trank Drelincourt mit den Seinigen die Gesundheit des Schwagers. —

„Wahrlich, hub nach einer Pause der Hausvater an, auch in Trübsaalen findet noch ein Fünkchen Freude Platz, und dann wirkt es doppelt. Lasset uns fröhlig seyn, und dem Himmel danken, daß dieser Tag so ruhig dahinfließe. O stünden noch mehrere solcher Tage diesem zerrütteten Reiche bevor! — Gott gebe es!

Die ganze Gesellschaft stimmte mit in diesen Wunsch ein, überließ sich dem Vergnügen, und genoß der Wohlthat des Tages.

Der Abend brach schon ein, als einer von den Dienern des Hauses athemlos in die Stube stürzte, und die Nachricht brachte, daß sein Kamerade so eben plötzlich zur Erde gefallen wär. Alles erschrack. Jeder hob sich

von seinem Sitze, willens dem Unglücklichen zu helfen. Man eilte nach der Thüre, und — entsetzlich! hier fiel auch der keuchende Diener. Schrecklich waren die Zuckungen, unter denen er seinen Geist aufgab. Drelincourt und seine Gattinn, — auf beide hatte die Hiobspost gewaltig gewirkt, beide hatte der Anblick des sterbenden Dieners im Speisesaale erschüttert, lagen bestürzt einander in den Armen, und klagten über ein heftiges Brennen im Magen. — Mehrere der Anwesenden fühlten gleichen Schmerz. Ein Mädchen von 11 Jahren that einen heftigen Schrei, und fiel nieder. Die Augen waren ihr herausgetretten, grüner Schaum stand ihr vor dem Munde. Sie starb. Und itzt wuchs auch der brennende Schmerz Drelincourts. „In dem Liqueur war tödtender Gift, sprach er, bekam Konvulsionen, konnte kein Wort mehr hervorbringen, und erstarrte an der Seite seiner Gemahlinn, die ihm in wenigen Augenblicken in jene bessere Welt folgte: Zehn der anwesenden Personen lagen todt und fürchterlich entstellt im öden Saale. Die übrigen flohen nach Aerzten und Arzney. Aber der Engel des Todes ergriff sie auf der Straße, und würgte sie. Nur ein einziger aus 17 Personen blieb vom Gifte verschont, wahrscheinlich, daß er den geringsten Antheil bekommen

men hatte. Eine Menge Volks versammelte sich vor Drelincourts Hause; nannte diese unmenschliche That ein Meisterstück französischer Politik, zündete das Haus an, und raubte, was kostbares da war. Noch mehrere andere nebenstehende Häuser geriethen in Brand, und wurden geplündert. Der Diener, der an Drelincourt den Liqueur gebracht hatte, war ein besoldeter Spion der Nationalversammlung, und erhielt den Gift von den Banditen derselben, mit dem Auftrage, ihn als ein Geschenke von Bellemonte an seinen Schwager abzugeben.

Fünfzigste Geschichte.

Geschichte der Gefangenschaft und Hinrichtung des Marquis von Favras.

Gleich vom Anfange der französischen Revolution wurde jeder, der mit dem königlichen Hause in irgend einer Verbindung stand, oder sonst ein Mann von Ansehen war, und die Tollheiten und Ausschweifungen der Schwärmer nicht billigte, für einen Feind des Volkes gehalten. Das Volk wurde durch die ansehnlichen Prämien, die man auf die Entdeckung der Komplotte setzte, aufgemuntert, um den mindesten Verdacht gegen jemanden für Wahrheit zu halten. Auf diese Art, und gerade um nichts wurden mehrere rechtschaffene Männer selbst von den Gerichten zum Tode verurtheilt, denn um 24000 Livres zu gewinnen, fanden sich unter der so zahlreichen Klasse von liederlichen Gesindel in Paris Leute genug, wel-

welche als Zeugen auftraten, und die fürchterlichsten Eide leisteten. Hr. Marquis von Favras wurde ein unschuldiges Opfer dieser Meineide.

Am 24ten Dezember 1789 wurde Marquis von Favras um 11 Uhr Nachts, und nachher auch seine Gemahlin, eine gebohrne von Anhalt, arretirt. Man gab vor, er hätte einen Plan gemacht, um Hrn. Neker, La Fayette und Bailly umzubringen, den König nach Perone oder nach Metz zu führen, der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden, und das Volk wieder unter dem Gehorsam zu bringen. Man sagte, der Bruder des Königs, Monsieur, sei in diesen Plan mit verflochten, und stehe an der Spitze dieser Unternehmung. Favras habe deswegen eine Anleihe von 4 Millionen für den Prinzen negocirt, welche dazu dienen sollten, um ihren Plan desto kräftiger durchsetzen zu können. — Schon am 25ten Dezember in der Frühe fand man in allen Strassen der Stadt Paris einen Zettel angeheftet, welcher also lautete: „Der Marquis von Favras und seine Gemahlinn sind am 24ten arretirt worden, weil sie einen Plan gemacht hatten,

30000 Mann aufzuhetzen, um die Herren La Fayette und Bailly zu ermorden, und hernach die Lebensmittel abzuschneiden. — Monsieur, Bruder des Königs, war an der Spitze." — Dieser Lasterzettel war von Bavaux unterschrieben. — Schon am 26ten Dezember erschien Monsieur im Gemeinderath, und hielt eine schöne Anrede, um sich gegen die ihm gemachten Beschuldigungen zu rechtfertigen. Aus dieser Rede, und aus verschiedenen andern Beweisen ergiebt sich, daß Monsieur den Marquis von Favras seit 1776 nicht gesprochen habe. Monsieur brauchte zum Anfang des Jahrs 1790 Geld, um seine Schulden zu bezahlen, und für die Unterhaltung seines Hofstaats zu sorgen; er nahm daher in der Mitte des Monats Dezember 2 Millionen von den Banquiers Chaumel und Sartorius auf, und obgleich Herr von Favras diese Aufnahme besorgte, so stand blos der Schatzmeister des Prinzen mit ihm in Verbindung und Unterhandlung. Monsieur hatte ihm weder geschrieben, noch ihn gesprochen, ja er hatte ihn nicht einmal gesehen. Der Rath der Gemeinde machte dem Prinzen tausenderlei Komplimente, und nahm alle Worte desselben für das, was sie wirklich waren, für Wahrheit

heit an; dem ungeachtet wurde der Prozeß gegen Herrn von Favras instruirt; er blieb in den Gefängnissen der Abtei, seine Gemahlinn hatte noch immer Hausarrest, und in dem ersten Protokolle kommen folgende Verbrechen vor, deren man ihn beschuldigdigte. Er habe mit einer bewaffneten Macht zur Nachtszeit in die Stadt kommen, die 3 Häupter der Staatsverwaltung umbringen, die Garde des Königs angreifen, die Staatssiegel in Empfang nehmen, und Ihre Majestäten selbst mit Gewalt gegen Perone führen wollten. Er habe aus dieser Absicht einige Nazionalgarden zu gewinnen, durch Verheißungen auf seine Seite zu ziehen, und durch Vertheilung aufrührischer Schriften, besonders der Brochüre mit dem Titel: Ouvrez donc les yeux (Machet doch die Augen auf) zum Aufstand zu verleiten gesucht; er habe ferners mit den Wechslern, um sich die dazu nöthigen Geldsummen zu verschaffen, und mit andern Leuten, um die Verschwörung auch auf andere Provinzen auszudehnen, Unterhandlungen gepflogen. Dies waren die Klagpunkte, und alle sollten nun durch Zeugenaussagen bewiesen werden.

Diese

Diese Zeugen wurden nun nach und nach verhört, und ihre Aussagen in ein Protokoll gebracht. Hier ist der Auszug davon, den man in einer besonders gedruckten französischen Schrift findet:

Morell, Rekruteur von Paris sagte aus; gegen den 10ten oder 15ten September habe ihm Herr Turcati gesagt, daß er den Marquis von Favras gesprochen hätte. Dieser habe ihm gesagt, daß der Plan entworfen sey, Truppen in Montargis zu versammeln. Man würde zum Vorwand nehmen, daß man Paris mit Lebensmitteln versehen, und selbe bis in diese Stadt eskortiren müsse, um allen Verdacht zu vermeiden. Bei der Ankunft zu Paris hätte man die Masque ablegen, und nach Versailles marschiren wollen, um die Naz. Vers. auseinander zu treiben. Man hätte die Deputirten von der Volksparthei in Ketten nach Paris führen, dieser Stadt Gesetze geben", und verlangen wollen, daß die Herren la Fayette und Bailly ausgeliefert würden. Die Ankunft des Königs in Paris aber habe die Ausführung dieses Plans verhindert. (Man merkt hier das Unzureichende. Morell spricht: „Herr Turcati hat mir gesagt, daß Herr von Favras ihm gesagt habe."

be." Wenn solche Zeugenbeweise in Paris gelten, so ist es freilich ein ganz leichtes, seinen Feind auf eine rechtskräftige Art aus dem Weg zu schaffen, und sich eine Prämie von 24,000 Livres zu verdienen.) Ferner sagte Morell aus, daß bei der dritten Vorstellung des Schauspiels Karl IX. Herr Turcati zu ihm gekommen sey, und ihm gesagt habe, daß Marquis von Favras ihn zu sprechen verlange, und seiner nöthig habe, um dieses Theaterstück in Verfall zu bringen. Er und Herr Turcati wären wirklich Tags darauf um 8 Uhr Abends bei ihm gewesen; Marquis von Favras sei nicht zu Hause gewesen, aber bald gekommen, und habe hastig gesagt: „Ach meine Herren! vergessen wir nun auf Karl IX. und beschäftigen wir uns mit unseren König, denn es ist wirklich an der Sache, man will ihn ermorden." Sie hätten darauf den Marquis ermuntert, es sich angelegen seyn zu lassen, daß das Leben des Königs nicht in Gefahr komme. Marquis von Favras fragte, ob er, Morell, den Herrn Marquis kenne, Morell antwortete mit nein. Marquis von Favras ersuchte ihn, sich mit ihm bekannt zu machen, und ihn einzuladen, sich um halb 1 Uhr auf dem Königsplatze einzufinden. Die Zusammenkunft

hatte

hatte wirklich Statt; aber er, Zeuge, nahm keinen Theil daran, und hielt sich in einer Entfernung. Beim Hinweggehen des Herrn Marquis sagte Herr von Favras zu dem Zeugen: „Er rechnet auf seine Grenadier Mann für Mann.“ Ueber dies sagte Morel aus, daß er selbst die Ermordung des Herrn la Fayette über sich genommen habe, welches ihm auch Herr von Favras zugestanden hätte. Marquis von Favras habe ihm versichert, daß er am Tage der Aufhebung des Königs mit 20,000 Mann nach Paris kommen wolle, indem er durch seine Korrespondenten in Flandern, Pikardie, Artois, Champagne, Bourgogne, Lothringen, Elsaß und Kambresis seines Anhangs sicher wäre, daß 20,000 Schweitzer, 12,000 Deutsche, welche die Churfürsten schicken, und 12,000 Mann, die der König von Sardinien giebt, sich mit ihnen vereinigen würden, und daß man mit dieser Armee gegen Paris vorrücken und die Stadt einschließen wolle. Man würde die Nazionalversammlung auseinander jagen, und die Baillagen zwingen, ihre Deputirten wieder zurückzurufen, und dergleichen albernes Geschwätz mehr.

Herr

Herr Turcati sagte einen eben so verwickelten Roman her, und wollte sogar wissen, daß Herr von Favras mit einigen Deputirten der Nazionalversammlung über diese Sache einverstanden wäre. Er nannte unter andern den Abbe Maury und selbst den Grafen Mirabeau, und sagte noch Herr von Favras habe zur Ausführung seines Projekts 1200 Pferde von dem Grafen von St. Priest verlangt, und sei um das nöthige Geld aufzutreiben, mit den Banquiers Chaumel und Sartorius in Unterhandlung getreten. — Noch einige Zeugen von ähnlichen Gehalt traten auf, und besonders eine Frau, welche aussagte, sie habe den Marquis von Favras zu Versailles mit einer weisen Kokarde gesehen, und von vielen Leuten gehört, daß er eine Kontrerevoluzion vorhabe. — Bei einem Gerichte, welches nach guten Gesetzen frei richtet, würde es ein leichtes gewesen seyn, all das sagen, und Hörensagen in sein Nichts zu werfen. Aber in dem freien Frankreich ist der Wille des Pöbels das Gesetz, nach welchem die Richter sprechen müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, gemißhandelt, oder getödtet zu werden. Hören wir nun die Gegenbeweise des Marquis von Favras: Er verwirft die ersten zween Zeugen,

und

und sagt gerade zu, daß sie erkauft seyn, oder ihn darum angeklagt haben, um die 24,000 Livres zu gewinnen, welche die Stadt jedem Angeber eines Komplots gegen die Freiheit versprochen habe. Ich habe, spricht er in seinem Memoire, die Herren Morell und Turcati öfters gesprochen; allein ich habe nie eines Projekts zu einer Gegenrevoluzion in diesen Gesprächen erwähnt. Herrn Turcati wollte ich zu einer Reise nach Holland gebrauchen, wo ich Hoffnung habe, einen glänzenden Posten zu erhalten. Diese Reise war immer der Gegenstand unserer Gespräche, und selbst einigemal hörte sie auch Herr Morel. Auch Graf von Mirabeau weis von dieser Reise; ich habe ihm mein Vorhaben umständlich erzählt, und mich sogar Raths bei ihm erholt. Ihn rufe ich auch zum Zeugen an. (Herr von Mirabeau sagte das nämliche, und nur er wurde als Zeuge zugelassen). Herr Marquis weis es, wie sehr es mir am Herzen lag, daß das Leben des Königs gesichert wäre. Ich hörte oft diese und jene Sagen von Entführung, von Ermordung, die meine Richter und ganz Paris vielleicht auch hörten, und eben so darüber sprachen. Ich las die Aufruhrspredigten in der Brochure: Ouvrez donc les yeux, und

machte

machte Herrn Marquis aufmerksam, daß daraus leicht ein Tumult entstehen könnte. Ich bat ihn, bei etwa erfolgenden Tumult mit seiner Kompagnie zu der Garde der Thuillerien zu stossen, und den König vertheidigen zu helfen. (Mehr konnte auch Herr Marquis nicht aussagen, nur mit dem Unterschied, daß er in der Folge von seiner ersten Aussage abgieng, und ebenfalls einen Roman erzählte.)

So weit das Memoire des Marquis selbst. Graf von St. Priest bejahte, daß Herr von Favras von ihm Pferde verlangt habe, allein er habe sie deswegen befördert, um sich der Kanonen zu bemächtigen, welche die Weiber nach Versailles gebracht hatten, damit sie keinen übeln Gebrauch davon machen könnten. Herr Chaumel und Sartorius bejahten die Unterhandlung wegen 2 Millionen Livres, aber Herr von Favras habe sie für den Bruder des Königs aufgenommen. Der Marquis berief sich auf 6 Zeugen; allein von allen wurde Graf von Mirabeau allein zugelassen. Das Volk war einmal gegen den Unglücklichen aufgebracht. Es versammelte sich fast täglich vor dem Chatelet, und verlangte die Verurtheilung desselben. Es bedrohte sogar die Richter, wenn sie nicht mit dem Prozeß und

mit der Hinrichtung desselben eilen würden, und einigemal war die Unverschämtheit des Pöbels so groß, daß wirklich die gröste militairische Macht angewendet wurde, um einen gewaltsamen Einbruch in den Kerker zu verhindern. So dachte das Volk, und so suchte es mit Gewalt den Unglücklichen aufzuopfern. Der Briefwechsel des Marquis von Favras und seiner Gemahlin während seiner Gefangenschaft ist zu Paris bei Gatteyn gedruckt erschienen. Hier folgen einige Briefe daraus, die von seinem Karakter zeugen.

Er an Sie den 5. Febr. 1790.

Fahre fort, Innigstgeliebte, dich in dem Glauben an die göttliche Vorsehung immer mehr und mehr zu befestigen! Es ist um so nöthiger, da du vollkommen einsiehst, welch ein Opfer der Verläumdung ich werden würde, wenn ich in meiner so außerordentlichen Begebenheit unterliegen sollte. Ich kann freilich die Möglichkeit dieses Unglücks nicht begreifen, je mehr ich mich erforsche; allein wer kann in einem so erstaunungswürdigen Prozeß, worin Leidenschaft das Triebrad ist, und wo Federn wirken, die ich wahrnehme, ohne sie begrei-

fen

fen zu können, für das Urtheil der Richter ste-hen? Der angeklagte unschuldige Mann ist in seinem Inneren durch sein Bewußtseyn über Alles erhaben. So ist, theure Karoline, die Gemüthsstimmung deines Geliebten, deines Ehegatten beschaffen, der dir das beste Schick-sall wünscht, und mit so vielen Kummer sieht, wie du seine Widerwärtigkeiten mit ihn theilst, du — die er mehr als sein Leben liebt, für die er dieses Leben so gern hingeben wollte, wenn er das deinige versüssen könnte. Was wäre diese Aufopferung anders, als eine ge-rechte und verdiente Vergeltung dessen, was du mir aufgeopfert hast?

Sie an Ihn, den 10. Febr. 1790.

Ich wollte tausend Leben für dich hinge-ben, wenn ich dich dadurch so glücklich machen könnte, als du es zu seyn verdienst. Ach mein Lieber, so bald der abscheuliche Prozeß zu En-de ist, laß uns auf irgend eine wüste Insel fliehen, die uns vor der Niederträchtigkeit der Menschen schützt. Laß uns alsdann auf die ganze Welt verzicht thun, und uns selbst eins ander genügen. Wir wollen unsere Kinder lehren, wie unglücklich wir, und wie verkehrt

die Menschen sind, welchen Verfolgungen auch das Bewustseyn der Unschuld und Reinigkeit in Gesinnungen ausgesetzt ist. Mein Schicksal hat etwas unbegreifliches. Von meiner Kindheit an verstossen, und ein Ball, womit das Unglück spielte, sehe ich mich nun im 41sten Jahre meines Lebens eingekerkert, weil es Herr Bailly beliebt hat, mich gefangen nehmen zu lassen, und weil es der Untersuchungskommission noch immer beliebt, mich eingesperrt zu behalten; ohne daß man mir sagt, warum. Wahrhaftig Dinge, die die Nachwelt nicht glauben wird! Mein Leben ist ein Trauerspiel; Gott weis es allein, wie es sich enden wird.

Er an Sie, den 17. Febr.

Am Vorabend eines längst gewünschten Urtheils Spruches, und wenn man sich im Gewissen nichts vorzuwerfen hat, warum sollte man nicht da ruhig seyn? Denn auch das schlimmste, was geschehen könnte, wäre nur eine Verirrung der Menschheit, du must dich, meine liebe Karoline, damit trösten, wie ich es thue. Was mich allein ärgert, ist, daß mein Memoire nicht fertig werden wird. Der Buchdruker, der mir es immer gewiß versprochen,

chen, ist gestern Abends zu mir gekommen, und hat mir gesagt: seine Leute hätten sich gewissermassen gegen ihn empört, und ihm Sonntags und Montags nichts gearbeitet, weil sie einen höhern Lohn und eine kürzere Arbeitzeit angesetzt haben wollen — mit einem Worte — mein Memoire wird auch Morgen noch nicht fertig seyn.

Sie an Ihn am nämlichen Tage.

Ich will hier den tiefen Schmerz nicht schildern, den ich deiner Unschuld ungeachtet fühle. Du bist freilich nur angeklagt — nichts kann dich überweisen — aber dein Leben hängt von Menschenhänden ab. Die teuflische Maschinerie die dich so verwegen in Fesseln geschmiedet hat, wird itzt thätiger als jemals seyn. Dem König darf ja kein treuer Unterthan mehr übrig bleiben. Das Leben kann man uns nehmen, aber nicht unser gerechtes Gefühl. Mein Sohn, der eben, da ich schreibe, neben mir ist, sieht meinen Schmerz und meinen Muth; ich verhehle es ihm nicht, daß du vielleicht der Wuth und Ehrsucht derer aufgeopfert wirst, in deren Augen es Verbrechen ist, ein seinen Pflichten getreuer Unterthan zu seyn. Mein Kör-

per fiebert, und mein Blut wird vor Entsetzen zu Eis — ich kann nicht weiter schreiben. — Alle Stärke der Seele unterliegt den Schwächen der Natur — O mein Freund, mein Freund! eine Mutter, eine Gattin ists, die für das geliebte Leben ihres Herzens fürchtet! Was wird aus meinen unglücklichen Kindern werden? — Doch weg von einer so traurigen Idee. Ich will deinen Geist in diesen Augenblicken nicht schwächen; rechne auf meinen ganzen Muth; ich will dir in nichts nachstehen.

Er an Sie den 18. Febr. am Tag des über ihn gehaltenen Blutgerichts.

Der Buchdrucker ist ein grausamer Mann meine liebe Karoline. Er spielt mir den treulosesten Streich von der Welt; denn ich habe noch keine Memoire, und es hat bereits 9 Uhr geschlagen. Er ist bei mir gewesen, hat noch 2 volle Blätter zu drucken, und wagte es, Geld von mir zu fordern: Geld — Gieb ihm keins, wenner zu dir kömmt. Sicher ist dieser Mann von irgend einem bestochen worden, so treulos an mir zu handeln, denn offenbar werde ich heut kein Memoire mehr zu Gesicht bekommen.

Gestern hat man, wie man mir sagte, von dir Geld verlangt. Gieb keinem Menschen von dem deinigen; behalte, was du hast, bis ich selbst wieder zu dir komme. Er ist sehr süß für mich — dieser Augenblick! glaube es meinen Wünschen und der Sehnsucht meines Herzens!

Der Unglückliche betrog sich in seiner Erwartung. Er hatte zu schwache oder zu leidenschaftliche Richter, und dem Volke war er zu verhaßt gemacht. Am 18trn Februar wurde ihm das Todesurtheil vorgelesen, vermög welchem er Tags darauf gehenkt werden sollte. Er unterbrach das Lesen desselben, und hielt sich besonders über den Ausdruck überwiesen (Convincu) auf. Er vertheidigte seine Unschuld mit den stärksten Gründen, bewieß, daß seine Ankläger keinen Glauben verdienten, daß sie Leute von schlechten Sitten wären, und sprach endlich zu den Leuten, die ihn umgaben: „Ich beklage Sie, meine Herrn, wenn zween Zeugen von solchem Gehalte hinreichende Beweise sind, um einen Mann zu verurtheilen.„ Die Richter wollten, daß er sich setzen solle; allein er sprach: „Ich habe noch Seelenkraft genug, um diesen grausamen Schlag aushalten zu können.„ Er verlangte darauf, daß

man ihm den Pfarrer von St. Paul rufen solle, dies geschah, er sprach mit diesem würdigen Geistlichen über 3 Stunden, und bereitete sich als ein wahrer Christ zu dem bevorstehenden Tod. — Am 19. Februar Nachmittags um 3 Uhr gieng er aus dem Gefängniß; man setzte ihn auf einen Karren, er hatte über das Kleid ein Hemd; eine Tafel, mit der Aufschrift: Beschworner gegen das Vaterland, bloße Füsse, und ein unbedecktes Haupt. In der Hand trug er eine brennende Fackel. Hinten auf den Karren stand der Henker, und 3 Henkersknechte folgten zu Fuß nach. Bei der Hauptkirche stieg er, dem Urtheil gemäß, ab, und sprach zu dem Volke: Höret mich Bürger! Alle Beweise zu meiner Verurtheilung sind grundfalsch; ich bin unschuldig, und dies ist so wahr, als ich itzt vor meinem Gott erscheinen werde, der mich, und auch euch richten wird. Ich gehorche aber der menschlichen Justitz. „Und hier las er kniend die Formel mit standhafter Stimme ab, wodurch er sich für schuldig erklären, und Gott und die Menschen um Vergebung bitten muste. Er bestieg darauf den Karren wieder, und verlangte, daß man ihm nach dem Stadthaus führen möchte, damit er sein Testament machen könnte. Dies geschah auch. Hier sagte er unter andern: „In diesem schrecklichen

chen Augenblick, wo ich vor Gott erscheinen muß, der über das Innerste meiner Seele richtet, erkläre ich meinen Richtern, daß ich jenen Menschen, die mich gegen ihr Gewissen solcher Verbrechen beschuldigten, alles von Herzen vergebe. Ich erkläre auch hier noch einmal vor Gott, der mich bald richten wird, daß keines dieser Verbrechen jemals in meine Seele kam. Vielleicht würde dies ein gerechter Vorwurf seyn, den ein unglücklicher Verurtheilter dem Gerichte machen könnte, daß man es mir verweigerte, jene Zeugen zu hören, welche die verläumderischen Beschuldigungen aufklären, und die falschen Zeugen, die gegen mich auftraten, entlarven konnten; das Gericht würde sich nicht geirret, und das grausame Urtheil, welches die Unschuld verdammt, würde nicht die Lippen derjenigen, die es aussprachen, verunreinigt, und die Hände jener, die es unterschrieben, besudelt haben, wenn man sich hätte über die Wahrheit belehren lassen wollen. Aber Menschenjustiz will meinen Tod, und ich füge mich in mein Schicksal."
Nachdem er sein Testament gemacht hatte, wurde er auf den Greveplatz geführt. Es war Abends 8 Uhr, als der Zug daselbst anlangte. Hier sprach er noch mit seinem Referenten, mit dem Pfarrer von St. Paul, den er bat, seinen Körper zu begraben. Er redete auch

noch das Volk an, und sprach: „Ich sterbe als wahrer Christ, in der Treue, welche ich meinem König geschworen habe.„ Itzt stieg er auf die Leiter, und rief: Mitbürger! beklagt mein Schicksal! ich sterbe unschuldig; ich habe die Verbrechen nicht begangen, die man mir beimißt, ich rufe Gott, der mich hört, zum Zeugen an.“ Hierauf sprach er zum Henker: „Verrichte deine Schuldigkeit!„ Das Urtheil wurde nun vollzogen. Das Volk rief Bravo! klatschte, und äußerte seine Höllenfreude an dem Tod des Unschuldigen auf verschiedene Art. Es wollte sogar dem todten Leichnam den Kopf abschneiden, und in der Stadt zur Schau herumtragen; allein es wurde daran verhindert. Der Körper wurde von der Familie reklamirt, und noch diese Nacht in der St. Johanniskirche begraben.

So geht es mit der französischen Gerechtigkeit! Ein paar Leute, die niederträchtig genug sind, meineidig zu werden, und das Geschrei des blutdürstigen Pöbels sind hinreichend, den rechtschaffensten Mann auf das Schaffot zu bringen.

Ein

Ein und fünfzigste Geschichte.

Man schafft die Religion ab; läugnet Gott; schickt Aufwiegler nach England, und will daselbst die königliche Familie ermorden.

Unter allen Verhandlungen des Nazionalkonventes verdient diejenige, welche in der Sitzung vom 16ten Dez. v. J. vorkam, erwähnt zu werden, weil bisher in der Geschichte der Welt keine ähnliche Verhandlung bei irgend einem Volke aufgezeichnet zu finden ist. Es betraf den öffentlichen Unterricht der Jugend, und dießmal war von der Religion die Rede. Man siehet aus dem Umstande, daß der Gotteslängner, deren es nun in Frankreich unzählige giebt, so zahlreichen Beifall gegen das Murren noch einiger unverdorbenen Menschen durch seine frevelhafte Rede erhielt, wohin die französische Nazion durch Bösewichte dieser Art gebracht worden sey. Man lese und staune über die Ruchlosigkeit der gallischen Gesetzgeber.

Ja:

Jakob Dupont bestieg die Rednerbühne, und machte an die Versammlung folgenden Vortrag.

„Wie! — sprach er, — die Thronen sind umgestürzt, die Scepter zerbrochen, die Könige verschwinden, und die Altäre der Götter stehen!„

Ein Theil des Volks murrte. Dupont fuhr fort: „Noch immer verbrennet der Aber„glaube darauf zum Hohne der Natur, einen „entehrenden Weihrauch.„

Das Murren unter der Menge verstärkte sich, doch ward es bald von dem Beifalle des größten Theils der Versammlung erstickt. Der Redner sprach weiter:

„Lasset sie uns vertilgen, diese Altäre! „Ein Hauch der aufgeklärten Vernunft ist hin„reichend, sie völlig zu zernichten; und das „souveraine französische Volk ist weise genug „diese Altäre zu zerstören, zu deren Füssen sie „ein blinder Glaube anzuketten wußte. Glau„ben denn Sie, Bürger und Gesetzgeber! die „fränkische Republik mit andern Altären, als „mit den Altären des Vaterlandes, mit an„dern Sinnbildern, oder mit andern Reli„gionszeichen, als mit den Freiheitsbäumen „zu gründen, zu besiegen?„

Bei diesen Worten des gottlosen Redners erhob sich ein häufiges Händeklatschen in der Versammlung, und man drohte mit schwerer Ahndung denjenigen, die den Redner durch Murren unterbrechen würden. Es ward wieder stille, und Dupont setzte seine Lästerungen fort:

„Die Natur und die Vernunft, diese sind „des Menschen Gott, diese sind auch mein „Gott. Bewundert die Natur, verehret die „Vernunft, und ihr Gesetzgeber! eilet, wenn „ihr wollt, daß das französische Volk glücklich sey, diese Grundsätze zu verbreiten; laßt „sie in den öffentlichen Schulen lehren, und „verbannet auf ewig die bisherige Religion. „Es ist höchst ungereimt, einen Gott zu verehren, dessen Vorschriften sich mit unserer „Konstitution, mit einer Republik nicht vertragen; es ist ungereimt, eine Religion länger zu dulden, in der gelehrt wird, daß es „besser sey, Gott mehr zu gehorchen, als dem „Menschen. — Ich will es der Konvention „aufrichtig gestehen, daß ich ein Gottesläugner bin.„ — Alle Mitglieder riefen: „Es lebe Duponte.„

So denket der Franzose! Ist es da noch zu wundern, daß er Mörder und Räuber ist?

noch

noch zu wundern, daß er sein Gift auch in fremde Staaten aushaucht? Lasset uns einige Blicke nach England werfen, um uns hievon zu überzeugen.

In den ersten Tagen des Januars meldete Herr Burke dem Parlemente zu London folgendes:

„Es sind französische Emissäre in unserm „Reiche, sagte er, die sich bemühen, alle „Ordnung und Ruhe zu zerstören, und dage„gen Gotteslängnung, Anarchie und Verwir„rung einzuführen. In Birmingham „lassen diese Aufwiegler und Volksverderber „Dolche verfertigen, deren schon über 3000 „parat liegen, unsere Herzen zu durchbohren.„ Hier wieß er einen solchen Dolch vor, und rief aus: „Wer will einer Bill nicht beistimmen, „welche die Absicht hat, die Grundsatze dieser „Gotteslängner von unsern Seelen, und sol„che Dolche von unsern Herzen zu entfernen, „unsere Religion u. Regierungsverfassung vor „Zertrümmerung zu schützen, Mord und Em„pörung zu verhindern, und die heuchlerischen „Erklärungen von Freiheit, Gleichheit, Brü„derschaft, Ruhe und allgemeiner Eintracht zu „zernichten? O! es ist eine Freiheit ohne Ei„genthum, ohne Ehre, ohne Vernunft, ohne

„Ord-

„Ordnung, ohne Regierung und ohne Si-
„cherheit für Gut, Leib und Leben.„ Es ist
„bewiesen, setzte er noch hinzu, daß 19 Mör-
„der aus Frankreich hier angekommen sind,
„um die ganze königliche Familie zu ermor-
„den; da indessen alle Schandthaten, die
„vorigen Jahrs im August und September in
„Gallien vorgefallen sind, nur durch 200
„Mörder ausgeführt worden, obgleich wohl
„noch 1000 bereit gewesen, um jene nöthi-
„genfalls zu unterstützen.„ — — Nun
warf er den Dolch mit Heftigkeit auf die Erde,
und sprach:

„Das ist die französische Brüderschaft!
„Dieser Dolch ist ihr Wehrzeichen! Wenn die
„Franzosen eine Nazion zum Aufruhr gebracht,
„ihre Regierung zernichtet, ihr Eigenthum ge-
„plündert und selbiger solche Dolche in die
„Brust gestossen haben, dann sagen sie, daß
„sie mit einer solchen Nazion in Brüderschaft
„leben.„

Mit Herrn Burke vereinigte sich Sir Peter Burrell, und mahlte die jetzige französische Verfassung, besonders das Dekret zur Aufhebung alles Unterschiedes der Stände, in den stärksten Farben. Er sprach ohngefähr also:

„Um ihren Stolz und Geiz zu befriedigen,
„muß jeder als ein Opfer fallen, welcher sich
„ihm widersetzt oder das geringste Eigenthum
„hat. Es ist ein Verbrechen in Frankreich, sich
„zu einem gewissen Rang und Stande durch
„Verdienst empor zu schwingen. Ein Schloß
„zu besitzen, erreget Haß, und das geringste
„Vermögen ist der Konstitution unterworfen.
„Armuth allein ist eine Art Schutz gegen ihre
„Raubgierde, und nur der niedrige Hütten-
„bewohner allein bleibt unangetastet von ihrer
„Räuberhand, indeß er aber doch andere
„Grausamkeiten erfährt. Alle Rechte und Vor-
„züge im Staate und der Religion sind ge-
„schleift, und indem sie mit der einen Hand
„den Baum der Freiheit pflanzten, heben sie
„mit der andern den Morddolch empor.„

Diese Reden wirkten so viel, daß man auf der Stelle alle Anstalten traf, die eingedrungenen Franzosen aus dem Reiche zu schaffen.

Nro. IX.

Zwei und fünfzigste Geschichte.

Nachlese der Mordthaten in Frankreich.

Die Unruhen, die gegenwärtig durch ganz Frankreich herrschen, sind unbeschreiblich. Es scheint die Hölle habe wirklich ihre Engel ausgesandt, und ihnen Gallien zum Wirkungskreise angewiesen. Kein Laster ist so schrecklich, keine Uebelthat so groß, deren sich nicht der Franzose itzo schuldig machte. Ein ganz neues Beispiel hievon giebt uns die Stadt Uzes. Erst vor wenigen Monaten bewiesen an diesem Orte die Freunde der neuen Konstitution, welche Würgteufel sie sind. Müde des Drucks, unter dem so viele tausend redlich Gesinnte in Frankreich schmachten, wollten sich die Unglücklichen, jedoch noch immer friedlichen Einwohner von

Uzes desselben entledigen. Sie versammelten sich zu diesem Ende auf dem Bischofsplatze, und foderten mit gewaffneter Hand das ihnen von ihren Mitbürgern geraubte Eigenthum zurück; doch vergebens foderten sie es; vergebens stellten sie der Obrigkeit des Ortes, die bereits der Geist des Nationalkonvents beseelte, ihr Elend vor; vergebens schrieen sie nach Nahrung. Man lachte des verzweifelnden Haufens, und ehe sich's dieser versah, war er schon von einem Soldatengeschwader umrungen, das man in aller Eile aus dem Departement von Gard herbeigerufen hatte. Die gedrückte Menge, die nun nicht mehr zu verlieren glaubte, erschrack nicht bei dem Anblicke des Trupps; vielmehr stieg ihr Muth aufs äußerste. Man hörte deutlich die Stimmen: „Ihr habt uns Brod, Sicherheit, ihr habt uns unsern König geraubt; raubt uns auch das Leben, doch umsonst sollt ihr es uns nicht rauben. Die Herren von Uzes gaben den Soldaten Befehl, unter das Volk Feuer zu geben. Es geschah, und Hunderte fielen. Die Menge vertheidigte sich mit Löwenmuth, doch mußte sie am Ende der Uebermacht ihrer Feinde weichen. Das Geheule der Jammernden war so stark, daß man am Domthurm die Sturmglocke kaum hörte. Die

Sol-

Soldaten, angespornt von dem Zurufe ihrer Anführer: „Es sind Feinde von Frankreich!“ und angetrieben von der Begierde zu rauben, vergaßen alle Menschlichkeit, und hauten unter das Volk ein, als mähten sie Getreide vom Felde. Väter lagen auf ihren Knien und baten ihre Söhne um Schonung; doch umsonst baten sie, gefühllos stach der Sohn seinen Erzeuger nieder. Gattinnen klammerten sich an ihre Männer, hielten ihnen ihre Kinder vor, beschworen sie, nicht Mörder an den ihrigen zu werden. Die Unmenschen hörten die Stimme der Natur nicht, und mordeten Mutter und Kind. Der wüthende Tyger hätte ruhig werden müssen, wäre in sein Ohr der Sterbenden Klagegetöne gedrungen; doch die Söhne von Uzes blieben ungerührt, und viertheilten wehrlose Väter, würgten schwache Weiber, und zertraten winselnde Säuglinge. Mehr als an 5 Orten brannte die Stadt, und kein Feuer gieng man vorüber, ohne wenigstens einen hineingeworfen zu haben, von dem man wußte, daß er der neuen Verfassung Frankreichs nicht gewogen sey.

Beinahe um dieselbe Zeit gab auch Paris abermals ein Schauspiel der Verabscheuung.

Bianzat, Banquier und einer der reichsten Bürger der Hauptstadt, war lange schon der Gegenstand der allgemeinen Verfolgung. Das beträchtliche Vermögen des Mannes hätten die Aftersolonen des Volks gerne auf eine schickliche Art in ihre Klauen gebracht. Allein Bianzat wußte sich immer so zu benehmen, daß es nicht räthlich war, ihn geradezu anzugreiffen. Die schnöde Behandlung Ludwigs machte ihn endlich zum erklärten Feind der Nationalversammlung: er floh, und ihm folgten Gattinn und Kinder. Doch keine Stunde war nach der Flucht der letztern verflossen, als sie schon von den aufgestellten Spionen dieser Versammlung eingeholt, und vor das Tribunal gezogen wurden. Eine ungeheure Anzahl Volks begleitete die Unglücklichen. Die Richter gaben einen Wink, oder vielmehr, sie ließen ihn durch ihre Kreaturen geben, und die Familie ward massakrirt. Und in eben dem Augenblicke, wo die Wuth des Pöbels keine Gränzen kannte, wo alles nach Dolchen griff, und jede Miene Blut heischte, in eben diesem kritischen Augenblicke, nannte man laut die Namen anderer Bürger und Edlen, die man aus dem Wege geräumt zu wissen wünschte; äußerte die Besorgniß, daß diese wohl auch dem Beispiele Bianzats

folgen,

folgen, und ihre Güter der Nazion entziehen dörften. Kaum waren sie gesprochen, diese Namen; so brannten auch schon die Wohnungen derselben, Räuber theilten sich in ihre Habe, und ihr Blut floß in ihren eigenen Gemächern.

Zu Tulle, in Limosin, hat sich das Volk zu einer sehr traurigen Ausschweifung wider den Kapitain Maffei verleiten lassen. Dieser traf von Ohngefähr einen Schreinergesellen auf der Strasse an, welcher mit verschiedenen jungen Leuten das bekannte Volkslied ça ira sang. Maffei, aufgebracht über den Unfug der Leute, wieß sie mit etwas bittern Ausdrücken zur Ruhe, und da sich einer derselben den Vermahnungen des Kapitains mit Grobheiten wiedersetzte, schlug er diesen. Tags darauf lief das Volk zusammen; schrien über verletzte Freiheit, und verlangte, daß der Kapitain gestraft werde. Einige Biederdenkende bemühten sich, den aufgebrachten Haufen zu beruhigen, und da sie mit Güte nichts vermochten, versuchten sie es mit Gewalt dem Aufruhr zu steuern. Es gieng nach Maffei's Hause, der sich in einem Kabinete versteckt hatte. Man fand ihn, und in wenig Minuten lag Maf-

fei unter tausend Schlägen und Stößen zur Erde gestreckt.

Den 18ten Dezember vorigen Jahrs verfügten sich die Bürger von Paris nach dem Marsfelde, um da einen neuen Eid, nach dem Geiste der Jakobiner, zu schwören. Zween Freunde der Ruhe bestrebten sich den Troß durch vernünftige Gründe von diesem Schritte abzuleiten. Der Haufen hörte die Sprache der Vernunft nicht. Rasenden gleich fielen sie über die Rathenden her, und ehe man sich's versah, waren die Köpfe der Unglücklichen abgeschnitten. Dieß geschah des Morgens, und erst um 6 Uhr Abends kam der Maire unter Begleitung einer Abtheilung Nationalgarden herbei, um den Aufruhr zu dämpfen. Eine sehr besorgte Obrigkeit! — Doch sie fand auch ihren Lohn: Ein Steinregen empfieng sie, und mehrere aus der Begleitung lagen in ihrem Blute da. Eine tiefe Stille folgte auf den Tumult des Tages, allein eine schauerliche Stille, die nur zu deutlich verräth, daß noch schrecklichere Anschläge im Dunkeln schleichen, um bei der ersten Gelegenheit alles in Gährung zu setzen. Täglich werden die rechtschaffensten Bürger aus ihren Häusern oder

von

von der Gasse in's Gefängniß geschleppt, und, merkt man Vermögen bei ihnen, hingerichtet. Sogar Fremde sind den Verfolgungen ausgesezt. Man vermengt sie mit Bösewichtern, und beschuldiget sie listiger Weise, um, wo möglich, Paris in eine Wüste umzuschaffen. Die Freiheitswuth hat das baare Geld verschlungen. Die Menschen gehen wie Maschinen über die Gassen, und jeder sieht aus, als nagte ein Wurm an seinem Gewissen, oder als fürchtete er, bei jedem Schritte in einen Abgrund zu stürzen. In der Nationalversammlung wohnen Verwirrung und Tollsinn, und eine solche Nachläßigkeit, daß ein tief denkender Zuschauer mit Grunde das herannahende Ende der Anarchie wittern muß. Selbstmorde werden täglich verübet. Viele tödten sich aus Mangel an Verdienst und Nahrung; viele aus Verzweiflung über ihre begangenen Schandthaten, viele wirklich aus Verrücktheit. Pouvant, ein Juvelenhändler, Gatte und Vater von 4 Kindern, jagte sich am 24ten Dezember eine Kugel durch den Kopf. In seiner Kammer fand man folgendes offene Billet: „Ich schwur für die Freiheit zu leben und zu sterben: sie ist dahin, und ich sterbe."

So strafet der ewige Richter ein Volk, das von dem Wege seines göttlichen Sohnes gewichen ist, und im Sumpfe der Laster wühlet.

Drei

Drei und fünfzigste Geschichte.

Uebersicht der unglücklichen Folgen der neuen französischen Konstitution.

Das Meisterstück aller Rechtsverdrehereien ist unstreitig die neue französische Konstitution. Dieser herrliche Katechismus gallischer Freiheit ist in allen seinen Theilen so fein zusammengesetzt, daß man darinn nach einer hundertfachen Lesung und Wiederlesung doch nichts zu finden vermag, was im Wesentlichen dem Volke einen wahren Vortheil, wahren Nutzen bringen könnte, wohl aber finden sich in allen Fächern dieser Konstitution solche Grundsätze, welche alles über den Haufen werfen, was im gesellschaftlichen Leben nur immer löblich seyn konnte; was Kunstfleiß und Bestrebung zu schönen und großen Thaten aneiferte. Ich will nicht vom Stande der Edlen reden, die sich durch ihre Tugenden, durch

ihre Tapferkeit auf einen über den gemeinen Mann erhabenen Rang geschwungen hatten, oder welche diesen Rang von ihren Ahnen zugleich mit dem Andenken an ihren Heldenmuth, an ihre rühmliche Thaten erbten, und, dadurch aufgemuntert, stündlich bereit standen, ihr Blut gegen die Feinde des Vaterlandes zu verspritzen, oder doch durch ihre erhabenen Talente das Glück und die Wohlfahrt des Staats leukten, und so dem gemeinen Mann Ruhe und Sicherheit verschafften. Nein! dieser Stand war den französischen Gesetzgebern ein Dorn im Auge. Weg mit dieser leidigen Ungleichheit; weg mit Ritterstand und Orden; dachten sie, denn diese Verhältnisse beleidigten den Hochmuth derjenigen, die diese Unterscheidungszeichen nie erhalten konnten. An ihre Stellen sind Unordnung, Anarchie, Mord und allgemeines Elend getreten, und um das Maaß der Zügellosigkeit, die die Licurgen Frankreichs Freiheit nennen, voll zu machen, mußte alles durch einander geworfen werden. Alle Freiheitsbriefe, Professionen, Meisterschaften, Zünfte und Innungen sind aufgehoben, damit ein jeder thun könne, was er wolle, damit einer den andern auffresse; damit zuletzt alles an den Bettelstab komme, und die Gesetzgeber allein, von dem Schweiße des

Bür-

Bürgers gemästet, ihre Tage in Ueppigkeit und Wohlluft hinschleudern können; denn in dem Zeitraume, wo Frankreich seine ehemalige Freiheit verloren, und in den unerträglichsten Sklavenstand gerathen ist; wo man bei jedem Worte fürchten muß, an der Laterne zu prangen, in diesen Jammerjahren allein hat die Nationalversammlung an die acht Millionen verschwendet. Und was ist denn aus den Nationalgütern geworden, welche diese Versammlung dem geistlichen Stande sowohl als andern, selbst wider den Sinn ihrer eigenen Gesetze, abgenommen hat? da sie doch selbst sagt, daß jedes Eigenthum heilig und unverletzlich sey. Das Volk fängt schon an, den Unfug einzusehen, und man sagt öffentlich: „Wenn wir diesen gräulichen Raub bezahlen sollen; so muß man uns mit Auflagen über Auflagen belästigen, und bezahlen wir die Auflagen nicht, so muß der Staat bankerot werden.“ Man weis nun, daß die Regierung damals, als der gute aber unglückliche König die Stände zusammenberief, um sich als ein Vater mit seinen Kindern über das Wohl des Staats zu besprechen, gar nicht an's Bankerotmachen dachte, wie man solches boshafterweise ausstreute, um die Pariser Bürgerschaft aufzuhetzen, und, daß eben diejenigen, welche dieses

sem Bankerote vorzubeugen versprachen, den jährlichen vierfach vermehrt, und das baare Geld mit dem unglücklichen Papier verwechselt haben, welches vollends Frankreich zu Grunde richten wird. — O schönes Land der Freiheit, wo der zügellose Haufen über 100000 Menschen seiner Mordlust aufgeopfert hat; wo die Hälfte des Königreichs um einen rettenden Arm seufzet; wo Handlung und Gewerbe vernichtet, keine Arbeit, keine Hilfe zu finden; wo Gerechtigkeit ein leerer Wortschall ist, und wo die Religion, die wahre Trösterin aller Menschen, unter dem Scheine der falschen Aufklärung mißhandelt, verfolgt und verbannet wird. Dieses ist die wahre Schilderung der quallvollen Lage Frankreichs; welche Nation, welches Volk wird sich wohl in dieselbe wünschen?

Die ältesten Leute, welche den Gang der Sachen am besten beobachtet haben, sagen mit Zuverläßigkeit, daß sie keine unglücklichern Zeiten erlebt haben, als die jetzigen, und die Geschichte ist auf der Seite dieser Leute. — Frankreichs Freiheit ist eine wahre Sklaverey. Der Bürger muß in seinem eigenen Hause alle seine Handlungen mit der größten Behutsamkeit einrichten;

denn

denn es giebt Spionen, die auf alles wachen, und besondere Helfershelfer unterhalten, um alle Geheimnisse in den Familien zu erfahren. Täglich bestättiget sich, daß die neue Konstitution allen, was nur Zügellosigkeit heissen kann, Thür und Thor öffnet.

Seitdem die Konstitutionsartikel im Publikum erschienen sind, fängt die Nationalversammlung an, in den Augen der Sehenden zu verlieren. Es zeigen sich Widersprüche, und Ungereimtheiten. So sagen die Gesetzgeber: Daß die Güter, welche vorhin zu öffentlichen und nützlichen Diensten bestimmt waren, der Nation gehören, und sie mit den dem Aufwande des Gottesdienstes zugeeigneten Gütern schalten und walten könnte; allein sie beobachteten das tiefeste Stillschweigen über die Ausgaben, womit die Diebischen Dekrete selbst diesen Nationalstrassenraub belegten. Die bürgerliche Verfassung der Klerisey, der Unterhalt des Gottesdienstes und seiner Diener, sogar jener, die aus ihrer eigenen Fabrike kommen, finden nicht den mindesten Platz in dem neuen Gesetzbuche. Da ist nun durch einen einzigen Federzug, oder besser zu sagen, durch ein sehr feines Stillschweigen aller öffentlicher Gottesdienst

tesdienst ins Stoken gerathen; aber wovon sollen die Diener des Altares leben? Um schwache Seelen zu beruhigen, haben diese Volksverderber geschwind ein Mittel ersonnen; sie häufen nämlich die schwärzesten Verläumdungen über die unglücklichen Opfer, die sie dem Elende und dem Tode preis gaben; und so abscheulich diese Verläumdungen auch sind, so finden sie doch bey dem einmal verblendeten Volke ihren Glauben. So haben die Einwohner von Ribeauville ihren Seelsorger hinweggejagt, und ein gleiches thaten die von Rodern. Kurz, die Nationalversammlung hat durch ihre Konstitution einen Knoten geknüpft, der, aller Bemühung ungeachtet, am Ende doch nicht anders als mit dem Schwerdte wird gelöset werden können.

Ganz Paris ist durch die neuen Freiheitsgesetze aus seinem Gleise gesetzt. Hier geht einer stumm und in sich gekehrt daher, und hat doch tausend Geheimnisse auf dem Herzen, und darf es nicht wagen, sie in den Busen irgend eines Freundes zu schütten; dort beschleicht ein dienstfertiger Schurke die Schritte des rechtschaffenen, bereit, ihm beim ersten günstigen Augenblicke eine Falle zu legen. In den verschiedenen Administrationen durchkreuzen sich Geiz und Zwiespalt; die Gerichte

sind

sind verdorben, und die Richter bestochen; wucherische Buben durchforschen die Blicke des Publikums, und liegen wie Bley auf ihm. Wem schaudert nicht bei dieser Vorstellung? Und doch ist sie der wahre Abriß der jetzigen Lage eines Reiches, das einen sanften Scepter von sich lehnte, um sich unter das Joch von tausend Despoten zu beugen.

Vier-

Vier und fünfzigste Geschichte.

Sieben schröckliche Mordthaten in dem Hause eines frommen Mannes. — Der Himmel straft die Mörder bis auf einen.

Die Nachrichten aus allen Theilen Frankreichs sind immer noch mit Blut geschrieben. Empörungen, Mord und Greuelthaten vernimmt man aus jeder Gegend. In dem Departemente Vede sind erst kürzlich Thaten verübt worden, von denen man glauben sollte, daß sie unmöglich Menschen zu ihren Urhebern haben können. Es scheint, die verruchten Vollführer dieser Thaten haben ordentlich darauf gesonnen, neue Martern zu erfinden; so original ist ihr verfluchtes Werk.

Ein adelicher Gutsbesitzer, Herr von Bracastron, war es, an dem zuerst die Gottlosigkeit ihr Probestück versuchte.

Bracastron war von jeher als ein Mann eines exemplarischen Lebenswandels bekannt. Durch Beispiel und Lehre bewies er bei jeder Gelegenheit, welchen Werth er in Religion und Tugend setze. Nur wenige fanden Behagen an dem seltenen Charakter des frommen Mannes; die meisten tadelten ihn, spotteten sein, und verfolgten ihn. Bracastron litt mit Geduld, und setzte Sanftmuth seinen Feinden entgegen. Itzt aber, da der Franzose alle Religion abgelegt, und mit derselben auch alle christliche Tugenden von sich hinweggestossen hat, itzt stieg auch sein Haß gegen den wahrhaft frommen Edelmann auf die höchste Stuffe. Man begnügte sich nicht mehr damit, bittere Stunden dem Rechtschaffenen zu machen; man beschloß, der Religion zum Troz, ihn mit namenlosen Leiden zu quälen, und unter langsam wirkenden Peinen seinem Leben ein Ende zu machen.

Bracastron hatte die schöne Gewohnheit auf seinem Landschloße eingeführt, täglich des Abends mit den Seinen eine kleine Betstunde zu halten. Alt und jung mußte

sich bei eintretender Dämmerung versammeln, und in Gesellschaft des edeln Hausvaters, dem Ewigen ein Opfer bringen. Hatten je diese geistlichen Versammlungen das Gepräge wahrer Andacht; so verriethen sie itzt wirkliche Salbung; denn jeder dieser guten Menschen fühlte, daß Gott, durch Laster und Missethat beleidigt, ihrem Vaterlande zörne, und solches züchtige.

Als nun eben eine dieser Stunden im Bracastrons Hause gefeiert wurde, überfiel ein Haufen von Barbaren die Better. Aus zwanzig Personen bestand die Zahl der Andächtigen, deren sich 60 Mörder bemächtigten, so zwar, daß immer 3 von diesen einen von jenen packten, knebelten und zur Erde warfen.

Die Unglücklichen baten, schrieen, flehten Barmherzigkeit. Mit schrecklichsten Flüchen antwortete der Haufen ihnen, und ließ sich nicht stören in der Vorbereitung zum blutigen Werke.

Den gebundenen Bracastron setzte man auf einen erhabenen Ort, damit er jede der Martern einzeln sehe, die man mit den Seinigen vornehmen würde, gab ihm einen Wächter,

ter, und befahl diesem, so fern Bracastron seine Augen vor den Greueln um sich her schliessen sollte, ihm solche mit einer glühenden Zange zu öffnen. Es geschah, so oft der Leidende sein Angesicht von den Grausamkeiten abwenden wollte: Und nun begann die Hölle zu zeigen, was ein Teufel vermag.

Das erste Opfer war ein alter Diener des Hauses. Man entkleidete ihn, legte ihn auf den Rücken, und schnitt ihn mit einer Lanzette das Wort Vorsehung auf der Brust ein, streute Pulver in die ausgeschnittenen Züge jedes Buchstaben, und zündete solches an. Der alte Mann schrie erbärmlich. Die Henker um ihn lachten, lästerten Gott, und schlugen so lang den Märtyrer, bis kein Leben mehr in ihm war. Der Leichnam wurde zur Seite geschleppt.

Ihm folgte ein Mädchen von ohngefähr 13 bis 14 Jahren. „Du hast deinen Gott gebeten, — sagte einer aus der Bande, — daß er diesem Reiche helfe; bitte ihn, daß er seine Macht an dir beweise.“ Bei diesen Lästerworten ergriff man die Arme, zerbrach ihr jedes Gelenke einzeln, hielt ihr die Zunge außerhalb des Mundes mit einer Zange, und zerstach solche langsam mit starken Nadeln.

Das Mädchen starb unter den Händen ihrer Würger.

Nun kam die Reihe an den Hausverwalter. Man hatte eine eiserne Haube in Bereitschaft, die von innen mit unzähligen Spitzen besetzt war. Diese Haube setzte man dem Unglücklichen auf, und schlug auf ihre Oberfläche mit schweren Schmiedehämern. Die Spitzen drangen durch die Knochen, und das Gehirn des Unglücklichen spritzte hervor. Man warf ihn unter die Todten.

Die Gattin dieses Gemarterten nagelte man mit ausgestreckten Händen und Füssen auf eine starke eichene Tafel, schnitt ihr eine fünfmonatliche Frucht aus dem Leibe, und warf solche einem großen Hunde vor, den man mit gebracht hatte, und der das Blut der Getödteten aufleckte.

Die Silberwascherinn des Schloßes, die man jetzt zum Tode schleppte, wurde auf glühende eiserne Platten gestellt, und so lange festgehalten, bis alles Fleisch abgebrannt war, während dem aber mit kleinen Dolchen und Messern auf der Brust und im Gesichte zerstochen. Endlich sprengte man ihr die Brusthöhle, und riß ihr das Herz heraus.

Ein

Ein Greis von 80 Jahren, der sich in seinem Gebete der Worte bedienete: „Herr! laß mich bald deinen Sohn, meinen Erlöser sehen!“ wurde zur Erde geworfen, geschmolzenes Blei ihm in den Mund gegossen, und mit einem glühend gemachten silbernen Kruzifix beide Augen ausgebrannt. In wenigen Augenblicken hatte der Greis ausgelitten.

Ein Knabe, der den Namen Ludwig in seinem Gebete nannte, ward vor das Bildniß des Monarchen geführt, das im Zimmer aufgestellt war. Man nahm die erzene Statue vom Gestelle, zerschlug sie in Stücken, machte die Stücke heiß, und zwang den Knaben, solche zu verschlücken. Unter dem gräßlichsten Schmerzengeheule erdrosselte man ihn.

Bracastron, der Zuschauer aller dieser Quaalen seyn mußte, war in Ohnmacht gesunken. Die Mörder befürchteten, daß ihn der Tod den Martern, die man ihm zugedacht hatte, entreissen dürfte. Sie änderten daher ihren Plan, dem gemäß er der letzte seyn sollte, und schleppten ihn zur Schlachtbank.

Die Satanasse, die Feuer zur Ausführung ihrer Thaten brauchten, waren mit

demselben nicht vorsichtig genug umgegangen. Im Vorzimmer des Saals geriethen einige Geräthschaften in Brand, niemand hatte es bemerkt, und da eben Bracastron gefol=tert und geschlachtet werden sollte, stand schon das obere Stockwerk des Schloßes in vollen Flammen. Eine andere Rotte, die auf Raub und Dieberei ausgieng, sah die Brunst, und drang in das Schloß. Mehr denn 100 Räu=ber standen schon im Saale, während daß die Mordhunde mit Bracastron beschäftigt wa=ren. Die noch übrigen Gefesselten schrieen um Hilfe, baten um Erbarmen. Die Räu=ber erblickten die Todten und wurden ge=rührt. Dieß ist zu grausam, sagte einer derselben. Die Freiheit erlaubt uns, Rei=che ihres Ueberflusses zu berauben, aber nicht so grausam zu morden.“ Und nun wurden die Gefesselten losgebunden, und Bracastron vom Tode befreit. Die Geretteten flohen un=bemerkt von der Menge; doch unter den Mör=dern und Räubern kam es zu Thätlichkeiten. Man mordete einander wechselseitig. Die Räuber stärker an der Zahl, waren die Sie=ger. Fünfzehn aus den Mördern wurden er=schlagen, zwanzig verwundet, und ohnmäch=tig gemacht, sich mit der Flucht zu retten. Das Feuer hatte indessen weit um sich ge=griffen. Es krachte die Deke des Saales.

Die Räuber bemerkten die Gefahr und flohen. Nur wenige blieben zurück, und diese wurden sammt den noch übrigen sich vertheidigenden Mördern von der einstürzenden Decke verschüttet. Nur einer von diesen hatte sich retten können.

So machte Gottes Vorsehung der Missethat ein Ende; so half sie denen, die auf sie vertrauten; so strafte sie aber auch das Laster durch das Laster!

Menschen! in welcher Gestalt erscheint euch der Franzose? Zweifelt ihr nicht, ob er unter euer Geschlecht gehöre? — Gewiß, Mensch ist er nicht; und er hörte es auf zu seyn, da er Religion, da er Christenthum von sich warf. Hier ward er Missethäter, Räuber, Henker seines Bruders, Vatermörder, Unmensch; denn er ward Sklave der Sinnlichkeit, und wüthende Leidenschaften keimten in seiner Brust. — Fluch, schrecklicher Fluch denen, die ihn auf diesen Grad der Verderbtheit brachten, und ihn auf diesem Grade der Verderbtheit erhalten!!

Fünf und fünfzigste Geschichte.

Die Pariser fahren fort Menschen zu schlachten. — Vatermord.

Die Spießgesellen des Bierbräuers Santerre, dessen wir schon in diesen Blättern rühmlichst gedachten; veranstalteten vor einigen Monaten ein Freudenmahl auf den Trümmern der von ihnen zerstörten Gebäude. Jeder Bube hatte freien Zutritt, jeder Bösewicht konnte erscheinen; jeder Schurke war willkommen. Man sah Mörder, Banditen, Räuber, Diebe und Verräther, Giftmischer, Aufwiegler und Verläumder beisammen. Der Wein hatte die ehrsame Gesellschaft beredt gemacht, und ihr frischen Muth gegeben, neue Greueln auszuüben. Man schlachtete ein kleines Kind, steckte es nackt auf eine Picke, und stellte solche ohnweit der Kaniballen-Tafel auf. —

Cham-

Champion, ein Mann, der von diesem Unfug alles befürchtete, glaubte, sich zu den Unsinnigen begeben zu müssen, um sie zu beruhigen, und neue Uebel von Paris abzuwenden. Kaum wurde er bemerkt, umzüngelte ihn auch eine große Menge dieser Bachanten, beschimpfte und bedrohte ihn aufs äußerste. Vergebens suchten einige Bürger ihn zu vertheidigen; — alles war umsonst; die Sache gieng so weit, daß ein Mitglied der Jakobiner, deren viele dem Gastmahle beiwohnten, den Ruhe predigenden Champion von hinten zu mit einem Sabel erreichte, und ihm eine gefährliche Kopfwunde beibrachte. Die zügellosen Schwelger begaben sich hierauf in die St. Antoniensvorstadt, wo sie die ganze Nacht hindurch schwarmten, und um einen Anführer schrieen, um Personen zu morden, an die sich die Nationalversammlung noch nicht getraute. Unter einem wüthenden Geschrei, dem Getöse der Lärmentrommel, und dem Getöne der Sturmglocken war der Morgen angerückt. Von ohngefähr begegnete der Haufen einem gewissen Espremville. „Da ist wider ein Aristokrat von Koblenz, schrie man von allen Seiten, der uns spioniren will!“ Sogleich war Espremville umrungen. Man schleppte ihn bei den Haaren in das Palais

Royal, und da regnete es Stöße, Schläge und Säbelhiebe auf denselben. Seine ganze Kleidung rissen sie ihm vom Leibe, und mißhandelten ihn auf das erbärmlichste. Endlich wurde der Bejammernswerthe lebendig geviertheilt. Dieser unmenschlichen Handlung hatte ein Bürger, Namens Merlin, zugesehen. Von ohngefehr erblickte er unter den Henkern seinen Sohn. Mit Gewalt entriß er sich seiner ihn haltenden Gattinn, stürzte unter den Haufen, faßte den mordenden Jüngling, und schleppte ihn nach seiner Wohnung, wo er ihn bewachen, und dem völligen Verderben entziehen wollte. — Der gekränkte Vater stellte dem verirrten Sohne mit blutenden Herzen die ganze Scheußlichkeit des Verbrechens vor, bat und beschwor ihn, von dem Wege des Lasters abzugehen, und den Lehren der Religion, den Grundsätzen einer reinen Sittenlehre wieder sein Gemüth zu öffnen. Der Sohn hörte die väterlichen Ermahnungen mit dumpfem Schweigen an, und entfernte sich mit Ingrimm verrathenden Blicken. Die Aeltern bemerkten es, und weinten, flehten zu Gott, daß er erleuchte den Irrenden, ihnen wieder gebe den Verlornen. — Man gieng zur Ruhe. Um Mitternacht trat der Sohn in das Schlafgemach des Vaters.

Mit

Mit einem Spaltbeile schlug er den schlafenden Vater ins Gesicht; gab ihm noch einige Schläge auf den Wirbel, und gieng von da nach der Stube der Mutter, der er mit demselbigen Beile einen Schlag vor den Kopf versetzte. Der Schlag war nicht tödtend. Die Mutter sprang aus dem Bette, fiel ihrem Sohne in die Arme, und bat um Schonung. Das Ungeheuer blieb aber taub gegen die mütterliche Bitte, und schlug so lange, bis die Mutter todt zur Erde gestreckt da lag. Nun machte sich der Mörder Licht besah seinen noch etwas röchelnden Vater, und versetzte demselben noch einen Hieb an den Zeugungstheilen. Bei den Aeltern wohnte noch eine alte Tante. Auch diese suchte der Elende in ihrer Kammer auf, und erschlug sie. Mit dem Blute der Getödteten bespritzt, eilte er in den Klubb seiner Kameraden, posaunte seine Thaten, und nannte sie Opfer, die er der Freiheit gebracht hat. Des folgenden Tages sprach die ganze Stadt davon; doch die Gesetzgeber schwiegen, und wie man vernommen hat, wünschten sie sich im Stillen Glück — Gesetzgeber eines solchen Volks zu seyn; eines Volkes, das solche Patrioten in seiner Mitte zählt. Und diese Patrioten, Anhänger und Zöglinge der Jakobiner, bewiesen noch am

selbigen Tage, daß ungestrafte Missethat keine Gränzen kenne. Wie wüthend liefen sie in Haufen vertheilt durch ganz Paris, und schleppten jeden, der ihnen entweder reich, oder königlich gesinnt, oder verdächtig zu seyn schien, auf den Greveplatz. Man ließ nun immer zween hervortreten, spaltete ihnen mit einem Säbelhiebe den Kopf, und gab ihnen noch überdieß einen Schlag mit einer eisernen Stange; sodann führte man sie in ein nahe liegendes Haus, und warf jeden, er mochte indessen gestorben oder noch lebendig seyn, zum Fenster hinab. Außerdem wurden noch viele Familien in ihrem Betten erdrosselt, und ihre Leichen in den Fluß geworfen.

O daß doch die Hand des Ewigen, des Weltenlenkers, daß sie doch mit ihren zerschmetternden Donner diesen Greueln ein Ende machte! — — Dann würde nicht der zitternde Greis die letzte Thräne über den getödteten Sohn von den nun versiegenden Augen wüschen; dann würde nicht die trostlose Gattinn mit dem verlassenen Säugling wehklagen, nicht der Freund den Freund, die Geliebte den blutenden Bräutigam vor sich ohne Leben, ohne Empfindung liegen sehen!! — Zittert Empörer, zittert Mörder! Der Augen-

blick der Vergeltung ist da. Die Rächer euerer Missethaten nahen sich euren Thoren. Seht, welche sie sind! Oesterreich und Preußen stehen schon im Schlachtfelde; Rußland wird mittel- oder unmittelbar Theil nehmen; Sardinien und Neapel sind gerüstet; und England wird nie Rebellen schützen. — Wohin, Unglückliche, wollt ihr fliehen? Nach Schweden? Ein Mörder aus euerer Schule wars, der den großen Gustav mordete. Nach Oesterreich? Schüler von euch bereiteten das Gift, an welchen der gute Leopold starb. Nach Rußland? O selbst die Bösewichte in Siberiens Wüsten werden aus Furcht vor euch fliehen. Wollt ihr über das Meer? Schon lauert eine Flotte, um euch den Weg abzuschneiden. Kein Winkel der Erde, der euch und euere Verbrecher aufnehmen wollte. Der Augenblick der Vergeltung ist da! Und du betrogenes, geblendetes Volk, kehre zu deinem Könige zurück, noch da es Zeit ist, noch bevor deine Züchtiger dich zermalmen. Sie fodern Gehorsam und Gerechtigkeit: entwaffne sie, indem du zu den Füssen deines Königs dich wirfst.

Einwohner der Hauptstadt! Wenn es möglich ist, daß die Liebe nicht mehr über

euch

euch vermag, als die Furcht, so denket darauf, eure Gattinnen, euere Kinder, euere Habschaft zu retten. Euere Erhaltung ist in der Erhaltung des Königs, und der Erhaltung der königlichen Familie.

Sechs

Sechs und fünfzigste Geschichte.

Verfolgung der Geistlichkeit.

Wo man die Religion hasset, wie in Frankreich, da müssen nothwendig diesen Haß ihre Diener empfinden. Am meisten trifft er mit seinem ganzen Gewichte die unbeeideten Priester. Bei Pont sur Jonne fand man 10 derselben, die beisammen wohnten, in ihrem Hause ganz zerstümmelt und zerhauen. In dem Departement Calvados ist die Verfolgung der Diener des Altars allgemein. Zu Caen, der Hauptstadt dieses Departements, wird jeder Priester niedergemacht, von dem man vermuthet, daß er sich gegen den Bürgereid gesträubt habe. Die St. Jakobskirche ist die Richtstädte und die Folterbank dieser Unglücklichen. Erst neuerlich wurden die Wände dieses heiligen Orts mit unschuldigem Blute bespritzt. Wochenlang bemühete man sich, unbeeidete Geistliche auszuspähen,

und wo man immer einen traf, versicherte man sich seiner, indem man ihn in die genannte Kirche sperrte. Ohne Lager, ohne Nahrung ließ man darinn die armen Gefangenen schmachten; man wartete mit der Hinrichtung immer noch auf stärkern Zufluß. Das Gotteshaus ertönte von Klaggeschrei seiner mit Hunger, Durst und Kälte kämpfenden Bewohner. Endlich war die Zahl voll, und man schückte sich zum Würgen an. Die Kirche wurde geöfnet, und man labte sich daran, als man sah, daß viele erfroren da lagen, viele selbst Hand an sich gelegt hatten, viele von ihrem eigenen Fleische aßen, andere sich wechselweise mit Heißhunger angriffen. Kaltblütig bei diesem Anblicke, stürmte man auf die noch Lebenden mit Bajonetten, Spißen und Dolchen ein, und in wenigen Augenblicken war die Kirche mit blutenden Leichnahmen besäet; mehr denn 600 Priester verloren auf diese schändliche Art ihr Leben. Das Volk schien Mitleiden mit den Schlachtopfern der Wuth zu haben; man schoß unter die Menge. Ein Bürger, Namens Jafrei, schlug seine Pistole an einen der Mörder an. Der Schuß versagte ihm, und in dem nämlichen Augenblicke wurde er durchstochen. Ein anderer, Vancogne genannt, sprach nur achselzückend die wenigen Worte: „Ich bedauere

dauere die Unglücklichen" — und sogleich fiel er durch einen Bajonettenstich zu Boden.

Ueberhaupt verursachet der Unterschied der Benennungen: vereidete und nicht vereidete Priester, eine völlige Trennung unter dem Volke ihrer Pfarren. Sogar die Familien sind dadurch getrennt. Man sieht täglich wie Weiber die Männer, und Kinder ihre Aeltern, blos wegen der Verschiedenheit ihrer Gesinnungen in diesem Fache verlassen. Man hat einen Brief aufgefangen, worinn ein gewisser Priester von Lyon seinen Freund in Macon bittet, daß er ihm 2 geweihte Altarsteine besorgen möge, damit er und seine Mitbrüder im Verborgenen die heilige Messe halten können. Auch meldet dieser Brief: die Pfarre zu St. Bonnet fordere ihren alten Seelsorger zurück, und drohe, den neuen zu verjagen. Zu St. Vincent hat man auf den neuen Pfarrer beim Altare geschossen, so daß derselbe sich flüchten mußte, und zu St. Martin auf der Höhe bei Lyon wurde der neu angestellte Pastor aufgehangen. Sein vierzehnjähriger Sohn weinte bei dem Leichname. Die Wüteriche sahen den Jüngling, und spießten ihn.

Solche Folgen bringt die neue Konstituzion Frankreichs hervor. Doch sie wird fallen, diese Konstitution, nicht blos, weil die Nazionalversammlung alle Arten von Gewalt in sich vereinigt, und sich zum Urheber der Volkstyranei gemacht hat, sondern auch deßwegen wird sie fallen, weil sie ein unheilbares Gebrechen an sich hat, ein Gebrechen, das den Keim ewiger Trennungen, ewiger Spaltungen enthält. Es ist schlechterdings unmöglich, daß zwischen entgegengesetzten politischen Körpern der Friede herrsche. Der Theil, der befiehlt, sucht sich nothwendig auszudehnen, und drückt den, der gehorchen soll. Dieser will sich des Druckes entledigen, und zerrüttet das, was der erste kaum erbauet hat. Dieß sind die wahren Gründe, warum die französische Konstitution fallen muß, und fallen wird.

Sieben und fünfzigste Geschichte.

Blutige Auftritte zu Besançon.

Es ist nicht lange, daß ein Bataillon Freiwilliger durch diese Stadt zog. Einige von ihnen giengen in Gasthöfe und Wirtshäuser um sich etwas reichen zu lassen. Sechs Freiwillige kamen in ein Wirthshauß, wo 6 Soldaten vom Ritterregimente, ehemals Royal-Navarre genannt, an einem Tische zechten. Der Kommandant, Toulongeou, hatte diesem Regimente etwas Geld geschenkt, um sich an diesem Tage lustig zu machen, in Hoffnung, daß sie, berauscht vom Weine, Streit anfangen, und die Freiwilligen demüthigen würden. Die 6 Soldaten tranken auf die Gesundheit des Grafen von Artois, des Prinzen Conde und aller Emigranten. Die Freiwilligen konnten es nicht anhören, ohne

ihren Unwillen darüber zu bezeugen. Einer von ihnen stand auf, gieng zu den Reittern hin, und hieß sie schweigen. Zur Antwort bekam er einen Säbelhieb, der ihm Backen und Nase raubte. Nun fielen die Freiwillige wie Rasende über die Reiter her. Im Rausche vertheidigten sich diese nur schlecht. Der Reiter, welcher den Hieb gethan hatte, wurde zerhauen, die andere verwundet, und todt geschlagen. Ein Freiwilliger blieb auf dem Platze. Die Sache wurde ruchbar. Die Freiwilligen traten unter das Gewehr; die Reiter auch; es wurde Allarm geschlagen. Die Nazionalgarde von Besançon nahm sich der Freiwilligen an; man stellte sich gegen einander, und es entstand ein hitziger Streit. Die Reiter wurden in ihre Kassarme zurückgetrieben; die Freiwilligen drangen in dieselbe, und machten beinahe das ganze Regiment nieder; endlich steckten sie die Kassarme in Brand. Hiedurch gerieth ein großer Theil der Stadt in Flammen. Die Bürger, die bei diesem Aufttitte um ihr Eigenthum kamen, ließen beleidigende Ausdrücke gegen die Freiwilligen hören. Sogleich wandten sich diese gegen die Bürgerschaft. Die Nazionalgarde vereinigte sich mit ihnen. Die ganze Stadt ward geplündert, Kinder in der Wiege ermordet, Greise mit

Bajonetten erstochen, die Töchter geschändet, mit einem Worte, ein Blutbad angerichtet, das Entsetzen in der Brust des Menschenfreundes erregen mußte.

Unter der Nazionalgarde befand sich ein junger Mensch, dessen Eltern in Besançon wohnten, und ein ansehnliches Vermögen besaßen. Der abscheuliche Bube stellte sich an die Spitze von dreißig seiner Kammeraden, und führte die Rotte gegen das Haus seines Vaters an. Mit Ungestüm foderte er, daß man ihm das Weinlager öffne. Der Vater bat, aber der Teufel vom Sohne hörte ihn nicht, und gab den ganzen Weinvorrath der Horde, die er anführte, preis. Man soff ohne Maaß, und ließ die Fässer rinnen. Itzt erbrachen die Räuber unter seiner Leitung die Handlungskasse, und theilten sich. Als dieses geschehen war, holte der Schandbube seine beiden Aeltern, und zog bei den Haaren seine Schwester herbei. Fünfzehn Soldaten mißhandelten das Mädchen auf eine Art, die die Schamhaftigkeit verbietet zu beschreiben. Vater und Mutter waren in Ohnmacht gesunken. Das Mädchen starb unter der Gewaltthätigkeit der Unmenschen. Der Vater, der indeß wieder einige Kräfte gesammelt

hattee, riß einem der Soldaten den Säbel von der Seite, und stieß ihn wüthend in die Brust des Sohnes. Dieser fiel, aber sogleich bemächtigten sich die andern des Unglücklichen, und durchbohrten ihn, und seine Gattinn.

Acht und fünfzigste Geschichte.

Geschichte eines gedungenen französischen Meuchelmörders.

Am 30sten Julius 1791 wurde zu Ettenheim ein Reisender in Verhaft genommen, weil die Obrigkeit des Ortes große Ursache hatte, ihn für verdächtig zu halten. Man hat sich seiner nicht sobald versichert, als er schon das Bekenntniß ablegte, daß er den Auftrag gehabt, den Cardinal von Rohan zu ermorden. In dem über ihn gehaltenen Verhöre sagte er folgendes aus:

„Auf die Frage, wie er hieße, und welches Gewerbe er treibe? antwortete er: er heiße Tassard, sey gebürtig von Givry bei Chalon in Bourgogne, 25 Jahr alt, anfänglich Bedienter bei einem Pächter gewesen, nachher ein Herumläufer. Auf die Frage welche Ursache ihn nach Ettenheim gebracht? antwortete er, er sey von dem Magistrate

zu Straßburg geschickt worden, um bei dem Cardinal von Rohan Spion zu seyn, von allen seinen Schritten Nachricht zu geben, insbesondere aber soll er suchen ihn zu ermorden; alle seine Instruktionen wären ihm von dem Gemeinde Procurator Levereau und dem Bürgermeister von Straßburg Dietrich gegeben worden, welche ihm auch eine unbestimmte Summe Geldes versprochen hätten, wenn er den Streich glücklich ausführte, die aber hinreichend seyn sollte, sein Glück zu machen. Er setzte hinzu, daß er auch den Auftrag gehabt, von der Stärke der Mirabeauischen Legion, von der Beschaffenheit der Leute, aus denen sie bestünde u. s. w. Nachricht einzuziehen, und überhaupt alles anzuwenden, um die Soldaten zur Desertion zu verleiten, indem er ihnen im Namen des Straßburger Magistrats ungleich vortheilhaftere Dienste verspräche.

Auf die Frage, ob er nicht derjenige wäre, der im Klubb zu Straßburg auf die Ermordung des Kardinals von Rohan angetragen hätte? gab er eine verneinende Antwort, gestand aber, dieser Vorschlag sey in seiner Gegenwart von einem gewissen Noisette, dem Sohne eines banquerotten Kaufmanns

manns zu Straßburg gemacht worden. — Man drang ferner in ihn, zu bekennen, ob nicht auch noch andere die Ermordung des Cardinals aufgetragen worden sey? Hier nannte Tassard noch einen Feldwebel des Regiments Bourbonois, und bekannte auf die Frage, ob man nicht gleiche Absichten auch gegen die ausgewanderten französischen Prinzen habe? er hätte öfter im Klubb gehört, daß man den Grafen von Artois und den Prinzen von Conde, es koste, was es wolle, auf die Seite schaffen müsse, ihm wären aber die Mittel nicht bekannt, die man deßhalb angewendet habe; indeß wisse er aufs zuverläßigste, daß Personen, die er übrigens nicht weiter kenne, zur Ausführung oder auch zur Vorbereitung dieser Mordthaten wären abgeschickt worden. — Ferner sagte Tassard aus, er wisse gewiß, daß sich drei Nazionalgarden zu Straßburg erboten hätten, den Kopf des Bouille zu liefern, und daß sie bereits zu diesem Ende abgereiset wären. Einem jeden hätte man 30,000 Livres versprochen, wenn der Anschlag wirklich ins Werk gesetzt würde.

Auf die Frage: ob er in Anbetracht des Königs und der Königinn nichts wisse? ant-

wortete er, nein; gestand aber, wie er über die besondern Umstände seines Lebens seit dem Anfange der Revoluzion befragt wurde, daß er eine von denjenigen Personen gewesen sey, die zu Versailles als Frauenzimmer wären gekleidet gewesen. Seine Instruktionen hätten so wie die seiner Kameraden dahin gelautet, den ersten Tumult zu benützen, um, wo möglich in die Zimmer des Königs und der Königinn zu dringen. An seiner Seite hätte er auf gleiche Art verkleidet, den Herzog von Aiguillon, Barnave, und mehrere andere Mitglieder der Nazionalversammlung gesehen.

Auf die Frage: was er von den darauf erfolgten Ereignissen wisse? antwortete er, daß er kurz nach jener schrecklichen Epoche nach Marseille geschickt worden wäre mit der Anweisung, daselbst die Befehle des Magistrats zu empfangen; vor seiner Abreise habe er von dem Magistrate zu Paris ein Bandzeichen erhalten, um unterwegs von den verschiedenen Magistraten erkannt werden zu können, und die nöthige Unterstützung zu erhalten, um nach seiner Bestimmung zu gelangen, auf allen seinen Reisen durchs Reich, habe er dieselbe Hilfe gefunden; bei seiner Ankunft

zu Marseille habe er sich mit dem Raubgesindel zu Paris und ganz Frankreich verbunden, Nach diesen Vorgängen sey er von dem Magistrate zu Marseille nach Lyon geschickt worden, wo er gleichen Antheil an den daselbst kurz darauf vorgefallenen Ereignissen genommen habe; auch müsse er gestehen, daß er unter den Strassenräubern mit gewesen sey, die den Herrn von Borie auf seiner Reise nach Lyon hätten ermorden wollen. Von da sey er nach Nancy gesandt worden, und hätte der Revolte der dortigen Garnison mit beigewohnt, geraubt, und gemordet; und es sey ihm zu verläßig bekannt, daß der Herzog von Orleans 1000 Louisd'or an die Carabiniers habe austheilen lassen, damit sie den Herrn von Malseigne aufopfern möchten. Von hieraus sey er nach Straßburg gereist, um hier von dem Magistrate neue Befehle zu empfangen.

Auf die Frage, was zwischen ihm und den beiden oben genannten Gliedern dieses Magistrats vorgegangen sey? antwortete er: Um ihn weniger verdächtig zu machen, und ihm Gelegenheit zu verschaffen, desto leichter zu dem beabsichteten Zwecke, nämlich den Cardinal zu ermorden, zu gelangen, hätten ihm

Dietrich und Levereau einen Paß nach Lyon gegeben, mit der Anweisung über Montbeillard zu reisen, und ihn da attestiren zu lassen; überdem hätten sie ihm die Brieftasche eines Offiziers vom Regimente Bourbonnais, Namens Espian, der vor Kurzem zu Straßburg arretirt worden, mitgegeben, mit der Instruktion, sich im Nothfalle für eben diesen Offizier auszugeben, die Attestatte und Schriften in der Brieftasche zu gebrauchen, und um sich noch interessanter zu machen, sich als ein Opfer des Despotismus des Straßburger Magistrats darzustellen. Ueberdieß hätten sie ihm einen Degen und Uniform, und so genaue umständliche Nachrichten über die Familie und die Verbindungen des gedachten Offiziers mitgetheilt, daß er im Stande sey alle dießfälligen Fragen zu beantworten. Obgleich er den Auftrag gehabt, fügte er hinzu, den Cardinal von Rohan zu ermorden, so würde er doch nie diese Frevelthat ausgeführt, sondern sich damit begnügt haben, von demjenigen Nachricht zu geben, was er würde haben entdecken können.

Diese Aussage schloß Taßard mit der Erklärung, daß sie nichts als die reinste Wahrheit enthalte, und daß ihn nicht Furcht, son-

sondern das Bewußtseyn, der Morde und Missethaten schon so viele ausgeübt zu haben, zu diesem Geständnisse bewogen hätte."

Welches Licht verbreitet nicht diese Geschichte über die Verderbtheit der französischen Obrigkeiten! Weh dem Lande, dessen Magistrate nach Blute dürsten, und Dolche schärfen für alle die, deren Daseyn ihren lasterhaften Absichten ein Hinderniß zu seyn scheint!!!

Neun und fünfzigste Geschichte.

Ermordung der Herrn von Beausset zu Marseille am 3ten Mai 1790.

Marseille begann bald nach der Revoluzion ein zweites Paris zu werden. Die Tumulte waren daselbst eben so häufig und groß als hier, und das Volk trieb unter der Firma Freiheit und Gleichheit dort eben den Unfug, wie hier. Da einmal alles ein kriegerisches Ansehen haben wollte, so verlangte der Pöbel in Marseille Waffen, und da man hier ebenfalls den Ruhm haben wollte, eine Bastille zerstört zu haben, so beschloß man das Fort St. Jean zu schleifen.

Das Geschrei um Waffen vermehrte sich im Anfang des Mai so sehr, daß der Kommendant des Forts, von dem man sie eigentlich verlangte, ins Gedränge kam, und sich verborgen halten mußte. Das Volk gewann

einige

einige Soldaten, v.. diese verhalfen ihm dazu, daß es auf eine leichte Art in das Arsenal dringen, und sich mit Waffen versehen konnte.

Da das Volk einmal Waffen hatte, so fieng es an, die äußersten Ausschweifungen zu begehen. Es plünderte mehrere Häuser, und mißhandelte verschiedene Personen auf eine so grausame Art, daß einige bald darauf starben. Indessen vergaß der Pöbel doch nicht, denjenigen aufzusuchen, dessen Verweigerung ihn aufgebracht hatte. Das Haus des Herrn Beaussет war bereits geplündert, allein man wollte ihn selbst haben.

Am 3ten May entdeckte ein Soldat Hrn. Beaussets Auffenthalt. Er hatte sich in die Boutique eines Perückenmachers verkrochen. Sogleich wurde das Volk herbeigerufen. Man riß den Unglücklichen, der mit Thränen um sein Leben bat, heraus, und tödtete ihn mit vielen Stichen und Schlägen. Auch gegen den Leichnam war der wüthende Haufe noch grausam. Man schnitt ihm den Kopf ab, trug ihn auf einer langen Stange in der Stadt herum und schleppte die Leiche hinten drein. Das Volk sang bei diesem Zuge Triumphlieder, und zeigte dadurch nur zu

deut-

deutlich, was aus ihm in der Folge werden würde.

Diese Szene kam am 12ten Mai in der Naz. Vers. zur Sprache. Man beschloß die Schuldigen einzuziehen, und ihnen den Prozeß machen zu lassen. Graf Mirabeau widersetzte sich aus allen Kräften diesem Entschluß, und mehrere Pariser Blätter meldeten zu dieser Zeit, er sei der Urheber dieser sowohl, als anderer Greuelszenen gewesen, die in der Folge zu Marseille vorgiengen.

Sech=

Nro. X.

Sechzigste Geschichte.

Allen Glauben übersteigende Grausamkeit des Pariser Volks ausgeübt in der Abtei St. Germain, im September 1792, beschrieben selbst von einem Gefangenen.

Unsern Lesern wird es gewiß nicht unwillkommen seyn, hier, von dem, was sich erst kürzlich in einem der Pariser Gefängnisse zugetragen, eine treue Erzählung zu finden. Der Gefangene mag selbst reden:

„Ich ward den 22ten August, vorigen Jahres, arretirt, weil man mich als den Verfasser eines sehr aristokratischen Journals angegeben hatte. Obgleich bei dem ersten Verhöre aus meinen Antworten sattsam erhell-

te, daß ich weder der Verfasser, noch ein geheimer Kundschafter der Emigranten sey; so wurde ich doch noch den nämlichen Tag in die Abtei von St. Germain gebracht, die seit der Revoluzion zum Staatsgefängnisse dienet. Nachdem ich dem Kastellan des Gefängnisses meinen Logiszettel übergeben hatte, brachte dieser mich nach dem gewöhnlichen Kompliment, daß mein Aufenthalt nicht von Dauer seyn dürfte, in einen großen Saal, der ehemals zur Kapelle des Gefängnisses gebraucht wurde. Ich zählte darinn 17 Personen, die auf gewöhnlichen Feldbetten lagen. Ich erhielt meinen Platz auf dem 18ten, das durch die Hinrichtung eines Herrn Dangremont, der den Tag zuvor unter der Guillotine den Kopf verloren hatte, ledig geworden. Noch denselbigen Tag, eben da wir uns zu Tische setzen wollten, brachte einer der Mitgefangenen, Herr Chantereine, Obrister der kurz vorher verabschiedeten Leibwache des Königs, sich drei tödliche Messerstiche bei, woran er ein paar Minuten nachher starb. Gegen 5 Uhr Abends erhielten wir einen abermaligen Mitgefangenen, das war Herr du Rofoy, bekannt durch die sehr königlich gesinnte Zeitung von Paris, die ihm ein paar Tage nachher den Kopf kostete. Gegen Mitternacht kam ein Offizier der Municipalität zu uns in

den

den Saal, schrieb unsre Namen, und den Tag unsrer Ankunft auf, und verließ uns mit dem Versprechen, sich unserthalb bei der Municipalität zu verwenden: allein dieß Versprechen erfüllte sich nicht, sogar nahm die Anzahl der Gefangenen stündlich zu. Den 28ten und 29ten wurden wir alle Augenblicke durch die Ankunft neuer Gefangenen aufmerksam gemacht; wir konnten selbige nämlich durch einen kleinen Thurm, der an die Kapelle, worinn wir uns befanden, stieß, und dessen Fenster auf die Gasse hinaus giengen, aus den Wägen, worinn sie ankamen, aussteigen sehen. Die Entdeckung dieser Aussicht kam uns, wie man weiter unten sehen wird, theuer zu stehen; denn aus diesen Fenstern sahe man ein paar Tage später das schauderhafteste Schauspiel, wovon vielleicht nur eine kleine Anzahl Leser sich einen Begriff wird machen können. Gegen 11 Uhr Abends führte man uns noch einen 80jährigen Mitgefangenen zu; dieß war Herr Gayotte, der zwar durch seine Tochter, die bei dem Volke das Leben ihres Vaters erhalten hatte, aus diesem Gefängniß befreiet wurde, doch aber eine kurze Zeit nachher von dem gewöhnlichen Criminalgerichte zum Tode verurtheilt und hingerichtet ward. Am 2ten September brachte uns der Gefangenwärter das Mittagsessen

früher als gewöhnlich; sein finsterer und verlegener Blick ließ uns nichts gutes vermuthen. Als er um 2 Uhr wieder zurückkam, drängten sich alle Gefangene um ihn her, um die Ursache seines ungewöhnlichen Betragens zu erfahren; allein er blieb gegen alle unsere Fragen taub. Wider seine Gewohnheit, nahm er heute alle bei Tische gebrauchten Messer mit sich fort; auch eine Krankenwärterinn, die einen am 10ten August verwundeten, und an einem Armbruch kranken Schweitzeroffizier, Namens Reding, bis dahin gewartet hatte, mußte auf Befehl des Gefangenwärters sich schnell entfernen. — Nach halb 3 Uhr ward das Toben des Pöbels, der sich auf dem Platz der Abtei und in der zunächst gelegenen Gasse befand, noch um vieles vermehrt; denn überall schlugen die Trommeln den Generalmarsch, auf allen Thürmen wurde die Sturmglocke gezogen, und verschiedene Kanonenschüsse, die in der Nachbarschaft geschahen, machten dieß noch schrecklicher. Während dieses schrecklichen Augenblicks sahen wir durch das Fenster unsers Thürmchens drei Wägen ankommen, die von einer ungeheuren Menge Weiber und Männer, denen die höchste Wuth aus dem Gesichte hervorleuchtete, begleitet wurden. Man führte die Wägen, so wie die darinn befind-

lichen Gefangenen in den Hof der Abtei, und man hörte überall die Worte á la force, á la force, deren Sinn wir damals noch nicht kannten; aber bald nachher überzeugten wir uns, daß dieß das Losungswort wäre, welches den Todt der Gefangenen ankündigte; die Wägen enthielten meistens lauter Priester und Bischöffe, die verkleidet am Thore waren angehalten worden. Sie wurden wenige Augenblicke nach ihrem Eintritt in das Klostergebäude der Abtei vom Volke massakrirt. Gegen 4 Uhr wurden wir durch das Geschrei eines Gefangenen, der unter dem Fenster unsers Thürmchens umgebracht wurde, aufmerksam gemacht; als wir uns dem Fenster näherten, sahen wir auch einen Körper durch eine Menge Säbelhiebe entstellt, auf dem Steinpflaster liegen, diesen folgte bald der zweite, der dritte u. s. w.

„Die schreckliche Stille, die bei diesen Hinrichtungen, die doch im Angesicht einiger tausend Menschen vor sich giengen, beobachtet wurde, machte diese Mordauftritte noch weit abscheulicher. Außer dem Geschrei der zum Tode bestimmten, und dem dumpfen, nicht wohl auszudrückenden Geräusch der Säbelhiebe, wenn sie auf die Hirnschale oder andere feste Theile des Körpers trafen, hörte

man weiter keinen Laut, als zuweilen den Ausruf, „Es lebe die Nation!“ ein Ausruf, der in unsrer Lage, und unter diesen Umständen wahres Todtengeschrei für uns war. In der Zwischenzeit, daß man die Gefangenen aus der Thüre stieß, und sie dem Volke überlieferte, hörten wir aus unserm Fenster ganz deutlich den Entschluß des unten versammelten Volks, nämlich keinem von den Gefangenen, die sich in der Kapelle befänden, — hiermit waren wir gemeint, — das Leben zu schenken, weil, wie man sich ausdrückte, darinn lauter Verschworne sich befänden; man denke sich unsre Lage.“

„Gegen 7 Uhr Abends traten zween Männer mit bloßen Säbeln und blutigen Händen in unsere Kapelle: sie wurden durch einen Gefangenwärter, der eine Fackel in der Hand trug, zum Bette des kranken Schweitzeroffiziers geführt, dem man ungeachtet seines zerbrochenen Arms, aufzustehen gebot; und da er sich nicht selber aufhelfen konnte, ward er von einem dieser Leute auf die Schultern genommen, und dem Volke preisgegeben, das ihn auch sogleich ohne weitere Umstände in Stücken hieb.

„Gegen Mitternacht traten 10 Menschen mit gezogenen Säbel in unsern Saal; voran giengen ein paar Gefangenwärter mit Fackeln. Man befahl jedem Gefangenen, sich am Fuße seines Bettes zu stellen. Nachdem die Gefangenen von diesen Leuten waren gezählt worden, wurde ihnen eingeschärft, einer für den andern zu haften, mit dem Hinzufügen, und unter einem kräftigen Schwur, daß, wenn dieß nicht geschähe, sie, ohne von dem Präsidenten vernommen zu werden, hingerichtet werden sollten. Die Aussicht, durch den Präsidenten vernommen zu werden, ließ noch einen Schein von Hoffnung erblicken; denn bis dahin wußten wir nicht, ob wir nicht, ohne vorhergehendes Befragen, würden hingerichtet werden. Am Montage früh um 2 Uhr wurde eine der Thüren des Gefängnisses mit großem Geräusche eingestossen; anfänglich glaubten wir, daß dieß die äußere Thüre unserer Kapelle sey, die von dem rasenden Pöbel, der uns umzubringen drohete, mit Gewalt aufgesprengt würde; dieß war aber nicht der Fall: wir erfuhren im Gegentheil, daß dieß die Thüre eines der untern Gefängnisse sey, die von den darinn befindlichen Gefangenen inwendig verrammelt, von den zum Morden bestellten Leuten aber aufgebrochen worden. Um

10 Uhr erschien der Abbe l' Enfant, Beichtvater des Königs, und der Abbe Chapt-Rastignac auf dem Chor der Kapelle, worinn wir uns befanden. Beide waren durch eine Thüre, die auf die Treppe stieß, dahin gekommen. Sie kündigten uns an, daß unsre und ihre letzte Stunde sich näherte, ermahnten uns zur Fassung, und ertheilten uns ihren Segen. Eine Art elektrischer Erschütterung befiel gleichsam alle Gefangene: alle stürzten mit gefaltenen und in die Höhe gehobenen Händen auf ihre Knie, und empfiengen den Segen. — Wenige Augenblicke nachher wurden die beiden Geistlichen, deren hohes Alter und ehrwürdiges Ansehen Achtung einflößten, massacrirt; ihr Geschrei, das wir sehr deutlich hörten, verkündigte uns ihren Tod."

„Der Gedanke, der in dem und den folgenden Augenblicken mich und meine Mitgefangenen vorzüglich beschäftigte, war, über die Art nachzudenken, wie wir uns bei der Weise der Hinrichtung, wie sie in Ansehung der Gefangenen statt hatte, verhalten müßten, um so viel als möglich, einen schmerzhaften Tod zu vermeiden. Von Zeit zu Zeit wurde einer von uns nach dem Thurmfenster geschickt, um das Verhalten der Gefangenen

nen, die man daselbst ermordete, zu beobachten. Hierdurch erfuhren wir, daß diejenigen, die durch Aufhebung der Arme und Hände den Säbelhieben auszuweichen suchten, am mehrsten litten; denn vielen wurden Arme und Hände abgehackt, ehe sie den tödtlichen Streich empfiengen. Wir erfuhren zugleich, daß diejenigen, die die Arme auf den Rücken hielten, am wenigsten litten. Unser einstimmiger Entschluß, den wir in der für uns schrecklichen Erwartung faßten, lief also dahin aus, mit auf den Rücken gehaltenen Armen uns unsern Henkern darzubieten, wenn die Reihe uns treffen sollte, das Schicksal unserer Mitgefangenen zu erdulden."

„Außer der Todesangst, die wir sämmtlich erlitten, wurden wir noch überdem von einem ganz unausstehlichen Durst gequält; denn seit 26 Stunden hatten wir keinen Tropfen Wasser erhalten können; endlich erhielten wir durch einen der föderirten Soldaten einen Krug Wasser, der alsbald von den lechzenden, und ihren Tod jeden Augenblick erwartenden Gefangenen bis auf den letzten Tropfen ausgeleert wurde."

„Mir brachte ein treuherziger Soldat sogar Wein, und gab mir Unterricht, wie

ich mich beim Verhör zu benehmen hätte. Das Ende seiner Rathschläge war: „Bist du ein verkleideter Priester, oder ein Conspirateur aus dem Schloße des Königs, so ists mit deinem Leben geschehen.“ Nachdem verschiedene meiner Mitgefangenen hingerichtet worden waren, kam auch die Reihe an mich. Der Rath des Soldaten machte mich mit einer gewissen Heiterkeit vor dem Präsidenten und den Assessoren erscheinen. Letztere waren, der Kleidung zufolge, gewöhnliche Tagelöhner, doch aber der Art nach, wie sie sich beim Verhör selbst benahmen, Leute aus einer ganz andern Klasse, die mit dieser Verfahrungsweise nicht so ganz unbekannt zu seyn schienen. Ich stand vor dem Präsidenten, und neben mir die Exekutoren mit über einander gehaltenen Säbeln. Als ich mich hinlänglich durch Zeugen, und bei mir habenden Papiere legitimirte, daß ich nicht der Verfasser des aristokratischen Blattes sey, mußte ich mich noch überdieß über eine Beschuldigung, als sey ich ein Abgesandter der Emigranten aus Koblenz geschickt, rechtfertigen. Aus dieser Verlegenheit riß mich das Zeugniß meines Hauswirthes. Indessen mußten die Richter, so wenig sie auch gegen mich aufbringen konnten, dennoch sehr vorsichtig zu Werke gehen, besonders da kurz vorher das

Volk

Volk sich hatte verlauten lassen, daß die Richter vermuthlich bestochen worden, weil es mit der Verurtheilung der in der Kapelle befindlichen Gefangenen so langsam hergieng. Endlich erklärte man mich dennoch für unschuldig, und brachte mich nach meiner Wohnung.“ So beschreibt der Gefangene selbst, Herr Mehard, die Greueln des Pariser Volks; in einer in Paris auf 61 Seiten öffentlich gedruckten Geschichte unter dem Titel: „Meine Todesangst.“

Ein

Ein und sechzigste Geschichte.

Geschichte der Insurrectionsgesellschaften in und außer Frankreich.

In Frankreich allein zählet man über 1000 Klubbs, die alle ihre Gesetze und Vorschriften von dem Jakobinerklubb in **Paris** erhalten, und zu einem Zwecke arbeiten müssen; und außerhalb dieses Reiches giebt es nur wenige ansehnliche Städte, wo nicht geheime Mitbrüder und Correspondenten existirten.

Das Wesentliche aller dieser Insurrections-Gesellschaften bestehet darinn, daß sie darauf ausgehen alle Staaten in Volksherrschaften zu verwandeln. Sie sind geschworne Feinde aller Souveraine, aller Monarchien, aller bisherigen Ordnung. Ihre Absicht ist, die französische Revoluzion allenthalben hin zu verbreiten, und den Saamen des

Auf-

Aufruhrs in der ganzen Welt auszustreuen. In allen Staaten unterhalten sie entweder Emissäre, oder geheim verbundene Inwohner und zwar viele, sehr viele von der ersten Klasse. Es ist erschrecklich, wenn man höret, daß sich diese Societäts-Brüder über 4 Millionen in Europa belaufen.

Der Jakobinerklubb zu Paris hat ein Direktorium und eine geheime Committee. Diese hat die eigentliche geheime Regierung. Diese Menschen sind es, welche die ganze Maschine treiben, und die andere große Menge blos zu Rädern der Maschine brauchen. Diese wissen auch allein die geheimen auswärtigen Verbindungen der Propaganda allenthalben; doch erfahren einzelne Mitglieder einzelne Namen: jedoch der geheime Plan, und die geheimen Springfedern sind immer denen bekannt, die agiren lassen: und diejenigen, die agiren müssen, werden durch die gewöhnlichen Künste des Freiheits- und des Gleichheitsschwindels in Bewegung gesetzt.

Das Bemühen, allenthalben in Europa unruhige Köpfe zu machen, hat dem französischen Volke ungeheure Summen gekostet. Man hat Summen verschwendet, die kein sogenannter despotischer Minister jemals in der

Welt auf einen Krieg in so kurzem Zeitraume verwenden konnte, und das alles blos darum, um Emissarien zu versenden, aufrührerische Bewegungen zu stiften, oder zuverbreiten, das Aufruhrssystem zu verpflanzen, die Empörungssucht zu inoculiren. Ein gewisser französischer Großer, — aber die kleinste und häßlichste aller Menschenseelen, hat sich aus einem der reichesten Partikulier in Europa zum armen Manne gemacht; denn eben er mußte — aus sichern Gründen — am meisten dazu beitragen, da er am meisten dabei interessirt war.

Die schauerlichen Auftritte zu Avignon sind ein Werk dieser Gesellschaften.

In Polen hat die Propaganda so vieles schon vorbereitet, daß die einsichtsvollen Mitglieder des Reichtages die davon unterrichtet waren, mit dem Könige zu dem Mittel einer eigenen Revoluzion schritten, und durch die weisen Artickel der neuen Verfassung die Wirkungen der operirenden Klubbs vereitelten, und die bereits angezettelten Unruhen erstickten.

Lüttich wimmelte von französischen Emissarien. Man fand auf 100,000 Thaler

ler bei einigen, deren man sich versicherte, und Vollmachten, die der Herzog von Orleans unterzeichnet hatte.

Gustav, Schwedens großer König fiel, und die Propaganda war es, die den Dolch zu seinem Falle gespitzt hatte.

Zwei und sechzigste Geschichte.

Maynz und Frankfurt in den Händen der Franzosen — Betragen derselben. — Ungerechtigkeiten.

Der 16te Oktober des zurückgelegten Jahres ist der merkwürdige Tag für Deutschland, wo General **Custine** mit einem Korps von ohngefehr 18000 Mann undisciplinirten Elsaßischen Bürgern und Landleuten, von Edesheim her, seinen Zug gegen **Maynz** richtete. Geheime Einverständnisse in dieser Stadt, und verrätherische Briefe flößten ihm Muth ein, diesen Schritt zu wagen. Am 19ten Oktober stand er schon mit seiner unkriegerischen Horde vor **Maynz**, und foderte am 20sten des Morgens die Festung auf. Der Kommendant beschloß, sich zu vertheidigen, und von beiden Seiten begann eine Kanonade, die bis den folgenden Tag währte. Nur einen schwachen Widerstand thaten die belagerten

gerten Maynzer ihrem Belagerer. An demselben Tage, den 20sten, gegen Abend, ergieng die zwote Auffoderung vom Bürgergeneral Custine, in welcher er, wenn man sich länger weigerte, mit den Greueln des Plünderns, und der gänzlichen Einäscherung der Stadt drohete, und mit den Worten schloß: daß der kommende Tag der letzte des Daseyns der Einwohner seyn sollte; da man hingegen, wenn man ihm die Thüre öffne, auf brüderliche Behandlung rechnen könne"

Maynz, dessen Landesherr sich bey der Annäherung der feindlichen Macht hinweg begeben hatte, schritt zur Berathschlagung, und ergab sich den andern Morgen um die zehnte Stunde. Nach dieser geschloßenen Uibergabe besetzten die Franzosen Abends gegen 6 Uhr, am 21ten Oktober, die Festung, und die bisherige Besatzung derselben blieb in den Aussenwerken bis zum folgenden Tage, an welchen sie endlich völlig abzog.

General Custine war kaum in Maynz eingerückt, als er schon am 22ten Oktober des Morgens ein Korps von 3000 Mann unter dem Kommando des Generals Neuwinger nach Frankfurt am Mayn detaschir-

te, und von dieser Stadt 2 Millionen Gulden Brandschatzung fordern ließ, aus dem Grunde, weil sie den Emigranten Schutz gegeben habe, und in ihren Zeitungen die französische Revoluzion nicht begünstiget hätte. Ohngeachtet Frankfurts Magistrat sich hinlänglich vertheidiget, und die gänzliche Zerstörung des Bürgerwohls dieser ungeheuern Forderung entgegengesetzt hatte, so beharrte dennoch der Franzose auf seinem Begehren.

Indem Custine diese Brandschatzung betrieb, ließ er einen so betitelten: „Aufruf an die gedrückte Menschheit in Deutschland," in die Maynzer und Frankfurter Zeitungen setzen, in der Absicht, die Einwohner an allen Orten, wo Franzosen waren, und wo sie noch hinkommen wollten, anzureitzen, Frankreichs Beispiele zu folgen, und Freiheit und Gleichheit unter sich einzuführen. Dieser Aufruf mußte gezwungener Weise in die Frankfurter Zeitungen gedruckt werden, so wie andere Aufsätze und Invectiven. Allein sie blieben ohne Wirkung, alle diese Volksanreizungen. Der biedere Deutsche verachtete die französische Freiheit; denn er sah, daß eben der Mann, der sie ihm mit vollen Backen predigte, ihm von der andern Seite Geld und Kanonen raubte. Da die Frankfurter

furter die gefoderte Summe nicht geschwind genug aufbringen konnten, so kam Custine selbst mit noch 3000 Mann nach Frankfurt, wo er sich einige Tage aufhielt, und die Geldzahlungen mit solcher Strenge eintrieb, daß er 7 der vornehmsten und reichesten Kaufleute als Geiseln arretiren ließ. Er gab sie unter die Bewachung des Generals Neuwinger, und ließ sie nicht eher los, bis eine Million baar bezahlt, und für die noch fehlende Million Sicherheit gestellt war.

Auf gleiche Art behandelte er die andern Gegenden, in welche er Detachements geschickt hatte. Dem Kloster Arensberg nahm er 150,000, dem Kloster Ilmenstadt 100,000 Gulden ab. Von Burg-Friedberg wurden 50,000 Thaler, und eben so viel Brandschatzung von Wisbaden eingetrieben. Wo nicht bezahlt werden konnte, da wurden Geißeln weggeführt. Auf solche Art erleichterte freilich Custine die gedrückte Menschheit — von Hab und Gut. — In Maynz errichtete er am 24ten Oktober einen Jakobinerklubb, der bald bis zu 600 Personen anwuchs. In demselbigen wurde zuerst, und nachher in den Zeitungen eine Proklamation dieses Generals bekannt gemacht, in welcher alle unter dem sogenannten Priesterjoche seuf-

zende Bürger, und Bauern des Maynzer Landes, und anderer geistlichen Staaten ermuntert wurden, sich auf französische Art frei zu machen. „Die Abgaben, heißt es in dieser Proklamation, die man von euch fodert und nimmt, haben keinen andern Grund, als den Schutz, den sich der Stärkere über den Schwächern anmaßt, und sind nichts anders, als eine Gewaltthätigkeit. Die Morgenröthe des schönen Tages, der so viele Ungerechtigkeiten verbannen wird, leuchtet an eurem Himmel. Der Nationalkonvent der Franzosen steht im Begriffe, jene lästigen Abgaben auf ewig abzuschaffen. Nur die Repräsentanten der fränkischen Nazion sind es, welche über die Rechte derjenigen entscheiden können, die durch die Macht unserer Heere mit der brüderlichen Gesellschaft vereiniget worden, welche unsere Staatsverfassung ausmacht. Mit tiefer Ehrfurcht, fährt Custine fort, erwarte ich bevollmächtigte Personen, welche die Verkündiger des ganzen Inbegriffs euerer Rechte seyn werden.“ So konnte ein General der französischen Nazion, die so feierlich als einen Hauptgrundsatz gemacht hat, daß sie aller Eroberungen entsage, lügen; so konnte Custine mit unverschämter Dreustigkeit sprechen, er, der Millionen

lionen foderte, und Räuber dahin abschickte, wohin er selbst nicht kommen konnte!!

Der zu Maynz formirte Jakobinerklub gab sich den Titel: Klubb der Freunde der französischen Konstitution und Republick. Man beschloß in demselben: dem Churfürsten sein Volk abwendig zu machen, ihn aller seiner Rechte verlustig zu erklären, ihm eine Pension von 6000 Gulden zu geben, alle Güter der Geistlichkeit für Nationaldomainen zu erklären, und überhaupt aus dem Maynzerlande ein neues Frankreich zu machen.

Man brauchte in Maynz ein ganz besonderes Mittel, den Freiheitsgeist zu reitzen. Custine ließ am 7ten November die Einwohner der Stadt und Gegend auffodern, sich zu erklären, ob sie lieber freie Menschen oder Sklaven seyn wollten, und zu dieser Absicht zwei Bücher in den Saal der Konstitutions-Freunde legen. Das eine dieser Bücher, — er nannte es, das Buch des Lebens — war in rothen Saffian gebunden, mit der Freiheitsmütze, und am Rande mit den Nazionalfarben geziert, und enthielt einen Schwur, die französische Konstitution anzunehmen, so wie sie itzt exi-

stirt, und so wie sie noch künftig durch die Stellvertreter der französischen Nazion wird verfaßt werden. Das andere Buch, — es hieß, das Buch des Todes, — war in schwarzes Papier gebunden, mit Ketten umschlungen, und enthielt die Ueberschrift Sklaverei. Sämmtliche Bürger und Einwohner der Stadt Maynz von 21 Jahren und darüber wurden aufgefodert, ihre Namen in das eine oder das andere Buch zu schreiben, und alle, die gar nicht erschienen, sollten für Freunde der alten Sklaverei gehalten, und wie Sklaven behandelt werden." So erobern die Neufranken.

Indem dieß in Maynz vorgieng, bewiesen die edlen Frankfurter Bürger eine solche deutsche Bürgertugend, und gaben für Deutschland solche große Beispiele, die ihnen in der Geschichte zur ewigen Ehre gereichen, und aller braven Deutschen Hochachtung und Bewunderung verdienen. Custine, fragte während seines Aufenthalts zu Frankfurt die Bürger, „Ob sie denn nicht mit ihrer Obrigkeit unzufrieden wären?" Nein, wir schätzen unsere liebe Obrigkeit, antworteten sie, und sind mit ihr wohl zufrieden. — „Ich bin gekommen euch frei

zu

zu machen," sagte er zu andern Bürgern. — Herr, freier kann er uns nicht machen, als wir schon sind, antwortete ein beherzter Mann, und die dabei Stehenden stimmten bei — — „Ja Herr, freier als wir schon sind, kann er uns nicht machen; wir sind freie Bürger."

So sprachen einzelne Bürger; aber bald zeigte sich's, daß, daß auch die ganze Gemeinde so sprechen könne. Sie erklärte sich öffentlich gegen Custine auf folgende Art.

„Herr General!"

„Sie wollen uns vor Bedrückung schü-
„zen, von der Frankfurts Bürger, Gott
„Lob! nichts wissen, und noch weniger sie
„fühlen. Sie wollen uns einer Freiheit
„versichern, die wir schon geniessen. Kurz,
„wir sind alle glücklich, alle zufrieden. Aber
„unsere allgemeine Wohlfahrt hängt mit un-
„serer glücklichen Verfassung, und dem Wohl-
„stande unserer reichen Bürger allzueng zu-
„sammen, als daß wir uns nicht für dieselbe
„verwenden sollten; denn wenn Sie, Herr
„General, unsern reichen Mitbürgern so viel
„Geld abnehmen, so sind wir, der Mittel-

„stand, unddie ärmern Bürger mitgestraft,
„weil unser Handel, unser Gewerbe sinkt,
„und unser Gewinn und Verdienst abnimmt.
„Wir leiden also alle darunter. Uebrigens
„wünschen wir aufrichtig, daß die französi-
„sche Nazion mit ihrer neuen Verfassung
„so glücklich seyn möge, als wir bis-
„her mit der unsrigen waren. Wir er-
„warten daher, von Ihnen, Herr Gene-
„ral, daß sie uns, bei dem für uns un-
„schätzbarsten Gute unserer bisherigen Ver-
„fassung, und unserm davon abhangenden
„Wohlstande unverrückt lassen. Frankfurt
„am 5ten November 1792." Zweitausend Bürger waren namentlich unterzeichnet.

Daß diese Männer auch Herz und Muth hatten, wenn es darauf ankam, erfuhr Custine zu gleicher Zeit. Er hatte schon wiederholt die Kanonen der Stadt Frankfurt einige hundert Stücke ausgeliefert haben wollen. Man verweigerte sie standhaft, und erklärte endlich, daß wenn diese Kanonen mit Gewalt genommen werden sollten, man für nichts stehen könne, was die Bürgerschaft unternehmen würde.

So

So gab Frankfurt ein herrliches grosses Beispiel für ganz Deutschland!

Indessen wurde zu **Maynz**, auf ausdrücklichen Befehl des zur Freimachung Deutschlands abgeschickten Generals Custine, bei jedem ankommenden, und abgehenden Postwagen, alle darauf befindliche, oder in **Maynz** aufgegebene Pakete, worinnen Geld, oder Geldswerth, enthalten war, oder solches anzutreffen nur vermuthet ward, aufgerissen, und Geld und Geldeswerth herausgenommen. — Handeln Straßenräuber anders?

Zu **Limburg** foderte man 25,000 Gulden Brandschatzung, und mißhandelte den churfürstlichen Schloßbeamten. Bei dem **Soltersbrunnen** nahmen die Franzosen den Geldvorrath mit, ohne Rücksicht auf den gegebenen und ihnen theuer bezahlten Salvegardebrief. Im **Trierischen** wurden viele Dörfer durch Lieferungen, und dann Plünderungen verödet. Bei **Trarbach und Bernkastel** fielen die Vertheidiger der Gleichheit über 200 wieder genesene wehrlose **Preussen** her, die mit französischen Päßen versehen waren, beraubten sie bis aufs Hemde, und führten

sie unter tausend Verunglimpfungen gefangen mit sich fort.

Nach Frankfurt brachte Custine Hungersnoth und nicht Freiheit, Despotismus, und nicht Gleichheit. Er ließ allen Proviant nach Landau und Straßburg bringen, und beraubte den Landmann aller Lebensmittel. Ein Malter Korn, der zuvor 11 Gulden kostete, stieg itzt auf 25 und darüber.

Diese Geschichte zeigt deutlich, daß den Franzosen jedes Mittel, sey es auch so unerlaubt als es wolle, willkommen sey, wenn es nur zum Zwecke führt. Man nimmt Maynz durch Verrätherei ein, und verführt die Einwohner, um sie unglücklich zu machen, und sich von ihrem Fett zu mästen. Man predigt Freiheit in Frankfurt, und legt es darauf an, den Bürger auszusaugen. Man posaunt Gerechtigkeit, und fällt Postwägen an, um fremdes Gut zu rauben. Man will den Namen eines Kriegers, und ein General ist es, der den König von Preußen gegen daß Haus Oesterreich aufwiegeln will. Ewige Schande

Schande machet der Brief seinem Verfasser Custine, worinn derselbe sich erfrecht — einen gerechten, Tugend und Rechtschaffenheit liebenden Fürsten für seine Rotte zu gewinnen. — Frankfurts glücklich erfolgte Befreiung gehöret nicht für diese Blätter.

Drei und sechzigste Geschichte.

Die Gesellschaft der blutigen Brüder.

Bevor noch Maynz durch Verrätherei in die Hände der Franzosen fiel, hatten schon die Jakobiner in dieser Stadt einen Filialklubb gegründet, und manche Brüdergesellschaft zählte schon die Aufruhrsocietät in dieser Gegend. Abgelegene Gebäude der Stadt nahmen damals noch die erstern auf, und Keller, und unterirdische Gewölbe waren der Aufenthaltsort der letztern. Beide Rotten vervielfältigten sich in kurzer Zeit ansehnlich, und schmiedeten ungestört die greuelvollesten Pläne. Durch veranstaltete Beraubungen vermöglicher Häuser, wußten sie ihre Kassen zu füllen, und durch den Leidenschaften schmeichelnde Grundsätze sich mächtige Anhänger zu verschaffen. Herr von H — war schon von lange her der Gegenstand ihrer

Wünsche

Wünsche, und man versprach sich große Dinge, wenn man ihn als Bruder einweihen könnte. Einem der Emissäre von der Aufruhrssocietät, oder wie sie sich speciell nannte, von der Gesellschaft der blutigen Brüder, glückte es, mit diesem Manne nähere Bekanntschaft zu machen. H — ahndete nichts übels, und vermeinte wirklich, an dem Fremdling, der sich von der empfehlendsten Seite zu zeigen wußte, einen wahren Freund gefunden zu haben. Beide pflogen lange Zeit den vertrautesten Umgang mit einander, ohne daß H — je Ursache gehabt hätte, mißtrauisch gegen seinen angeblichen Freund zu werden. Der Plan des letztern war, H — ganz für sich einzunehmen, und ihn, da es Zeit seyn würde, seinen Brüdern einzuliefern, und ihn sodann entweder in die Gemeinschaft aufzunehmen, oder durch die schrecklichsten Martern ihm gewisse Geheimnisse zu entlocken. Der Verführer war geschickt genug, sich ungedingtes Zutranen bei H — zu erwerben, und sich seiner Freundschaft vollkommen zu versichern. Man verabredete eine Spazierfahrt nicht fern von Maynz, unter dem Vorwande einen guten Freund auf dem Lande zu besuchen. Es geschah. Schon gegen Abend hielt der Wagen in einem Dorfe, das nur wenige Ein-

wohner hatte, und wo sich ein zum Theil verfallenes Schloß befand. Man verfügte sich zum Eigenthümmer des Schloßes. Dieser nahm beide Gäste sehr freundlich auf, und bewirthete sie über alle Erwartung. Es war schon spät in der Nacht, als man die Tafel aufhob, und zur Ruhe gehen wollte. Der Schloßbewohner nahm ein Licht in die Hand, und führte die beiden fremden, wie H — vermeinte, in ihr Schlafgemach. Sie stiegen viele Treppen hinab. Endlich öffnete der Führer eine Thüre, und die Gesellschaft befand sich in einem unterirdischen nur schwach beleuchteten Gewölbe. Eine Menge verkappter Männer grüßte die Ankommenden. H — erschrack. Seine beiden Führer lächelten, und setzten sich mit den übrigen in die Runde. Die Pforte ward verriegelt. Jeder der Anwesenden zog einen Dolch hervor, und der Präsident redete nach einer tiefen Pause Herrn von H — also an:

„Mäßigen Sie ihren Schreck! — Wir ringen nach Freiheit, und diese Dolche, geschliffen für Despoten, sind unsere Werkzeuge.“ Er schwieg, und H — empfieng ein Schlachtmesser.

Der Präsident begann wider:

„Sie sind in unsern Händen. Widerstand würde Ihren Untergang befördern. So viel für itzt. — Vor der Hand seyn Sie Augenzeuge von einem Gerichte, daß wir über einen Unglücklichen halten werden, der, um einer geringen Belohnung willen, uns und unsere Geheimnisse entdecken wollte. Sie werden ein Zuschauer dieser Scene seyn; sie diene Ihnen zur Warnung.“

Man brachte gebunden den Unglücklichen. Er hob seine Augen gen Himmel, und empfahl sich der göttlichen Barmherzigkeit. Hierauf erhob sich die unterirdische Gesellschaft. Der Präsident war der erste, der seinen Dolch in die Brust des Menschen stieß. Seinem Beispiele folgten die übrigen alle. Auch H — sollte es thun, aber es unterblieb. Zugleich schnitt ein anderer diesem armen Schlachtopfer die Kehle ab, und man fieng das Blut mit einem Becken auf. Itzt tauchte jedes Mitglied seinen Dolch in das Blut des Getödteten, und schwur — Freiheit unter dem ganzen Menschengeschlechte zu gründen.

Nachdem dieser Mord geschehen war, führte man ein Mädchen vor. Als der Präsident

sident sie mit blutdürstiger Hand anrührte, brach sie in ein lautes Geschrei aus, und — wir lassen von jetzt an Herrn von H — selbst sprechen, — „und mein Herz blutete, als „ich Jugend, Unschuld und Schönheit in „dieser erschrecklichen Lage sah."

„Meine Herren, fieng hierauf das Ungeheuer an, sie sehen hier eine junge Person vor sich, die unser Zutrauen gemißbraucht hat. Der Verbrecher, der so eben seine wohlverdiente Strafe empfieng, hatte ihr einen Theil unserer Geheimnisse entdeckt. Wir sind in Gefahr von ihr verrathen zu werden. Eine edle Gesellschaft befindet sich in äußerster Gefahr; aber ein wenig Blut kann uns sicher stellen. Urtheilen Sie."

„Man schritt zur Stimmensammlung. Die Bedauernswürdige erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei, und war ganz in Verzweiflung. Man fand für gut, ihre Hinrichtung auf den folgenden Tag zu verschieben, und führte sie in ihr Gefängniß zurück. Im Vorbeigehen warf mir die junge Person einen zärtlich bittenden Blick zu, der mir genugsam zu erkennen gab, daß sie mir vor allen übrigen einen Vorzug einräumte, und ein gewisses Vertrauen in mich gesetzt hatte. Ich schwur

ihr

ihr in meinem Herzen, alles mögliche beizutragen, um sie, wenn es anders möglich ist, zu befreien. — Alles wurde nun ruhig, und der Präsident der Versammlung hielt eine Anrede, worinn er Grundsätze entwickelte, die einer so abscheulichen Gesellschaft würdig waren."

„Meine Herren, sagte er, wir sind insgesammt innigst von der Wahrheit jener Grundsätze überzeugt, die wir befolgen, und die wir an die Stelle der unglücklichen Vorurtheile gesetzt haben, in denen wir erzogen wurden. Ich will jetzt diese Grundsätze um des neu Aufgenommenen willen etwas weiter entwickeln. Er that es, und ich hörte mit Schaudern, Königsmord, Vatermord, Raub und Dieberei, Blutschande und Gotteslästerung, ich hörte alle Laster vertheidigen. — Er schloß mit folgenden Worten: — Wir können uns daher mit Recht als Helden und Weise betrachten, die sich für das Beste der Menschheit aufopfern. Wir ziehen den Blutegeln des Staats das eingesaugte Blut wieder aus. Wir machen den, durch eine schändliche Gesetzgebung verursachten Schaden wieder gut, und lehren dem Menschengeschlecht durch unser Beispiel, wieder in seine ursprünglichen Rechte zu treten, und wie Männer zu leben."

„Die ganze Gesellschaft bezeugte ihren lauten Beifall, nur ich allein konnte mich nicht dazu entschließen. Da ich ganz still schwieg, fragte man mich, ob ich nicht die nämlichen Grundsätze hege. Ich sah sehr gut ein, wie gefährlich es seyn würde, den Bösewichtern gerade zu ins Gesicht zu sagen, daß meine Grundsätze den ihrigen schnurstracks entgegen liefen, aber unwiderlegt konnte ich auch unmöglich die Rede des Präsidenten lassen. Ich gebrauchte daher die äußerste Schonung, und drückte meine Gedanken ohngefehr also aus:

„Meine Herren, sagte ich, das, was Sie Vorurtheil nennen, ist für mich jederzeit Grundsatz gewesen. Sie sind freilich mehr dazu aufgelegt als ich, eine gegentheilige Lehre anzunehmen, und ihre Handlungen, die mit dieser Lehre übereinkommen, machen sie Ihnen angenehm. Ich aber, den weder Gewohnheit noch Denkart zu dieser neuen Moral gestimmt hat, kann mich durch ihre Gründe keineswegs überzeugen. Hören Sie die meinigen: Jeder Mensch hat ein unbezweifeltes Recht an dem, was er sich durch die Anwendung seiner Kräfte verschaft hat. Den Gesetzen kommt es zu, diesen Erwerb einem jeden zu sichern, und dafür zu sorgen, daß derselbe auch auf die Kinder und Erben des Erwerbers forterbe. Oft

trägt

trägt sichs freilich zu, daß dieser, oder jener durch die Zusammentreffung glücklicher Ereignisse, sich Güter in Menge erwirbt; nichts desto weniger aber müssen andere froh seyn, in einem Zustande zu leben, worinn man wenigstens dessen versichert ist, was man besitzt, und was man durch seine Kräfte erworben hat; denn außerdem würde man täglich Gefahr laufen, seiner Güter, und gewiß auch seines Lebens beraubt zu werden. Jeder Mensch hat, meiner Meinung nach, ein weit größeres Recht an dem, was er besitzet, und was die Gesetze ihm zu sprechen, als derjenige, der es ihm mit Gewalt raubet. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, hat man diejenigen für ehrliche Leute gehalten, welche unter dem Schutze der Gesetze lebten, und sich nach den Vorschriften derselben richteten. Diejenigen aber, die diesen Gesetzen entgegen handelten, galten überall für Schurken. Der Stimme des ganzen Menschengeschlechts aber muß man doch wohl mehr glauben, als einigen einzelnen Mißvergnügten, die dreust genug sind, eine Lehre zu predigen, die nur ihnen schmeichelt. Vergebens wenden sie dagegen ein, daß Sie die Gesetze ihres ursprünglichen Eigenthums entsetzt hätten. Was brachten Sie denn mit sich auf diese Welt, dessen Sie entsetzt worden wären? Wer durch eigne Kraft noch

nichts hervorgebracht hat, der hat an nichts ein Recht.“

„Meine Rede schien der Gesellschaft sehr übel zu behagen. Zu meinem Führer, dem vermeintlichen Freunde, sagte der Präsident: — Sie fahren zu voreilig, und es war noch viel zu frühzeitig, diesen Mann, dem es noch an Fähigkeit mangelt, unsere Grundsätze zu umfassen, bei uns einzuführen. Vollenden Sie Ihr angefangenes Werk, oder zittern Sie. — Mein Führer entgegnete: Mein Unterricht wird, muß ihn empfänglich machen; und zu mir sich wendend: Sie bleiben von nun an unter meinen Augen auf diesem Schloße.“

„Hierauf nahm man weiter keine Notiz von mir, und jedes Mitglied gab Rechenschaft von dem, was es seit der letzten Session ausgeführt hatte. Die Haare standen mir gen Berg, als ich die Greueln vernahm, mir ward bange um Vaterland und Menschenwohl.“

„Mein Führer führte mich mit verbundenen Augen aus dem Gewölbe in ein festes Gemach. Als wir hier ankamen sagte er, daß er mir mehr Geist und weniger Vorurtheile zuge-

zugetraut hätte. Izt entfernte er sich, und brachte mir bald Nahrungsmittel in Menge. Der Hunger trieb mich an etwas weniges, was mir nicht verdächtig schien zu geniessen. Mein Wirth stellte mir das große Glück vor, daß ich durch meinen Beitritt zu der Gesellschaft machen könnte. Ich machte ihm leerr Versprechungen, und er schien ruhiger von mil wegzugehen. Als ich mich allein befand, fiemir das unglückliche Mädchen ein. Ich verzweifelte an ihrer Rettung. Mit einemmale höre ich ein dumpfes Seufzen in der Nähe. Ich gehe dem Schalle nach. Es schien mir hinter einer eisernen Thüre zu seyn. Ich weis nicht, woher ich Muth und Kräfte bekam. Ich renne gegen die Pforte, und die Riegel lassen los. Meine Unglückliche liegt mir zu Füssen. Der Morgen war schon angebrochen; eine feierliche Stille herrschte in der Gegend. Ich entdecke ein Fenster, und höre Wasser rauschen. Ohne ein Wort zu reden, nehme ich das Mädchen in meine Arme, steige mit ihr auf das Gemäuer des Fensters, und wage mit der Bürde einen Sprung in den Fluß. Es gelang mir. Meine Schwimmkunst kam mir zu Statten. Wir erreichten bald das Ufer. Gutgesinnte Landleute nahmen uns auf, und labten uns, denn wahrlich der Labung bedurften wir beide. Ich erkundigte mich nach dem

Schloße. Niemand wußte mehr zu sagen, als daß der Herr desselben sich hier seit einiger Zeit niedergelassen habe, und in möglichster Verborgenheit lebe, nur des Nachts bisweilen Besuche bekäme, des Tages aber sich ganz stille verhalte. — Mich überfiel ein heftiges Fieber, und auch meine Gefährtinn, deren Geschichte hieher keinen Bezug hat, erkrankte. Dieser Zufall zwang uns etwelche Tage bei den guten Hüttenbewohnern zu verweilen. Ich schrieb Briefe nach Maynz, und schickte Bothen ab, und erfuhr endlich, daß diese Stadt durch innere Verrätherei indessen eine Beute der Feinde geworden sey. Die Bothen brachten mir die Briefe zurück. Ich floh mit der, die ich gerettet hatte."

Was der Briefsteller noch weiter erzählt, übergehen wir aus guten Ursachen.

Vier und sechzigste Geschichte.

Erfindungsgeist der Pariser, die Unschuld zu martern.

An dem Tage, als man Ludwig den XVI. vor die Schranken der Nationalversammlung berief, und Frankreichs Monarchen wie einen Verbrecher von Wachen begleitet, zu dem schimpflichsten Verhöre führte, herrschte eine fürchterliche Stille durch ganz Paris. Die Tausende, die zusammen liefen, um ihren gefangenen König zu sehen, und von denen man ein Zetergeschrei erwartete, schienen jtzt mit einemmale alle Sprache verloren zu haben. Ihr Auge hieng an Ludwig, und sein Blick glich dem Blicke des Henkers, der sehnlichst des Zeichens harret, das Schwerdt des Todes aus der Scheide zu ziehen. Ludwig war im Konvente, und die Menge zerstreute sich, und lösete ihre Zunge. Emissäre der

Jakobiner liefen geschäftig umher, und beobachten die Urtheile des Volks über das Verfahren gegen seinen Regenten. Viele derselben ließen sich vorsätzlich in Gespräche ein, mißbilligten absichtlich die Benehmungsart des Nationalkonvents, und entlockten auf diese Weise manchen minder vorsichtigen Sprecher seine wahre Denkungsart. Es dauerte nicht lange, so ward auch derselbe gefänglich eingezogen, und aus dem Wege geräumt. Unter den vielen Schlachtopfern, die dazu durch diese Verrätherei gemacht wurden, befand sich auch ein reicher Banquier, Namens Erbeuil. Sein Verbrechen bestand darinn, daß er seinen König unschuldig erklärte, und die Richter desselben blutdürstige Mörder nannte. Es war des Abends, als man in des Unglücklichen Wohnung drang, ihn aus der Mitte seiner Familie herausriß, und, nachdem man Gattin und Kinder vor seinen Augen getödtet hatte, ihn in eine Senfte warf, und nach dem Gefängniße brachte. Bis Mitternacht blieb Erbeuil sich, und seinen innern Schmerz überlassen; aber jetzt erschienen seine Henker vor ihm, und kündigten ihm den schmählichsten Tod an. Wir wollen Erbeuil, den am Ende doch Gottes Vorsehung rettete, selbst reden lassen.

„Ich wurde, — so schreibt dieser Mann, — zur Lampenstrafe verurtheilt. Man erklärte mir zugleich, worinn diese Strafe eigentlich bestehe. Es sollten mir nämlich an den ganzen Körper Einschnitte in die Haut gemacht, in jeden dieser Einschnitte sollte ein Docht mit etwas Oel gethan, und endlich alle diese schmerzhaften Lampen angezündet werden. — Hier erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Man führte mich in ein abgelegenes Gemach, um dieses barbarische Urtheil sogleich an mir zu vollziehen. Man entkleidete mich mit Gewalt. Nun sollte ich auf ein dazu errichtetes Schaffot gelegt, und daran mit Eisen angeschmiedet werden, um die schreckliche Operation desto besser an mir ausüben zu können. Die Liebe zum Leben, und die Furcht vor so entsetzlichen Martern, gaben mir übermenschliche Kräfte. Ich schlug wüthend um mich herum. Drei meiner Mörder warf ich zu Boden. Ihre Anzahl war indessen so groß, daß ich am Ende dennoch unterlag. Sie waren fast alle verwundet, allein sie ließen sich dadurch von der Vollziehung des Urtheils nicht abhalten. Schon lag ich ausgestreckt auf dem Blutgerüste, schon waren einige meiner Glieder festgeschmiedet; schon sah ich die mörderi-

schen Dochte, das Oel und die Messer in den Händen meiner Henker; schon war man daran, die schneidenden Werkzeuge in mein Fleisch zu senken, als man plötzlich dem Direkteur der Exekution meldete, seine Tochter, ein Liebling von ihm, sey in eine tödtliche Ohnmacht gefallen. Der Mann entfernte sich, und befahl, mit der Marter zu verziehen. Ich schwebte mit klopfendem Herzen zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Befehl, mich wieder in das Gefängniß zurückzubringen. Es geschah, ohne daß ich weiter ein Wort über mein Schicksal erfuhr. Ich blieb in einer tödtenden Ungewißheit, und brachte, wie man mir wohl aufs Wort glauben wird, eine schreckliche Nacht zu.

„Den Tag darauf sah ich durch einen Riß in der Mauer meines Kerkers ein junges, reizendes Mädchen auf dem Hofe herumgehen, und weinend die Hände ringen. Sie kam mir wie ein Engel vor. Ich redete sie an. Sie näherte sich der Mauer, und sagte die trostvollen Worte: „Verzweifle nicht, Unglücklicher! Noch giebt es menschliche, dankbare Seelen in Frankreich.“ So sprach sie, und verschwand.

Die Möglichkeit einer Rettung begriff ich nicht, und dennoch trat Ruhe in mein Herz. Ich betete mit Innbrunst.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Pforte des Kerkers, und der Directeur stand vor mir. Sein Blick weissagte mir alles Gutes.

„Sie sind frei, sprach er, — verlassen Sie aber eilig dieses unglückliche Land.“

Ich wurde überrascht, und stammelte nur folgende Worte: Wem dank ich meine Befreiung?

„Meiner Tochter, erwiederte der Mann, der Sie vor 6 Jahren im Wäldchen Boulogne das Leben gerettet haben.“

Ich erinnerte mich dieser That, erinnerte mich, daß ich das liebe Geschöpf und ihre Mutter einer Bande Mörder entriß. Dieses Mädchen nun war meine Retterinn. Sie hörte meinen Namen nennen, und das Gefühl der Dankbarkeit erwachte in ihrer Brust. — Ich wollte sie sehen, aber der Directeur des Hauses gestattete es nicht. Man brachte mir Kleider, und verkappte

mich, gab mir Geld, und so kam ich glücklich über die Gränze.“

So weit Erbeuil. — Wir schließen diese Geschichte mit der Anmerkung, daß eine Nation allerdings die höchste Stufe der Verderbtheit erstiegen haben müsse, die im Stande ist, auf solche Martern zu verfallen.

Fünf und sechzigste Geschichte.

Zustand von Paris. — Entehrung der Religion. — Skandale in der Nationalversammlung. — Bubenstück eines Gesetzgebers.

Paris ist itzt ein groser unbewohnter Steinhaufe. Wenigstens zehn tausend Häuser stehen ganz leer. Dazu muß man noch über 40 tausend Apartements aller Art rechnen, die unbewohnt sind. Die Noth ist überall und sichtbar. Das baare Geld ist verschwunden. Wie soll nun der Taglöhner, und der kleine Handwerksmann bestehen? Es ist alles, leider! aufs höchste gestiegen. Und die Parthei, die sich einmal vorgenommen hat, ihren Zweck zu erreichen, achtet es nicht, wenn auch ganz Frankreich eine Wüste und Wohnung der Wölfe würde.

Die öffentliche Ordnung ist gänzlich zerstört, und die Justiz der Willkühr des Pöbels überlassen. Der Tempel der Gerechtigkeit ist in eine Fischweiberhalle umgestaltet; die Zuhörer sind Richter, und die Richter werden insultirt. Man rechnet itzt über 30,000 Strassenräuber in Paris, die alle unterhalten werden.

In den Kirchen, wo man sonst den Ewigen anzubethen gewohnt war, herrschen itzt die ärgerlichsten Auftritte, und geben die überzeugendsten Beweise, daß der Pariser alle Moralität abgelegt habe. In der Kirche unserer lieben Frau ward am Neujahrstage dieses Jahrs wieder einmal Gottesdienst gehalten. Es versammelte sich vieles Volk, und der Priester begann das Te Deum, Herr Gott dich loben wir, ꝛc. Mit einemmale schrie die Menge, daß man das Lied ça ira, ça ira, absingen, und mit Musik begleiten solle. Dieses Geschrei wurde so stürmisch, daß das Orchester das Lied spielen mußte, und das Volk machte den Chor mit Springen. Dem Priester am Altare führte man eine Buhldirne, die man aus einem öffentlichen Hause hohlte, zu, und zwang ihn, in Meßkleidern, mit derselben,

zu tanzen. Ein allgemeines Gelächter ertönte in dem heiligen Hause.

In der Nazionalversammlung, an einem Orte, wo sich die Gesetzgeber Frankreichs einfinden, und das Wohl von Millionen Menschen abgewogen wird, an diesem Orte gehen nicht weniger fast mit jedem Tage skandalöse Scenen vor. Erst kürzlich geriethen zween dieser Gesetzgeber in einen Wortwechsel. Ein dritter wollte die Fehde beilegen, wurde aber von den beiden erstern auf das schimpflichste gemißhandelt. Man gab einander Ohrfeigen, zog sich bei Haaren herum, und es schien, daß der Versammlungssaal eine Schenke voll Trunkenbolde und unflätiger Bachanten geworden sey.

In einer der Vorstädte von Paris stand noch vor kurzem ein Nonnenkloster. Die Nazionalversammlung, die die Jungfrauen nicht ernähren wollte; obschon sie ihnen ihr Eigenthum schon vorlängst nahm, gab dem Volke durch Winke zu verstehen, die Nonnen zu zerstreuen. Einer der Gesetzgeber stellte sich an die Spitze des Pöbels, den er mit Ruthen bewaffnete, und so drang man in die Zellen der Jungfrauen. Jede

wurde

wurde erbärmlich zerglißelt, und nackt aus dem Hause gestoßen. Die weibliche Schamhaftigkeit litt hier schrecklich. Man trieb den zügellosesten Spott mit den Fliehenden. — Der Gesetzgeber referirte des folgenden Tages mit lachendem Munde seine That im Konvente, und ärndtete allgemeinen Beifall.

Sechs

Gs.

Mordgeschichten

1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Französische Mord- und Unglücksgeschichten, wie sich solche seit den Unruhen in Frankreich, wirklich zugetragen haben aus dem Französischen übers.
Bd.: 1

Wien [u.a.] 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6656 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249208-9
VD18 15450805-001